HVEDHOLM
BIBLIOTHEK

Neue Reise-Beschreibung nach Ost-Indien/

Darinnen die Insul Bourbon oder Madagascar, Suratte, die Küste von Malabar, Calicut, ingleichen Hanor und Goa ꝛc. ausführlich dargestellet werden.

Beschrieben von

Monsr. DELLON,
der Artzney Doctorn, Autorem der Inqvisition von Goa.

DRESDEN/
Bey Johann Jacob Wincklern/
1700.

Vorrede.

EIn plötzlicher Zufall nöthigte mich / über Hals und Kopff / zu einer Zeit / da ich es mich am wenigsten versahe / aus Indien zu begeben / wodurch ich denn / noch mehrere / sowohl nützliche als annehmliche Anmerckungen zu Papier zu bringen /

verhindert wurde. Als ich wieder von dar zurücke gelanget/ trug ich gegenwärtige Relation, bloß die Curiosität einiger meiner guten Freunde zu vergnügen/ zusammen/ und liesse mich erst nach langer Zeit darzu bereden/ solche in Druck heraus zu geben.

Darinne werden nun die jenigen/ so sich solches zu lesen die Mühe nehmen/ vielleicht das/ so sie ver-

verhoffet/nicht antreffen; Ich kan aber versichern/ daß nichts in solcher zu befinden/ so nicht die pure/ lautere Wahrheit sey/immassen ich nichts/ so sich nur auf hören sagen gründet/sondern das jenige/ so ich Zeit meiner Zehen-jährigen Reise mit meinen Augen gesehen/hinein gesetzet. Der Kürtze habe ich mich nach Möglichkeit beflissen/ und deswe-

gen die auf den Reisen zu Handen stossende Begebenheiten / als durch welche ein Buch zwar grösser / aber auch verdrüßlich zu lesen wird / hinweg gelassen.

(o)

Regi-

Register

Derer in dieser Reise-Beschreibung befindlichen Capitel/ und wovon ein iedes handelt.

Erster Theil.

Das 1. Capitel.

Die Abreise aus Franckreich. p. 1

Das 2. Capitel.

Von Capo Verde, oder dem grünen Vorgebürge. 6

Das 3. Capitel.

Von der Insul Bourbon oder Mascareigne. 14

Das 4. Capitel.

Von denen Schild-Kröten/ auch einigen andern Thieren. 21

Das 5. Capitel.

Von der Insul Madagascar. 27

Das

Das 6. Capitel
Von der Handlung. 31
Das 7. Capitel.
Von denen Einwohnern zu Madagascar. 33
Das 8. Capitel.
Von der Religion. 41
Das 9. Capitel.
Von denen Gastereyen. 46
Das 10. Capitel.
Von denen Heuschrecken/ Crocodilen und Chamæleons. 49
Das 11. Capitel.
Von der Reise nach Galamboule. 55
Das 12. Capitel.
Von dem Meerbusen Antongil. 61
Das 13. Capitel.
Die Abreise von Madagascar nach Indien. 67
Das 14. Capitel.
Von Suratte. 74
Das 15. Capitel.
Fortsetzung des vorigen. 81

Das

Das 16. Capitel.
Von den unterschiedlichen Religionen. 87

Das 17. Capitel.
Wie sich die Indianischen Weiber mit den Leichen ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen. 97

Das 18. Capitel.
Von den Tempeln und Kirchen der Indianer. 108

Das 19. und 20. Capitel.
Die Abreise von Suratte nach Malabar. 117. 122

Das 21. Capitel.
Von Malabar. 128

Das 22 Capitel.
Von der Jacca und der Manga. 137

Das 23. Capitel.
Vom Pfeffer/Cardamomen/Canel oder Zimmet-Rinde / und dem Kraut Bethel. 140

Das

Das 24. 25. 26. 27. Capitel.
Von allerhand Thieren 150. seq.
Das 28. Capitel.
Von dem Malabariſchen Volck und ihren Gebräuchen. 190
Das 29. Capitel.
Von denen Nahern. 196
Das 30. 31. 32. Capitel.
Von ihren Gewohnheiten und Gebräuchen. 201
Das 33. Capitel.
Von ihren Kleidungen. 219
Das 34. Capitel.
Von dem Reichthum ihrer Pagoden. 223
Das 35. Capitel.
Von denen Gotzen. 228
Das 36. Capitel.
Von ihren Waffen. 231
Das 37. Capitel.
Von denen Mahometanern. 235
Das 38. Capitel.
Die Einführung der Colonie zu Tilcery. 240

Das

Das 39. Capitel.
Die Abreise von Baliepatan. 245
Das 40. Capitel.
Des Herrn Flacour Reise nach dem Samorin. 252
Das 41. Capitel.
Neue Unruhe zu Tilcery. 256
Das 42. Capitel.
Unterschiedlicher Schiffe Ankunfft. 260
Das 43. Capitel.
Die Abreise von Tilcery. 263
Anderer Theil.
Das 1. Capitel.
DJe Reise nach Tanor. 272
Das 2. Capitel.
Von Calicut. 277
Das 3. Capitel.
Von Tanor. 284
Das 4. Capitel.
Die Abreise von Tanor. 287
Das 5. Capitel.
Die Reise nach Baliepatan. 291

Das

Das 6. Capitel.
Des Herrn de Flacour Wiederkunfft. 295
Das 7. Capitel.
Der Auffbruch von Tilcery. 299
Das 8. Capitel.
Die Abreise von Mangalor. 308
Das 9. Capitel.
Die Ankunfft zu Goa. 311
Das 10. Capitel.
Von Goa. 316
Das 11. Capitel.
Von denen Einwohnern zu Goa. 324
Das 12. Capitel.
Von unsern Auffenthalt zu Goa. 332
Das 13. Capitel.
Von der Abreise aus Goa. 334
Das 14. Capitel.
Die Ankunfft des Schiffes Saint Esprit, oder des heiligen Geistes. 339
Das 15. Capitel.
Des Herrn Blot Absterben. 343
Das 16. Capitel.
Von Gameron und Ornius. 350
Das 17. Capitel.
Der Auffbruch von Gameron. 356

Das

Das 18. Capitel.
Die Abreise von Suratte. 363
Das 19. Capitel.
Von des Autoris Auffenhalt zu Daman. 368
Das 20. Capitel.
Von Trapor. 372
Das 21. Capitel.
Von des Aut. Rückkunfft nach Daman. 378
Das 22. Capitel.
Die Abreise von Daman. 381
Das 23. Capitel.
Die Abreise aus Goa. 386
Das 24. Capitel.
Des Autoris Ankunfft in Brasilien. 393
Das 25. 26. Capitel.
Mehrere Nachricht von Brasilien und deren Einwohnern. 396
Das 27. Capitel.
Von der Stadt und dem Hafen. 406
Das 28. Capitel.
Von den Landes-Sitten. 410

Das

Das 29. Capitel.
Die Abreise aus Brasilien. 414
Das 30 Capitel.
Fortsetzung unserer Reise / und die Ankunfft zu Lissabon. 421
Das 31. Capitel.
Von dem Hafen zu Lissabon. 424
Das 32. Capitel.
Von Lissabon. 429
Das letzte Capitel.
Von des Aut. Abreise aus Lissabon, und Rückkehr in Franckreich. 432
Ein Tractat, von denen in Orientalischen Ländern und unter Weges sich ereignenden Kranckheiten/ und denen darzu dienlichen Artzney-Mitteln. 435. biß 487

Erzehlung
Einer Reise in Ost-Indien.
Das Erste Theil.
Das erste Capitel.
Die Abreise aus Franckreich.

DJe Neugierigkeit ist allen Menschen angebohren / jedoch ist die Jugend viel begieriger / sich hierinnen ein Vergnügen zu schaffen / als die jenigen / denen durch die Jahre die erste Hitze vergangen.

Ich habe von Kindes-Beinen an Lust zum Reisen gehabt / daher ich denn / nachdem ich mein Studiren zu Ende gebracht / von Pariß wegreisete / ohne daß ich ein gewisses Absehen gehabt hätte wohin / sondern es war mir gnug / daß

ich aus Franckreich weg / und mich unter frembden Nationen umsehen / und deren Weise und Lebens-Arth erkundigen und begreiffen wolte. Kam also im Jahr 1667. nach Port Louis, und weil die Königliche Compagnie gleich damahls ihre Schiffe ausrüstete / begab ich mich in ihre Dienste auff das Schiff / so den Nahmen Force führete / von ohngefehr 400. Tonnen / und von dem Herrn Marchand commandiret wurde.

Dieser lieff den 20. Martii 1668. in Gesellschafft des Schiffes Aigle d'or oder der güldne Adler genannt / unter Lösung der Canonen / so wohl auff unserm Schiffe / als der Vestung / aus dem Hafen / der Wind aber legte sich stracks Anfangs / also / daß wir unter der Insul Groy, so zwey Meilen vom festen Lande ist / Ancker werffen musten / daselbst wir denn biß auff den Morgen liegen blie-

blieben / biß ein Wind von Nord-West in die Segel kam/vermittelst dessen wir auff die hohe See geriethen. So bald empfunden die jenigen / die noch nicht auff diesem Element gewesen / die gewöhnlichen Ungelegenheiten/ wie denn ich/ sowohl als die andern / mein Theil davon fühlen muste / iedoch endlich mit der Zeit diese Beschwerligkeit gewohnete. Biß auf den 28. bekamen wir nichts anders/ als den Himmel und das Meer zu Gesichte / ausser daß unsere Schildwacht vier Seegel/ die nicht weit hinter uns waren/uns entdeckete. Weil nun dâmals zwischen Franckreich und Spanien Krieg war/besorgten wir/es wären Feinde / und unser Capitain ließ alles zum Schlagen fertig machen; da inzwischen der güldne Adler / so viel besser als das unsere beseegelt war / den Wind in die Seegel bekam / und die jenigen/ die wir gesehen/ einholete / von dem er-

fuhren wir/ daß es Frantzösische Schiffe waren/ welche nach Terre neuve giengen/ und darauff nahmen wir unsern Strich weiter. Des andern Tages setzte uns ein Sturm/ so 18. Stunden währete/ hefftig zu/ und kaum waren wir dieser Gefahr entgangen/ als eine viel grössere uns den Untergang dräuete: Denn unser Schiff wurde leck/ und trang viel Wasser hinein/ daß auch zween Pompen/ solches auszuschöpffen/ nicht gnugsam seyn wolten. Unsere Leute waren schon von der Arbeit ermüdet/ und mit den Officirern auff dem schwartzen Adler/ welchen man dieses zu erkennen gegeben/ schon eins/ daß man wieder nach Franckreich umkehren müste. Allein/ als man genauer nachgesuchet/ war man glücklicher/ als das erste mahl/ und fande den Ritz/ wodurch das Wasser eingetrungen/ welchen man denn sofort verstopffete/ und sehr froh

war/

war / daß man dergestalt der Gefahr entgangen. Mit anbrechendem Tage wurde man ein grosses Schiff gewahr / der Adler nahete sich ihm auff einen Canon-Schuß / und that einen Schuß nach solchem / umb es zum Streichen zu zwingen. Als es aber schwer daran wolte / steckte man die weisse Flagge auff / da es denn bald seine Gebühr beobachtete. Dieses war ein Schiff von der zu Dieppe auffgerichteten Compagnie, welches nach Senegal seegelte / umb Elephanten-Zähne / Strauß-Federn und Gold-Sand dahin zubringen. Der Capitain, Nahmens le Moyne, folgete uns etliche Tage / blieb aber am Munde des Flusses Niger liegen / und wir seegelten inzwischen immer fort / nach Capo Verde, daselbst wir auch den letzten Tag Aprilis anlangeten.

Das andere Capitel.

Von Capo Verde, oder dem grünen Vorgebürge.

DJeses ist ein Ort in Africa, unter dem vierzehenden Grad der Æqvinoctial-Linie / Nord-werts/gelegen. Es ist daselbst eine Baye oder Meer-Busen / da die Schiffe von allen Winden können getroffen werden / und man wird auch hier nicht leicht sehen / daß iemand unter Wall / oder in Sicherheit zu kommen trachten werde. So ist auch die Anländung vor die Chaloupen sehr gefährlich / und alle diejenigen / so denen hier entstehenden grausamen Stürmen sich widersetzen wollen / sind zu Schaden kommen. Die Holländer bewohneten damahls nahe bey dem festen Lande eine kleine Insul / welche Zeither so viel Herren gehabt / als viel Nationes sich dann und wann an

sie

ISLES du CAP-VERD
I. de St. Antonio
I de St. Vincente
OCEAN
Mer
I.
de Ste. Lucia
I. St. Nicolaus
I Do Sal
de Bona
Vista
Atlantique
I de St. Iago
de Mayo
Comingo
St. Iago
P. de
P. de Praya
I del Fuogo Canisos
P. de Rey
I. de Brava
Bera Corta
OCCIDENTAL

Pe
q
m
d
l
n
s
l
l
d
n
v

sie gemacht; Und auch diese besitzen sie anitzo nur darumb noch / weil Zeither niemand sie ihnen streitig gemachet. Sie ist rauh und ungeschlacht / und wer sich da auffhalten will / muß seinen Unterhalt vom festen Lande suchen. Die Völcker auff diesem grünen Vorgebürge sind viel wilder und grausamer / als die andern Africaner. Das Manns- und Weibs-Volck ist eines so heßlich als das andere. Die ich gesehen / trugen ihre Kinder auff dem Rücken / und reicheten ihnen die Brüste über die Achsel zum Trincken. Sie jagen gerne / und sind so wenig keusch / als schön / auch schämen sie sich gar nicht / denen fremden vor allen Leute unkeusche Dinge zuzumuthen. Ob schon die Africaner einige Erkänntnüß der Mahometanischen Religion haben / so bedienen sie sich doch vieler abergläubischen Ceremonien, welche in dem Alcoran gar nicht

gelehret werden. Sie begegnen denen/ so das Glücke in ihr Land führet/noch ziemlich wohl/ aber der Diebstahl ist so gemeine unter ihnen/daß man sich wohl vor ihnen vorzusehen hat. Das Jagen bringet ihnen Lebens-Mittel gnug zu wege/und an statt des gemeinen Brodes brauchen sie Hiersche/weil des Reises und andern Korns viel weniger bey ihnen gebauet wird. Ich will mich hier nicht auffhalten/ ihre Lebens-Arth zu beschreiben/ weil solches vor mir schon ihrer viel gethan. Und habe ich/wenn ich es auffrichtig bekennen soll/ davon eben so genaue Nachricht nicht/weil ich mich bey ihnen nicht länger auffgehalten/ als die Zeit erfordert/ einige Erfrischungen einzunehmen. Wir lichteten die Ancker den 12. Maji, und weil der Wind gut war/ hatten wir keine andere Ungelegenheit/ als manchmahl ein wenig Wind-Stille/ bey welcher unsere

Ar-

Arbeit war/eine Art Fische/ Reqviem, von den Portugiesen aber Tuberon genannt/iedoch zu keinem Ende/als daß wir was todt zu schlagen hatten/ zu fangen. Denn es ist ein Fisch/der hart und unverdaulich ist/ und ist manchmahl so groß/daß er einen Menschen verschlucken kan/und pflegt man ihrer nicht/als zur höchsten Noth/ zu geniessen. Das Weiblein trägt Junge/ und hat keinen Ragen/ ich habe auch in ihren Leibe manchmahl ihrer biß zwölffe/ anderthalb Schuch lang/ gefunden/ und diese sind viel besser/ als die alten. Man fänget auch zwischen denen beyden Tropicis eine Arth Fische/ so die Portugiesen Bonites nennen/ welches gewiß eine von den delicatesten Speisen ist/ so man auff dieser See habhafft werden kan. Man siehet auch da fliegende Fische/von Gestalt und Grösse als ein Hering/und die Flügel gleichen denen von

einer Fledermauß; derer sie sich aber nicht länger / als weil sie naß seynd/ bedienen können / deßwegen sie sich denn gar offte wieder ins Wasser begeben müssen. Und ist sehr zu verwundern/ daß ihrer so eine grosse Menge ist / in Ansehung / daß sie so viel Feinde haben/ welche sie ohne Auffhören verfolgen. Das Gevögel trachtet ihnen in der Lufft nach / und die Boniten schonen ihrer auch im Wasser/ wenn sie darinnen ihre Zuflucht suchen / aus einer natürlichen Feindschafft/ nicht/ also/ daß sie in steter Furcht des Todes sind. Wir kamen über die Æqvinoctial-Linie den letzten Maji, und über den Tropicum Capricorni den 24. Junii. Und biß hieher war unsere Reise noch gar lustig. Aber die auf dem Schiff/der güldne Adler/litten Noth an Wasser/mit welchen wir das unsere theilen muſten; und die folgende Nacht nahm es einen falschen

Strich

Strich / und kam von uns ab. Zwey Tage hernach wiederfuhr unserm Schiffe wieder der Zufall / daß es leck wurde / und trange das Wasser so häuffig ein / daß wir uns des Sinckens unfehlbar zu versehen hatten / und lange Zeit augenscheinlicher Lebens-Gefahr besorgen musten. Der Riß wurde wieder gefunden / und nicht so bald verstopfft / so kamen die jenigen / denen die Todes-Gefahr und grosse Arbeit allen Muth und Krafft benommen / wegen der wieder erlangten Lebens-Hoffnung wieder zu sich selbst. Bey der Vorbeyseegelung dieses berühmten und denen Reisenden so entsetzlichen Vorgebürges (nemlich des Capo de bon Esperance) wurde uns der Wind sehr zuwider. Endlich kamen wir es den letzten Julii glücklich vorbey / und den 7. Augusti entdecketen wir die Insel Dauphine, so sonsten den Nahmen S. Laurentii

oder von ihren ersten Einwohnern/ Madagascar genennet wird. Selbige lieget unterm 26. Grad Südlich/ und zwar kamen wir an der West-Seite an/ welches unsere Steuer-Leute sehr befrembdete/ welche Östlich zu seyn vermeynten. Da gab es nun viel Mühe/ das Südliche Vorgebürge dieser Insel vorbey zu schiffen/ weil der Wind so gar entgegen war. Hier setzten die Kranckheiten unser Schiff-Volck in grossen Kummer/ deñ man sahe/ wie der Scharbock in kurtzer Zeit zwey Drittheil von unsern Leuten anfiel. Diese grausame Plage nennen die Frantzösischen See-Leute das mal de terre, oder das Land-Ubel/ weil man sonst nirgends/ als zu Lande/ einige Besserung dabey zu hoffen hat. Es blieben sehr wenige von denen unseren davon befreyet/ und solch Unglück wurde noch mehr durch den hefftigen Wind/ wider welchen wir

mit

mit erbärmlicher Mühe arbeiten mu-
sten/ vermehret/ also/ daß/ wenn die
Göttliche Vorsorge uns nicht wunder-
bahr mit ihrer Hülffe erschienen wäre/
wir alle unumbgänglich hätten ver-
derben müssen.

Bey so unterschiedl. Unfällen verloh-
ren wir auff unsern Schiff doch nicht
mehr als 3. Personen. Und als der Wind
uns nun wieder günstiger wurde/ beka-
men wir den 1. Septembris die Insul
Bourbon, so vormahls Mascareigne
geheissen/ ins Gesichte/ es war aber uns
unmöglich/ solcher eher/ als den vierdten
Tag/ zu nähern.

Wir warffen unsere Ancker bey einer
bewohnten Gegend/ welche die Unsrigen
S. Paul heissen/ und an der West-Sei-
te dieser Insul lieget / da wir uns sehr
angelegen seyn liessen/ die Krancken ans
Land zu bringen. Dabey verlohren wir
wieder zwey Personen/ einer ersoff/ und
der andere starb am Ufer. Das

Das dritte Capitel.

Von der Inſul Bourbon oder Maſcareigne.

OB ſchon ihrer viel die Vortrefflichkeit dieſer Inſul gar genau beſchrieben/ ſo will ich doch nicht unterlaſſen/ dasjenige/ ſo ich ſelbſt in Augenſchein genommen/zu melden/ damit ich mein Vorhaben nicht ſelbſt unterbreche. Selbige lieget unter dem 21. Grad der Linie/ Sudwerts/ und von der Inſul Dauphine ungefehr 150. Meilen/ ihr Umkreis iſt 22. Meilen/ und der Figur nach rund. Die Frantzoſen bewohnen ſie nun faſt vierzig Jahr / und man hat keine Nachricht/ daß vor ſie iemands ſelbige im Beſitz gehabt. Ob ſie nun gleich unter der Zona torrida lieget / davon die Alten in denen Gedancken geſtanden / daß ſie nicht bewohnet werden könte ; So iſt die Lufft darinne doch gar lieblich / und

die

die Hitze / welche die nahe Sonne den Tag über verursachet / wird durch den Thau / der alle Nacht fället / sehr gemässiget. Es pflegt darinne nicht / als zu Ende des Februarii, oder um die ersten Tage des Martii, zu regnen.

Währender solcher Zeit stürmen auff diesen Küsten die Orcana dergestalt / daß vor sie kein Schiff / weil daselbst kein Hafen / darinnen sie sicher liegen könten / solcher Insul zu nahe kommen kan. Von der Zeit / da sie die Frantzosen in Besitz hatten / biß zu unserer Ankunfft / war niemahls iemand kranck darauff gewesen; Und alle Schiff-fahrenden / sie mögen mit einer Unpäßlichkeit behafftet seyn / mit welcher sie wollen / werden / wenn sie dahin kommen / Besserung empfinden / dergleichen denn achzig Personen von uns / mit gutem Glück / an sich erfuhren.

Auff dieser Insul giebt es unterschiede-

dene kleine Bäche/welche so Fisch-reich/ daß/ wenn man/ wie solches sonst gar leicht geschehen könte/durchwaten will/ sich eines Stabs gebrauchen muß/ damit man wegen der Menge und schneller Gewalt dieser Fische/ desto gewisser fussen könne. Man kan solche mit den Händen/ohne Netzen und Angeln/fangen.

Unsere Franßosen haben der Nord-Seite dieser Insul / das brennende Land (pais brule) gegeben/ weil man die Nacht über daselbst viel Feuer aufspringen siehet / davon man doch des Tages drauff mehr nicht/als eine grosse Trockenheit gewahr wird/ davon auch diese Gegend sehr unfruchtbar ist; Jedoch ist sie gegen Nord-Osten überaus fruchtbar / daher es auch den Nahmen der guten Landschafft hat. Die Frantzosen haben nichts gespahret / sie wohl anzubauen / und wachsen die Bäume

und

und andere Früchte/ das Getreide/ und alle Kräuter auch wohl darinnen. Man findet daselbst vortreffliche Wasser-Melonen/ welche von den Indianern Bateqvuas, von denen Portugiesen aber Balancias genennet werden / sie sind viel grösser und dicker/ als in Europa/ die äusserste Schale ist auch grüner/ und das Fleisch davon viel zärter / man kan mit nichts besser den Durst löschen/ sie schmecken sehr delicat, und kan man ihrer so viel/ als man nur will/ geniessen/ ohne daß sie einem was schaden solten.

Die Bananes oder Indianische Feigen sind daselbst nicht viel seltsamer/ noch ungeschmackter; Der Baum/ darauff sie wachsen/ ist viel anders/ als bey uns gestalt; der höchste ist acht biß zehen Schuch hoch/ er hat keine Aeste/ sondern nur oben am Stamm trägt er etliche Blätter/ welche von selbigem ohne andere Aeste hervor kommen/ daselbst

treibt

treibt es einen Schößling/ welcher ungefehr drey Schuch hoch wird/ daran die Bananes hangen/ wie die Wein-Trauben. Die Blätter sind sieben Schuch lang/ und anderthalben breit. Die Frucht ist an Schmack / Farbe und Grösse sehr unterschiedlich. Die kleinesten von diesen Feigen sind ungefehr drey Zoll lang/ und zwey dicke / die dickesten aber einen Schuch lang. Wenn sie reiffen/ werden sie gelbe/ wiewohl ihrer auch ein Theil gantz grüne werden. Die Haut darüber ist dicke / und stehet vom Fleische ab/ welches sehr weiß aussiehet / und einen überaus guten Geschmack hat. Die Bäume hangen das gantze Jahr durch voller Früchte.

Die Ananas sind besser / aber auch seltsamer / als die Bananas; Diese sind fast so groß / als unsere Melonen. Die Gestalt ist oval, und die Farbe gelb / und siehet dessen Schale denen

Tann-

Tann-Zapffen gleich. Diese Frucht hat oben auff der Blüte einen kleinen zusammen gewundenen Strauß/ wie eine Crone/ und daher/ wie auch seiner Fürtrefflichkeit wegen / wird sie der König unter den Früchten genennet. Diese Frucht ist sehr hitzig / iedoch kan man solche mit Wein und Zucker temperiren; Und wer derer viel essen wolte/würde sich ungesund essen. Es träget keinen Saamen/die Fortpflantzung aber geschicht durch die Ausläuffer/ so unten am Stamme ausschlagen / welcher Stamm nicht höher/als eine Artischocken-Stengel/trägt niemahls mehr als eine Frucht/und zwar auch nur einvor allemahl. Eben so verhält sichs auch mit den Bannanien ihrer Fortpflantzung. Es giebet allda noch unzehlich viel andere Arten von Früchten/derer Beschreibung sehr verdrüßlich fallen/ iedoch auch nicht nöthig seyn wird/sich dabey auffzuhalten. Die

Die erste Colonie, welche die Frantzosen zu Bourbon angerichtet/ ist in der Gegend/ so man S. Paul nennet. Selbige liegt an der West-Seite der Insul/ bey einem grossen See/ dessen Wasser gar gut zu trincken/ und auch gar Fischreich ist. Dieser ist nur 100. Schritte von der See/ und so offt als die Orkanen zu stürmen anfangen/ welches im Martio geschicht/ so offte überschweimen die Wellen das zwischen gedachter See und dem Meere liegende schmale Stückgen Land/ und vermischen das süsse mit Saltz-Wasser; weiln aber diese Sturm-Winde nicht lange anhalten/ so verleuret auch diese See gar bald den saltzichten Geschmack des Meer-Wassers. Es will niemand wissen/ wer die Schweine und Ziegen auff diese Insul Mascareigne gebracht/ aber diese Thiere haben sich dergestalt gemehret/ daß man überall

grosse

grosse Heerden davon antrifft. Man hält sich Hunde/ daß man ihrer/ absonderlich die Schweine/ welche am allerwildesten sind/ desto eher habhafft werden könne. Weil es nicht länger als 25. Jahr sind/ daß man Ochsen und Kühe aus der Insul Dauphine nach Bourbon gebracht/ so sind dieselben daselbst so gar häuffig nicht/ und gleichfalls gar wilde.

Das vierdte Capitel.

Von denen Schild-Kröten/ auch einigen andern Thieren.

DJe Land-Schild-Kröten sind so gemeine/ daß auch die jenigen/ so geschwinde gehen wollen/ nicht selten in ihrem Gang aufgehalten werden/ indem sie ihnen gar offte und in grosser Menge in Weg kommen. Ihr Fleisch ist sehr gut/ und schmecket fast wie Kalb-Fleisch. Von ihren Lebern ma-

machet man ein Oehl / so man zur Noth zum Salate brauchen kan. Die Meer-Schild-Kröten sind was rarer / selbige begeben sich nicht zu Lande / als des Nachts / und zwar an der West-Seite gegen S. Paul. Ihre Eyer legen sie in Sand / und verscharren sie sehr sorgfältig vor denen Schweinen / als welche sie zu fressen pflegen. So man sie fangen will / muß man die Zeit in acht nehmen / wenn sie aus dem Wasser gehen / und wenn sie nur ein wenig von der See ins Land hinein / so stecket man ihnen einen Stecken untern Leib / und wirfft sie auff den Rücken ; Die auff dem Lande aber haben einen rundten Schild / und können sich viel leichter auffhelffen. Unter beyderleyen sind ihrer etliche von übernatürlicher Grösse / aber der Geschmack von ihren Fleisch ist unterschiedlich / und hat das von den Meer-Schild-Kröten die Tugend / daß es vor die / so mit dem

Scor-

Scorbut behafftet / ein sonderbahres Mittel uñ Labsal ist. Man hat bey manher auff die 800. Eyer/von der Grösse eines Gänse-Eyes/gefunden/darunter etliche gleich auskriechen wollen/ etliche aber noch lauter gewesen. Sie sind sehr trucken/ und kommen an der Güte denen Hüner-Eyern noch lange nicht bey. Unterdessen sind die Schild-Krötten bey dem Schiff-Volcke ein grosser Vortheil / weil man sie gantzer zwey Monat lebendig behalten kan / wenn man sie nur alle Tage mit Saltz-Wasser besprenget. Man findet auff der Insul Bourbon Tauben / Turtel-Tauben / Rebhüner und unzehliche andere Vögel / vor allen aber viel Papegeyen / welche man gar leicht mit der Hand fangen kan/oder/wenn es viel ist/ einen Stecken dazu vonnöthen hat.

Das eintzige/ worzu man ein Feuer-Rohr haben muß/ ist ein gewisser Wasser-

ser-Vogel/so Flamand geneñet wird/in der Grösse als ein Calekutischer Hahn/ dessen Halß und Schenckel vier biß fünff Schuch lang / und weil sie übel zu fangen / auch viel rarer als die andern sind. Ob gleich die Sperlinge zu Mascareigne nicht viel grösser sind/als in andern Ländern/ so ist doch ihre Menge sehr beschwerlich. Sie thun der Saat grossen Schaden / und in denen Häusern sind ihrer so viel / als in den Unsrigen Mücken / und fallen nicht selten in die Schüsseln und Töpffe / und verbrennen die Flügel an dem Feuer/so man auser dem Hause anzündet / indem die Sonne an sich selbst/ auch in denen kühlesten Wohnungen/ es ängstlich gnug machet. Man siehet auch zu Bourbon Fleder-Mäuse / die so groß / als ein Hun; Die Frantzosen aber pflegen sie nicht zu essen / wie wohl die Indianer thun. Es giebt aber daselbst kei-

keine Schlangen noch Scorpion / noch anders kriechendes Gewürme / oder schädliches Ungeziefer / weil sie die gute gesunde Lufft nicht vertragen können / wie die Frantzosen an denen Ratten erfahren. Nachdem wir nun uns daselbst achtzehen Tage wohl erfrischet / unser Volck gantz wieder gesund worden / auch unsere Schiffe neue Provision eingenommen / reiseten wir von Mascareigne den 22. Septembris wieder weg / und erlangeten den 29. dito ohne einzigen Anstoß die Insul Dauphine. Auff der Höhe von 24. Graden und etlichen Minuten / liessen wir die Ancker an der Spitze von Itapere fallen / aus Beysorge / wir möchten die Vestung Dauphine vorbey schiffen / dahin man ohne grosse Arbeit / wenn man keinen Wind hat / wegen des gegen Süden ziehenden Strohms / und der auff dieser Küste regierenden Nord-Ost-Winde /

nicht so bald wieder kommen kan. Des Tages drauff lieffen wir glücklich in Meer-Busen Dauphine ein / wo wir das Schiff / den güldnen Adler / antraffen / welches schon vor vierzehn Tagen daselbst ankommen / aber mehr ausgestanden und verlohren hatte / als wir / auch noch damahls / als das Schiff volck schon zu Lande gebracht worden / weil die Lufft zu Madagascar nicht so gut / als zu Bourbon. Man rüstete dieses Schiff wieder aus / welches mit dem Schiff / Maria genannt / nach Indien segeln / und den Herrn de Faie, Directorem von der Compagnie, welcher nachmahls zu Surate starb / dahin bringen solte. Man war über unsre Ankunfft um so viel froher / weil man uns vor verlohren geschätzet / und darum wurden wir mit desto grösserer Freude bewillkommet.

Den 2. Octobris segelte das Schiff /

S. Jean

S. Jean genannt/welches nach Aufrichtung der Compagnie das erste gewesen/so in Indien kommen/und den Herrn Caron, einen von den General-Directorn dahin gebracht/wieder nach Franckreich. Dieses Schiff wurde damahls von M. de Lopi, einem Vetter des Herrn de Mondevergne, der damahls des Königs General-Lieutenant in der Insul Madagascar war/commandiret. Man war auch zu der selben Zeit auff die Ausrüstung unsers Schiffes bedacht/und die Sache so eyfrig getrieben/daß es bald in dem Stande sich befande/mit denen andern fortzugehen/also/daß sich alle dreye mit einander unter Seegel begaben/wir aber blieben in dessen in diesem Lande.

Das Fünffte Capitel.

Von der Insul Madagascar.

MAdagascar, die Insel Dauphine, oder S. Laurentii, ist einer-

ley. Ihre natürlichen Einwohner haben ihr den ersten Nahmen beygeleget; der andere rühret von denen Frantzosen her/und der Dritte ward ihr von denen Portugiesen gegeben/ welche diese Insul an den/dem heiligen Laurentio gewiedmeten Tage/ entdecket. Selbige lieget ihrer Länge nach ohngefehr zwischen dem 8. und 27. Grad der Mittags-Länge. Es ist die grösteste Insul/ so auff der Welt seyn kan/ zum wenigsten unter denen/so bekand sind. Sie hat 750. Meilen in Umkreise/ und ist so temperiret/als wohl ein Land in dieser Gegend seyn kan. Die Einwoher leben insgemein von Reiß. Es giebet da viel Bananes, Ananes, Cocos, Pomerantzen / Limonien / und andere Früchte. Es sind darinnen viel kleine und grosse Flüsse und Seen/so bey ausbleibenden Regen sehr zustatten kommen: Der gröste Handel bestehet in Rin-

Rindern / und solche Thiere sind von einer ungewöhnlichen grösse / am Halse haben sie einen Buckel / der lauter Fett ist / und an diesem Ort ist das delicateste Fleisch / und ist bis 30. Pfund schwer.

Die Lufft ist nicht die beste / ob sie gleich sehr temperiret / die auff dem Fort Dauphin aber ist reiner / als die in denen andern Gegenden. Die Kranckheiten / die daselbst im Schwange gehen / werden alle durch die Handelschafft mit denen Schwartzen zugezogen / zu welchen man über den Flüssen und Bergen / ohne daß man Schiffe oder Fuhren darzu an der Hand hätte / herzu holen muß / und kan also nicht fehlen / daß man nicht dadurch gefährliche Kranckheiten an Hals bekommen solte. Die Krancken werden alle nach der Vestung Dauphin gebracht / aber die Fieber sind so schlim unter dieser Himmels-Gegend / daß / ohngeachtet alle Tage ihrer unter-

schiedliche sterben/ das Hospital doch allezeit voll ist. Die Inwohner zu Madagascar bedienen sich zweyerley Arten von Schiffen auff der See und den Flüssen; Die einen nennen sie canoes oder canots/ die andern aber pirogues. Diese sind von etlichen Bretern zusammen gefügt/ oder vielmehr genehet/ nehmlich eine wie die andere/ mit einem Strick von Baum-Rinde/ oder Bast-Stricke/ ohne Nagel/ ohne Hanff zum Verstopffen/ und ohne Verpichung. Sie machen sie theils so groß/ daß sie 100. Personen tragen/ und wenn man nicht sehr stille darinnen sitzt/ fallen sie leicht um/ und diese braucht man insgemein zum Fischen. Die Canots bestehen aus einem Stücke Holtz/ so mit einem kleinen Messer/ dessen sich die Schwartzen zu allen ihren Dingen gebrauchen/ ausgehölet. Und diese Art Schiffgen legt sich eben so leicht um/ als

die

die Pirogues, inzwischen setzen sie doch damit über die breitesten Flüsse/und begebē sich mit auf die See: Ich habe dergleichen/so groß gnug waren/ 100. Kerl und 60. Säcke mit Reiß/ deren ieder 20. Pfund wege/ zu tragen/ gesehen.

Das Sechste Capitel.

Von der Handlung.

DEr Fremden Handlung mit denen zu Madagascar, bestehet in bunder Leinwand/Carniol/silbernen/ küpffernen oder zinnernen Arm-Ringen und Hals-Bändern/das Eisen halten sie überaus hoch/ weil es bey ihnen in ihrer Insul nicht zubekommen/ wie auch den Brandewein/ den sie Chicaf, oder nach unserer Sprache Feuer-Wein nennen. Gegen dieses alles geben sie Wein/Rinder/ Früchte/ Honig/ dessen sie überflüßig haben. Manchmahl bekommt man auch Gold von ihnen/und stehet in Hoffnung/davon noch

ein Bergwerck anzutreffen / welches auch Gelegenheit und Ursach gegeben / die Compagnie auffzurichten; Doch hat man Zeither umbsonst nachgesuchet. Denn die Grossen im Lande / so sie Rohandrians nennen / sind gegen unsere Frantzosen sehr übel gesinnet / haben manchmahl gar hinterlistiger und betrüglicher Weise sich freundlich gestellet / und Freundschafft mit sie gemacht / unter dem Schein / ihnen die Gold-Adern zu weisen / in unwegsame Oerter geführet / da sie solche denn ums Leben gebracht. Weil nun dergleichen sich nicht selten begeben / hat solch Beyspiel auch denen begierigsten darnach die Lust verderbet / daß man also diese Stunde nicht weiß / ob gewiß in Madagascar Gold anzutreffen; wiewohl / allem Ansehen nach / das jenige / so diese Africaner haben / von dem Handel / so sie mit denen Einwohnern auff dem festen Lande haben /

ben/herkommt. Nahe bey der Festung Dauphine findet man Topasier und Amethysten, worauff die Frantzosen sonst grosse Stücken hielten / mit der Zeit aber hat man / daß sie nicht viel werth seyn/wahrgenommen.

Das 7. Capitel.

Von denen Einwohnern zu Madagascar.

DJe Inwohner dieser Insul sind fast alle schwartz / untreu / wilde / und überaus grausam. Tragen ihr Haupt-Haar lang/ darunter viel rothe/ die andern meistens weißlicht Haar haben/ und diese letztern sind auch im Gesichte besser als die andern gestaltet.

Als die Frantzosen in Madagascar das erste mahl ankamen/ fanden sie daselbst viel Einwohner / welche so weiß als die Europäer waren/ wiewohl man niemahls erfahren können / wo sie hergekommen.

Diese hatten sich ein solches Ansehen erworben/ daß die andern schwartzen sie als ihre Könige verehrten. Ihren Gesetzen wurde genau nachgelebet/und die andern waren wie ihre leibeigene Knechte.

Der Frantzosen Ankunfft/ und der Anblick ihrer Waffen/ machten denen Schwartzen einen Muth/das Joch solcher ihrer Herren/ denen sie sich selber untergeben/ abzuwerffen. Sie machten sich die Liebe dieser ihrer neuer Ankömlinge zu Nutz. Als nun die Macht dieser ihrer Tyrannen mit der Zeit abnahme/ geschahe es/ daß sie/aus Furcht/ das jenige zu verlieren/ so sie bisher so ruhig in Besitz gehabt/ alle List und Schelmerey wider die Unseren hervor suchten. Endlich kam es zum öffentlichen Kriege/ die Frantzosen rotteten sie aus/und blieb nichts von diesem herrschsüchtigen Geschlechte/ als etliche Weibes-

bes-Personen/ übrig/ derer man aus Barmhertzigkeit geschonet. Die Insul Dauphine ist eben so Volck-reich/ als Franckreich; Zwar siehet man darinnen nicht viel Städte/ aber viel Dörffer/ so/ daß immer eines an das ander stösset. Ihre Häuser sind von Holtze und die Thüren so niedrig/ daß auch ein Kind von zwölff Jahren/ ohne sich zu bücken/ nicht hinein kommen kan. Sie haben weder Fenster noch Rauch-fänge darinne/ und die Dächer sind mit Laub oder eine Arth von Stroh bedecket/ welches zwölff Jahr in Regen dauert/ ohne daß man viel daran zu bessern nöthig habe. Aber vom Feuer leyden sie manchmal grosse Noth. Sie haben kein ander Haus-Geräthe/ als ihre Körbe/ darinne sie ihre Tücher auffheben. Diese Häuser kan man fortbringen/ wohin man will/ wenn sie nicht wohl und gelegen stehen/ und darunter sind auch etli-

che/ so niemahls eine gewisse Stelle haben.

Beyderley Geschlechte gehen mit unbedeckten Haupte / und lassen ihre Haar lang wachsen. Das Manns-Volck trägt über ihren Leib ein Stücke Baumwollen oder seidenen Zeug / so nur eine halbe Elle breit/ und anderthalb Elle lang/ solches ist durch die Beine durchgezogen/ und wird hernach um den Gürtel herum gestecket. Das Weibes-Volck hat kurtze Camisole/ so ihnen nur über die Brust reichet / die Ermel aber biß auff die Hände hervor gehen/ und eine Binde von Leinwand oder andern Zeug/ so lang und breit gnug/ daß sie ihnen umb den Leib herum gehen/ und vom Gürtel biß auff die Knöchel reichen kan. Die nicht so gar reich sind/ kleiden sich in einen Zeug von Bast / so ihnen noch nicht biß auff die Knie gehet/ damit sie desto geschickter darinne zur

Ar-

Arbeit seyn mögen. Sowohl das Mannes- als Weibes-Volck befleißigen sich sehr auff Hals- und Arm-Bänder/ gehen barfuß/ und schmieren ihren Leib mit einem stinckenden Fett/ welches bey ihrer natürlichen Ungestalt sie noch heßlicher und schändlicher machet. Sie haben keine andern Betten / als Decken von Bintzen auff Bretter geleget/ und einen Stein oder Stücke Holtz an statt des Haupt-Küssens.

Die Rohandrian, oder grossen Herren/ lassen sich von ihren Knechten auff den Achseln/ auff einem Tragsessel/ so sie Tacon nennen/ tragen/ und die vornehmen Weiber bedienen sich eben dieses Fortkommens/ wie denn auch die Frantzosen/ so nur ein wenig in Ansehen/ nicht anders zu reisen pflegen.

Diese Nation ist kriegerisch/ und denen Rohadrians treu genug. Dieser kleinen Könige ihr Reichthum bestehet

in Rindvieh und Sclaven. Sie haben einen immerwährenden Streit mit ihren Nachbarn/ mit denen sie grausame Kriege führen/ und dabey weder der Weiber noch Kinder schonen. Wenn sie nun befraget werden/ warumb sie in solcher ihrer Grausamkeit so weit giengen/ daß sie auch die Kinder unbarmhertziger Weise von Brüsten rissen/ und sie wider die Felsen zerschmetterten/ geben sie zur Antwort/ daß/ wenn sie diese schoneten/ es eben so wäre/ als wenn sie ihre unversöhnliche Feinde erhielten/ der ihnen diese Rache/ wie sie itzo so grausam ausübten/ wieder auff sie wenden könte. Mit einem Wort/ sie sind sehr rachgierig/ und vergessen die ihnen angethane Beleidigungen niemahls. Ihre Waffen nennen sie Zagaye, welches eine Arth von einem Wurff-Pfeil/ dessen Schafft sehr schmeidig/ und gegen den Handgriff schmahl zugehet/ das

Ei-

Eisen daran ist gemeiniglich vergifftet/ und können überaus gewiß mit werffen. Sie brauchen auch halbe Piqven/ welche etliche / nebenst einem Schild von sehr festen Holtze/ tragen/ gehen alle zu Fuß/und hat man niemahls/ehe Monsieur de Mondevergne sie aus Indien dahin bringen lassen/ Pferde daselbst gesehen. Währender Zeit/als wir uns in der Festung Dauphine auffhielten / hatten wir mit einem von den mächtigsten Herren dieser Insul/Nahmens Rasaf, einen Krieg: Dieser brachte vierzehntausend Mann in die Waffen/ und man führete nicht mehr/ als einhundert und viertzig Frantzosen/ und dreytausend Schwartzen/ welche sich zu uns geschlagen/wider ihn. Monsieur de Chamargon, so sie commandirte/ liesse sich ein Pferd nachführen / dem diese einfältige Leute eben so viel Ehre / als seinem Herrn/erwiesen/

sen. Die Frantzosen traffen den Rasaf vor seiner Armee in einer Ebene an/ da er sich sehr vortheilhafftig in Schlacht-Ordnung gestellet / und sich tapffer genug auf-führete ; aber das Feuer von unsern Mousqveten jagten denen Seinigen eine solche Furcht ein / daß sie sich bald trenneten/und ihren General nicht möglich fiel / sie wieder zum Stande und in Ordnung zu bringen. Endlich da der Rasaf weder wancken noch weichen wolte/verlohr er Schlacht und Leben zugleich / und die Unsern bekamen auff die 30000. Stück Rind-vieh / und eine grosse Anzahl Sclaven zur Beute / so sie nach dem Fort Dauphin brachten ; Etliche starben unter Wegens / die andern aber wurden unter die Sieger vertheilet.

Dieser Glücks-Streich brachte die andern Könige in Madagascar in solche Furcht/ daß sie sich an dem Beyspiel

des

des Rasafs spiegelten / Hauffen-weise bey unserer Nation Freundschafft sucheten / ja etliche selber kamen / in die Hände des Herrn de Mondevergne ein ewiges Bündniß beschworen / und die weitesten / umb eben dieser Ursache wegen / ihre Gesandten an ihn schickten; Nichts desto weniger hielten die wenigsten ihr Versprechen / und waren so schelmisch / daß sie die Waffen / so sie bey Abschwerung des Friedens zum Geschenck empfangen / wider uns kehreten. Man brachte sie bald zu Paaren / und ihre Rebellionen macheten nur Unruhe / hatten aber nicht viel zu bedeuten.

Das 8. Capitel.

Von der Religion.

DJe Einwohner zu Madagascar lassen so wenig Religion an sich spüren / daß man wohl sagen könne / sie hätten gar keine. Man siehet bey ihnen we-

weder Kirchen noch Prieſter. Die Rohandrians ſind alleine / die noch eine und andere Ceremonie in acht nehmen / und zwar auch nur bey gar ſonderlicher Gelegenheit. Welches denn nur geſchicht / wenn ſie ein Rind ſchlachten müſſen; und weil alle ihre Unterthanen Leibeigene ſind / ſo kan niemand / als die Printzen / dieſe Thiere mit ihren Händen auffopffern.

Die Gewohnheit / das Angeſichte und die Arme zu zerſetzen und zu zerſchneiden / iſt gantz gemein; weil es aber tumme Leute ſind / welche nicht wiſſen / warumb ſie dieſes oder jenes thun / ſo habe ich es nicht erfahren können / ob es der Geſundheit / oder eines Gotts-Dienſts halber / oder zur Zierrath geſchiehet / daß ſie ſich alſo übel zurichten. Die Klügſten unter ihnen ſind der Meynung / daß ein unendlich und überſchwencklich gutes Weſen ſey / ſo alles regiere; Indeſſen

ſind

sind sie doch so alber und verstockt/daß sie vorgeben / es sey nicht nöthig/ daß man es anbethe/ sondern behalten diese Ehre und Anruffung vor den bösen Feind/der sie plaget; Sie glauben keine Unsterbligkeit der Seelen / noch ein ander Leben/ und gebrauchen sich also aller Wollust dieses Lebens. Auch die/so die Missionarii getauffet / gerathen gar leicht auff der andern ihre Ruchlosigkeit wieder/ indem ihnen das Christenthum viel zu strenge deuchtet; Wie es denn die Erfahrung mehr als zu sehr bestätiget / daß von denen mehr als 3000. welche/ ehe wir daselbst angelanget / bekehret warē/ kaum der zwantzigste in die Messe kam. Es ist zwar wahr/ daß gar viel von den Frantzosen also lebeten/ daß sich diese neue Christen wenig an ihnen erbauen kunten / also/ daß man auch genöthiget war/ sie von dem Gebrauch der Sacramente und der Kirchen auszuschliessen.

Aber

Aber dieses Verfahren / welches ein heilsam Mittel zur Besserung seyn solte/ hatte bald eine Trennung verursachet; Diese Ruchlosen hiengen sich an einen Priester/ der ihnen gar eben war/ sie in ihren Irrthum zu stärcken: Baueten sich also eine Capelle / da sie ihren öffentlichen Gottes-Dienst übeten / es mochten es die rechtmäßigen Directores verbieten wie sie wolten ; aber der General Procurator ließ diese Capelle endlich verbrennen. Bey etlichen Völckern ist in Madagascar/ so viel die Ehe betrifft / keine Ordnung. Sie heyrathen einander / ohne daß sie etwas versprechen solten; lauffen auch alsobald/ wenn es ihnen gefället/ wieder von einander ; Doch hat es in denen Gegenden von Galamboule und Antongil gantz eine andere Beschaffenheit. Daselbst nimmet man die Weiber besser in acht / und lässet sie nicht so gemein

seyn/

eyn / und wenn eine oder die andere
uf einer Untreu solte ertappet werden/
o stehet die Todes-Strasse darauff.
An etlichen wildern Orten aber gehet
noch eine viel abscheulichere Vermi-
schung im Schwange; indem man
auf die nahe Verwandnüß und das Ge-
blüte keine Acht hat.

Ob die Weiber in Madagascar so viel
als die Europäischen bey der Geburth
ausstehen / kan ich zwar nicht wissen /
aber kaum sind sie entlediget / so baden
sie sich in einem Fluß/lassen ihre Kinder
auff den blossen Binsen-Matten liegen/
und haben keine andere Sorge vor sie/
als daß sie solche an die Brust legen und
säugen.

Etliche Tage begehen sie feyerlich
mit Tantzen/nach dem Klang ihrer In-
strumente und daß sie mehr als sonst
essen. Ihre Gesänge sind so ordentlich
nicht gesetzt/ oder gestimmet/wie bey an-
dern

dern Nationen; Sie sagen ohne Ordnung her/was ihnen ins Maul kömmt/ eine Stimme fängt allein an / und die andern machen gleichsam ein Chor/ und richten sich in ihren Stellungen / Schritten und Tritten/nach dem Klang ihres Gesangs / welches mit Beystimmung einiger kleinen Trummeln ein wunderlich Gethöne / so aber so übel eben nicht klinget/ verursachet.

Das 9. Capitel.

Von denen Gastereyen.

BEy denen Einwohnern in der Insul Dauphine ist der Reiß/in Wasser und Saltz gekocht / die gemeineste Speise / und dienet ihnen an statt des Brodes. Nicht etwa / als ob das Land kein Korn trüge/ sondern weil sie so faul seyn / und das Land nicht bauen wollen/ müssen sie dieses Vortheils entbehren. Ob es gleich alle durchgehends grosse

Fres-

Fresser sind / so können sie doch gar lange Hunger leiden. Wenn es ihnen aber so gut kömmt/daß sie sich wieder erholen mögen / so werden sechs Männer gantz leicht einen Ochsen bezwingen.

Bey ihren Gastereyen halten sie folgende Ordnung / daß sie ein gewisses Theil gekochten Reiß mitten unter die Gesellschafft / welche auff der Erden sitzt / schütten ; Alsdenn wartet man so lange / biß ein oder auch mehr Rinder / nachdem der Personen viel seynd / auff ihrer Haut / welche an statt der Schüsseln dienen / herzu gebracht werden ; Davon schneidet ein ieder vor sich grosse Stücke ab / und wenn sie solche ein wenig auff kleinen höltzern Gabeln an das Feuer gehalten / so verschlucken sie es / es mag gar seyn oder nicht / und verzehren solches/biß auf die Haut/nachdem sie es nur ein wenig geröstet/daß das Haar abgehe ; wie auch das Jngeweide und

Där-

Därmer / ohne daß sie solche reine machen. Es giebt auff der Insul Dauphine viel Trauben / iedoch wird kein Wein daraus gemachet / und die Schwartzen essen sie auch nicht / und haben sie vor der Frantzosen Ankunfft vor Gifft gehalten. Sie haben einen Tranck / so von Honig gemacht / den sie Tentel, den Wein aber Chictentel, oder nach unserer Sprache / Honig-Wein oder Meth heissen; Die Unsrigen trincken keinen andern / und befinden sich wohl darbey.

In iedem Dorff ist eine Lauber-Hütte / so überall offen / aber oben bedecket ist. In diese setzet man ein Gefässe von zwey biß drey Fassen / nach dem der Ort Volckreich / so von solchen Meth angefüllet / dahin lässet nun an ihren Fest-Tagen der Rohadrian geschlachtete Rinder und Reiß tragen / und verfüget sich mit seinen Unterthanen dahin / und

und bewirthet sie von früh Morgens biß auff den Abend.

Das 10. Capitel.

Von denen Heuschrecken/Crocodilen und Chamæleons.

Es weiß iederman/ daß GOtt vormahls/ da Er die Egyptier plagen/ und den Pharao demüthigen wollen/ sich der Heuschrecken gebrauchet; Welche Plage Er noch itzo denen Völckern in Madagascar öffters zuschicket. Es ist dererselben eine solche Menge zu sehen/ daß das gantze Land davon verwüstet wird/ und die andern Thiere in die äusserste Hungers-Noth/ indem sich die Schwartzen auff keinen Vorrath gefast machen/ gebracht werden. Ich kan von einem solchen Zug dergleichen Heuschrecken/ so im Februario geschahe/ selbst Zeuge seyn/ welche von früh Morgens biß auff den Mittag währete/ und

die Lufft davon ſo voll war/daß man di
die Sonne/ungeachtet es ein heller Ta
war/nicht ſehen kunte; und in der kur
tzen Zeit hatten ſie das gantze Land ver
heeret. Sie ſind nicht viel gröſſer/als i
Franckreich/aber ſie können weiter flie
gen/indem ſie der Wind fortführet/un
iſt dem Lande ein groſſer Vortheil/we
der Wind See-werts gehet/da ſie den
gemeiniglich umkommen. Etliche ha
ben in denen Gedancken geſtanden/da
ſie aus Africa kämen/es iſt aber viel z
weit davon/daß man es glauben kön
ne. Die Schwartzen pflegen ſie/ au
Rache vor den angethanen Schaden
zu verzehren/und ich habe es auch vo
den Frantzoſen/daß ſie es nachgethan
und ſie von gutem Geſchmack befunde
haben/geſehen.

In den Seen und Flüſſen dieſer In
ſul giebt es viel Crocodile/die Einwoh
ner nennen ſie Jacaret, und iſt gantz g
fäh

fährlich über die Flüsse zu kommen/ auch in denen Canots, wenn man nicht zum wenigsten einig Getöse machet/ vor welchem diese Thiere gemeiniglich fliehen. Es ist aber als wie die Schild-Kröten ein Thier / so beydes auff dem Wasser/ als auff der Erden lebet/ und eben so gestaltet/ als eine Eyder / nur daß es viel grösser / und gemeiniglich dreißig biß viertzig Schuch lang ist. Wenn es ausser dem Wasser ist/ wird es auff das geringste Geräusche sich wieder hinein begeben. In Indien tödteten wir eins / als wo ihrer nicht weniger/ als in Madagascar sind/ welches uns starr ansahe / und nicht von der Stelle wiche / wenn wir es nicht ungefehr zwischen die Schuppen getroffen hätten / denn die Kugeln anderswo nicht durchgegangen wären. Als es getroffen war/ lieff es noch vierzig Schritte / hielt stille / und machte

ein groß Geräusche mit seinen Kienbacken / d. von der unterste unbeweglich ist. Endlich schossen wir es auf dem platten Lande vollends todt / da es der Printz Onitri, von dem ich weiter drunten reden werde / holen lassen. Daß sie die Vorbeygehenden mit sonderbahrer List an sich locken sollen / nicht weniger von dem Geifer / den es von sich geben soll / von dem so viel Wesens gemacht wird / haben wir alles falsch befunden; Ausser dem Wasser sind sie weder so muthig noch von solcher Stärcke und Geschicklichkeit / als wenn sie darinnen sind.

Ein junger Frantzose / der sich in einem See / so man den süssen See nennet / badete / wurde von einem Crocodill angefallen / das ihn bey dem dicken Beine erwischte. Ob es ihn nun gleich sehr schmertzen mochte / ließ er den Muth doch nicht sincken / nahme alle

seinen Witz zusammen/und ergriff den Crocodil bey dem obersten Kienbacken/ den es alleine bewegen kan/zog ihn mit einer unglaublichen Mannhafftigkeit ans Ufer/ und entgieng also diesem Kampff/wiewohl mit sechs Wunden/ dadurch ihm viel Blut entgangen war. Man kam ihm so bald zu Hülffe/ und er wurde wieder geheilet; Das meiste aber trug wohl darzu bey/ daß es so wohl ablieffe/weil der Crocodil nicht einer von den grössesten war. Die Schwartzen betrachten dieses Thier als eine Gottheit/ bey der sie auch/wenn sie etwas betheuren wollen/ schweren. Und wenn sie einen Streit unter einander haben/ so gehen sie mit einander an das Ufer eines Sees oder Flusses. Der nun schweren soll/ taucht sich in das Wasser/ und rufft den Jacaret, und bittet/ er soll ihn leben lassen/und also die Wahrheit an Tag bringen/

oder wo er unrecht habe / ihn verschlingen. Und dergestalt wird von dem Verbrechen oder Unschuld des jenigen / so sich in das Wasser begeben / geurtheilet.

Ich will auch zum Beschluß dieses Capitels nur was weniges von dem Chamæleon melden / welches ein kleines Thier / von Gestalt als eine Heydex / nur daß es einen höhern Rücken und einen spitzigen Kopff hat / dessen Haut ist so durchsichtig / daß es allezeit die Farbe des jenigen Dinges / darauff es sitzet / an sich nimmt / iedoch die schwartze Farbe am allermeisten / und behält weder diese noch eine andere länger / als so lang sie nahe darbey ist. Und weil mir vielmahl vor gewiß gesaget worden / daß diese Thiere von der Lufft lebeten / so habe ich / weil ich es gerne wissen wollen / derer etliche auffgeschnitten / welche allezeit voll Mücken gewe-

wesen / dadurch ich / daß dieses ihre ordentliche Speise sey / versichert.

Das 11. Capitel.

Von der Reise nach Galamboule.

WEil wir uns in der Festung Dauphine auffhielten / kamen aus Indien unterschiedliche mit Lebens-Mitteln beladene Schiffe an / welche uns bey der Noth / so unter uns wegen des von den Heuschrecken erlittenen Schadens einreissen wolte / sehr zu statten kamen. Der Herr de Mondevergne, welcher auff dem Sprunge stund / wieder zurück in Franckreich zu gehen / ließ ein Schiff / welches von Surate kam / ausrüsten / solches nach Galamboule und andern herumbliegenden Oerther zu verschicken / so wohl die Bedürffnüs zu seiner Reise / als auch die Frantzosen / so in denen kleinen Fe-

stungen lagen / und der Compagnie viel kosteten / und doch wenig Vortheil brachten / herzu zuholen. Man schiffte viel Krancke ein / welche man nach Bourbon, zu wieder Erlangung ihrer Gesundheit / bringen wolte / und ich gieng mit ihnen in das Schiff / die Crone genannt / welches der Capitain Louvel commandirte / und giengen den 7. Aprilis unter Seegel. Die Beschwerlichkeit / so wir hatten / ehe wir aus der Bay von Dauphine wegkommen kunten / waren alles Vorboten dessen / was wir zwischen Madagascar und Masareigne auszustehen hatten / indem wegen des wiedrigen Windes wir dreyßig Tage haben musten / dazu wir sonst fünffe gebraucht hätten. Von unseren Krancken sturben indessen gar viel / und wir verlohren bey dem hefftigen Meer-Sturm die grosse Mast-Stange / und war es mit uns so weit kom-

kommen / daß wir nur von Wasser und Reiß leben musten. Das übele Verhalten des Capitains brachte das Schiffs-Volck zum Auffstand / also / daß man die allerbescheidensten kaum halten kunte / daß sie ihn nicht in die See wurffen. Nach vielen unterschiedlichen ausgestandenen Gefahren / bekamen wir die Insul S. Mauritii ins Gesichte. Diese wird von den Holländern bewohnet / und liegt fünff und zwantzig Meilen von der Insul Bourbon, Ostenwerts; Ist eben so groß und auch so fruchtbar. Des andern Tages wurffen wir die Ancker vor S. Paul, und was uns von Krancken noch übrig geblieben / wurde ans Land gesetzet; Nachdem wir nun unsere Provision eingenommen / fuhren wir nach Galamboule. Unser Steuer-Mann war ein Holländer / ein versoffener Kerl / der in viel Tagen die

rechte Höhe nicht halten können; Man wurde endlich gewahr / daß er zu weit gegen Norden gerathen war / weil er sich nicht recht untern Wind gehalten / und kamen also erst den 4. Julii nach Galamboule.

Diese Spitze der Insul Dauphine liegt untern 15. Grad und 50. Minuten Sudwerts / und etwa funffzehen Meilen von der Insul Maria. Auff welcher eine von den Schantzen lag / so die Compagnie verlassen wolte / weil sie nicht viel Nutzen brachte. Man wieß so bald des Herrn de Mondevergne Ordre auff / damit sie sich Reise-fertig machen könten / wenn wir wieder vorbey kämen / sich einnehmen zulassen / und der andern Tages seegelten wir nach der Insul S. Maria, da wir dergleichen Ordre hinterliessen / als wie zu Galamboule.

Diese

Diese liegt untern 15. Grad der Mittags-Breite / und 2. Meilen von Madagascar, hat etwa vier Meilen in Umbkreiß / ist sehr fruchtbar und Volckreich / und bringt viel Ambra hervor / welcher von den Einwohnern an die Frantzosen verkaufft / und stets unter den Toback / den sie trincken / gemischt wird; Die Lufft ist / weil es unauffhörlich daselbst regnet / sehr ungesund. Es giebet daselbst eine abscheuliche Menge Affen / von unterschiedlicher Gestalt und sehr gefährlich / welches einer von unsern Boots-Knechten erfuhr / als welchen die Begierde nach einer gewissen Arth von Pomerantzen / so die Schwartzen Vongases heissen / in einen Wald triebe; der darinnen von diesen Thieren angegriffen wurde / welche ihm seine Flinte aus den Händen rissen / an unterschiedlichen Orten des Leibes zerfleischten / und ihm

so scharff auff der Haube waren / daß die jenigen / so ihm auff sein Zuschreyen zu Hülffe kamen / zu thun hatten / ihn aus ihren Klauen zu erretten. Da wir nun das jenige / was wir auff der Insul S. Maria zu thun gehabt / ausgerichtet / nahmen wir unsern Weg nach Antongil , und kamen in die Einfahrt solcher Baye , da wir bald Unglück gehabt hätten; Denn wir kunten vor dem Nebel ein hohes Gebürge nicht gewahr werden / davon wir nur einen Mousqveten-Schuß waren; Aber zu allem Glück blickete die Sonne einmahl hervor / da liessen wir in dem Grund dieser Baye, hinter dem höchsten Wall dieser Insul / die Ancker fallen.

Das

Das 12. Capitel.

Von dem Meer-Busen Antongil und unserer Rück-Kehr nach der Festung Dauphine.

DEr Meer-Busen Antongil ist wegen seiner Grösse/des festen Grundes/der Sicherheit vor die Schiffe / und der Fruchtbarkeit des umbliegenden Landes/einer von denen wichtigsten. Er ist 15. Meilen in der Länge/ drey aber bey dem Einfarth in der Breite/ neune in der Mitten/und geht biß an die hintersten Winckel immer enger zu. Es hat darinnen eine grosse Anzahl Schiffe Raum / und beschliesset auch viel kleine Jnselchen / worunter Maroca die Vornehmste/ bey welcher auch die Schiffe Ancker zu werffen pflegen / weil sie alsdenn von allen Seiten her bedecket seyn können ; Wenn aber der Sud-oder Ost-

Wind bey der Einfarth günstig ist / so gehet es bey dem Ausseegeln desto schwerer her / denn ein solch Schiff fähret in 3. Stunden ein / da es über dem Herausgehen wohl etliche Monat zubringet. Er regnet daselbst so offte / als auff der Insul S. Maria, und ist auch die Lufft nicht viel besser. Das Volck daselbst führet eine Lebens-Art / wie die auff Madagascar / aber ihre Religion kömmt der Mahometanischen etwas näher. Das Manns-Volck ist so eyfersüchtig wegen ihrer Weiber / daß sie auch rasend darüber werden / und belegt man die / so sich hier einiger Freyheit heraus nehmen / mit der Todes-Straffe ; Sie essen kein Schweinen-Fleisch / und haben vor diesem Thiere einen solchen Abscheu / daß sie auch tieffe Löcher machen / usi die jenigen / so sterben / hinein verscharren / damit man sie ja im Vorbeygehen / nicht

nicht riechen möge / Gold und Silber ist bey ihnen nicht in höhern Werth / als Zien und Kupffer.

Wir fiengen daselbst viel Feder-Wildpreth / und wenn wir die Waaren / so wir mit ihnen verstochen / nach dem Werth / was sie in Franckreich gelten / überschlagen / so kam der beste Kayhan nicht wohl vier Pfennige.

So bald wir hatten / was wir begehrten / seegelten wir das Vorgebürge dieser Bay wieder vorüber / und nach S. Marie, da wir uns auch nicht länger auffhielten / als nöthig war / diejenigen / so wir mit zurück nehmen solten / einzuschiffen. Ihrer viel / so sich daselbst verheyrathet / wolten lieber daselbst bleiben / als ihre Weiber im Stich lassen / weil der Capitain keine auffnehmen wolte / wir reiseten also den 13. ab / und wurffen auff der Reethe von Galamboule den 14. den Ancker; Auff wel-

welche Rhede es allezeit Wellen wirfft/ es mag sonst so stille seyn/ als es will.

Da wir nun die von der Frantzösischen Nation eingenommen / zündeten wir die Schantze an: Die Schwartzen gaben gnug zu verstehen / wie leid es ihnen sey/ daß solche wieder weg zogen / indem sie sich sehr vor denen Einwohnern in Gebürge fürchteten / welches ihre abgesagte Feinde sind/ und als sie sahen / daß wir die Canonen einschifften / wolten sie gar verzweifeln.

Wir liessen uns ihre Thränen zu Hertzen gehen / und nahmen ihrer so viel ein/ als das Schiff fassen kunte / und befriedigten die Zurückbleibenden mit Geschencken / und der Hoffnung/ daß wir sie nachholen wolten.

Wir verliessen diesen gefährlichen Hafen/ den 10. dieses Monats / mit

gar

gar gutem Winde/ also/ daß wir die Spitze von Itapere/ so nur 3. Meilen von der Vestung Dauphine abgelegen/den 26. ins Gesichte bekamen.

Die erfahrnesten Schiff-Leute sind gewohnet/ daß sie an diesem Orte Ancker werffen/damit sie denen Felsen/so in diesem Meer-Busen zu finden/ entgehen mögen. Aber unser Steuer-Mann/ der viel verwegener und weniger Verstand hatte / seegelte mit der grössesten Gefahr der Zerscheiterung durch/ und vorbey; und bey anbrechenden Tag wurden wir gewahr/daß wir diese Bay schon vorbey waren. Weil wir nun uns Hoffnung gemachet / in kurtzer Zeit heimzukommen/ hatten wir unser Proviant nicht wohl zusamen gehaltē/ daß wir also an allen/ ausser an Reiß/ Mangel litten. Und nachdem wir nun lange Zeit gerathschlaget / wurden wir endlich schlüßig/

Land-

Landwerts einzugehen / und diejenigen/so wir zu S. Marie und Galamboule eingenommen/ ans Land zu setzen.

Wir lieffen also in dem Bay der Gallionen ein / (welche man daher also nennet / weil ehemahls daselbst etliche Portugiesische Gallionen verunglücket/) von dar nur 3. Meilen nach der Festung Dauphine ist/und warteten daselbst/biß es Tag wurde/ damit wir unsere Leute desto beqvemer aussetzen möchten. Als der Wind in einem Huy Sud-westlich wurde / lichteten wir unsere Ancker / und kamen nach einigen Wiederwärtigkeiten nach Thouée / da wir die andern Schiffe den 5. Augusti Mittags erreicheten. So bald wir in Sicherheit/ führte das gesammte Schiff-Volck wider den Capitain grosse Klage/welcher auch sobald seiner Charge entsetzet/ und der

Herr

Herr Lambety, welcher auff diesem Schiff schon einmal Capitain gewesen/an seine statt dahin befördert wurde.

Das dreyzehende Capitel.

Die Abreise von Madagascar nach Indien.

SO bald der neue Capitain eingesetzt war/bekam er Ordre, sich zu der Reise in Orient mit seinem Schiffe/die Crone genannt/einer Fregate/Nahmens Mazarine, und einem Hucker, Sanct Jean genannt/fertig zu halten.

Weil nun es schon weit ins Jahr/arbeitete man mit allem Fleiß/also/daß den 12. Augusti alle drey Seegel fertig waren/uñ fuhren mit einem Nord-Ost-wind das südliche Vorgebürge der Insul Dauphine vorbey/aber die Mazarine, welches ein abgeführtes

Schiff/

Schiff / verlohr daselbst seine grosse Mast und grosse Seegel-Stange. Man gab uns zwar von diesem Zufall so bald Nachricht/ weil wir aber diesem nicht eben zur Convoy mitgegeben waren/uñ man so geschwind/als möglich/nach Surate gehen solte/nahm iedes seinen besondern Strich. So offt als wir uns wandten / wandte sich der Wind auch/uñ hatten solchen stets hinter uns/ daß wir alle Seegel brauchen kunten. Wir fuhren im Angesicht der Bay von S. Augustin,einem Hafen der Insul Danphine, so West-warts unterm 25. Grad der Mittags-Breite liegt/vorbey/ uñ von dar kamen wir an die Insul Don Joan,in Willens/ uns daselbst einige Erfrischungen einzunehmen. Die Portugiesen haben ihr diesen Nahmen daher gegeben/ weil derjenige/ so sie entdecket/solchen Nahmen geführet. Selbige lieget zwischen Afri-

ca

a und Madagascar, bey drey oder ier andern/ darunter die vornehmste Majora heisset/und waren wir dieser kaum gewahr worden/als der Wind sich legte/ und wir durch den Strohm fast an die Stein-Klippen / damit sie umgeben ist/angetrieben worden Und wären wir unfehlbar gescheidert/wenn die Meer-Stille länger gewähret.

Aber der Wind erhub sich wieder/ und wir verfolgten unsern Weg/ohne/ daß wir an die Erfrischung weiter gedacht hätten/weil wir uns ein neu Unglück befahrten.

Wir seegelten also die Insul Socotora vorbey/ welche nahe am rothen Meer liegt/und von der die beste Aloe kommt/ welche insgemein Chrestin genennet wird. Wir hatten hier wieder einige Wind-Stille/und nachmals einen Sturm / welcher uns die gröste Mast-Stange nahm. Inzwischen

seegelten wir fort/biß den 18. Septem
bris. da wir den Hucker S. Jean a
der Küste von Indien/von welchem wi
uns den ersten Tag unserer Reise al
gesondert/ fanden. Wir setzten mit ihr
unsere Reise fort/ und bekamen vo
diesem Schiff einige Lebens-Mittel
Weil die Gegend von Indien an de
Cüste von Suratte gar tieff liegt/ i
man genöthiget/ offt den Grund mi
dem Bleywurff zu erkundigen. Wi
hatten aber solches nicht gethan/un
funden doch die rechte Tieffe. Dem
zwischen dem 18. und 20. Septem
bris kamen wir/ aus Unvorsichtigkei
unserer Schiff-Leute/ über die Sand
Bäncke/so zwischen Duc und Damon
zween denen Portugiesen zustehende
Städten/sich befinden/ von welchen i
folgenden etwas zu melden seyn wird.
Indem unsere Schiffe eben nicht di
gröſſesten/auch nicht zu schwer belastet/

so

so lieff es noch so ab. Den Abend selbigen Tages bekamen wir die Schiffe/so auff der grossen Rhede von Surate lagen/ ins Gesicht/ehe wir noch das Land sahen; Und weil die Gefahr/ der wir zu unterschiedenen mahlen entgangen/ uns bedachtsam und furchtsam gemachet/ wurffen wir Ancker/ und erwarteten des Tages. Den 21 kamen wir auff die Rhede/ zwey Meilen von dem Mund des Flusses/und fünffe von der Stadt. Man liesse alsobald die Chalouppen dahin abgehen/ und unsere Ankunfft anmelden. Wir hatten sie aber kaum aus dem Gesichte verlohren/ als ein ungestümer Wind von Sud-West entstunde/ daß wir auch davor hielten/ sie würden auff dieser Reise verunglücken; Auch liessen wir alle Ancker fallen/ und legten die grosse Mast und die Seegel-Stange auff den Uberloff; aber der Sturm wurde

so

so grausam/daß auch die allerbehertzte-sten ihr Leben verlohren gaben. Und wenn die Ancker-Thaue nicht so wohl gehalten / hätten wir am Lande gar leicht scheitern können / denn dieser Sturm dergleichen einer/so die Indianer Elephand oder auch Orcan, wegen seiner Hefftigkeit/ nennen.

Dieses Schrecken hatte nun / wie die andern alle / so uns zugestossen/ein Ende/ und unsere Abgeordnete langeten mit aller Verwunderung zu Suratte an. Der Herr Caron schickte uns Proviant / Piloten und Bots-Knechte/ uns hinauff zu helffen/ aber sie kamen erst den 23. zu uns. Das Schiff S. Jean kam auff eine Sand-Banck zu sitzen / aber vermittelst der Fluth glücklich wieder ab. Wir machten also Anstalt / in den Fluß zu kommen/ aber er war so strenge / daß wir nicht / als mit abermahliger grosser

Mü-

Rihe/hinauff gelanget. Endlich erichten wir den Garten der Companie, welcher nur eine Viertel-Meivon Surate ist.

Das Schiff/ auff welchem ich geesen/wurde so bald ausgebessert/ und ieder befrachtet/ umb nach Masilapatan zu gehen/ seegelten auch zum nde des Novembris ab; das Schiff Jean nahm seinen Weg nach der Inl Dauphine, und das Schiff Maorine, welches lange hernach ankam/ urde abgetragen/ weil es nicht mehr Seefahrt gebraucht werden kun.

Und weil das Schiff/ die Crone genannt/ mit dem ich nach Surate gekommen/ nach Masulipatan, eine Stadt an der Küste von Coromandel/ zu seegeln beordret war/ stieg ich aus/ nd erwartete andere Verordnung. Und will also/ meinem vorigen Abse-

hen gemäß / alles / was ich zu Suratte merckwürdiges gesehen / ausführlich melden.

Das 14. Capitel.

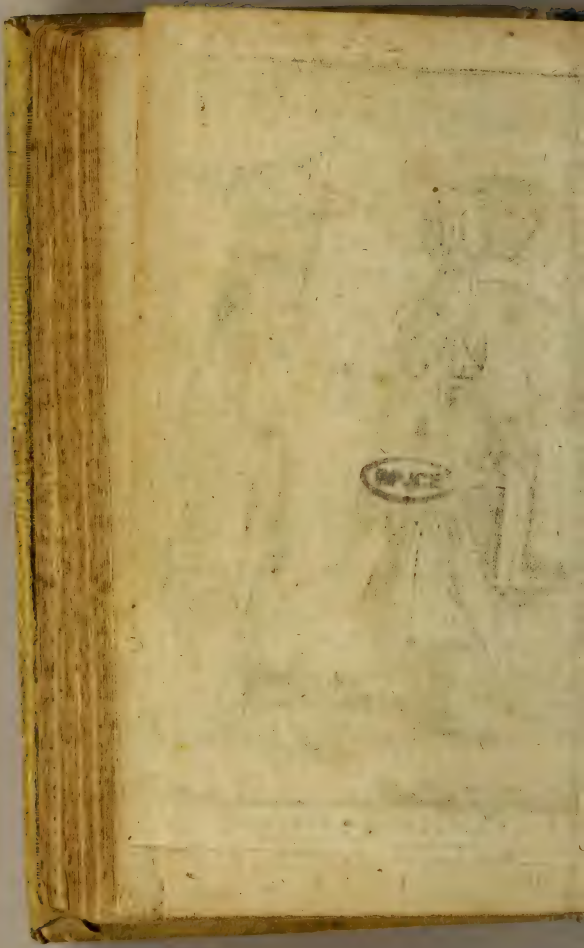
Von Surate.

DIese Stadt lieget unter dem 21 Grad der Abend-Breite / und ist der wichtigste Hafen / den der grosse Mogol in seinem Reiche hat; Sie ist groß und Volckreich / an ihren Mauern laufft ein schöner Fluß vorbey / und drey Meilen von dar in die See. Als ich da anlangete / war sie noch nicht befestiget. Es haben aber die Einwohner nachdem / ihre Sicherheit dem Sevagi, einem benachbarten Fürsten / zu dancken / welcher durch seine öfftere Einfälle sie genöthiget hat / Fortification darumb zu bauen. Die Sand-Bäncke / so vor dem Eingange des Flusses liegen / ändern sich stets / und wir

SURATTE

7/hnr

Habitans de Suratte.



wird man sie nicht zwey Jahr nach einander an einem Orthe zu sehen bekommen/ welches denn die Durchfarth um so viel gefährlicher machet.

Die Gassen zu Suratte sind schön/ aber weil sie nicht gepflastert/ unbequem/ und zwar am meisten in währender Dürre / welches die Helffte des Jahres währet/ und die Indianer Sommer nennen/ wiewohl zu der Zeit die Sonne am weitesten von ihnen. Man lässet selbige/ absonderlich in dem Theil/ da die Vornehmsten wohnen/ mit Wasser besprengen. Die Häuser haben nur ein Geschoß / des gemeinen Volcks ihre sind mit Ziegel gedecket/ und die vornehmsten haben einen Altan/ von einem gewissen Gyps / der so schön als Marmor/ und nicht weniger den Regen aushält. Er ist in der mitten ein wenig erhöhet / damit das Wasser ablauffen kan/ und bringen viel Leute

die Nacht darauff zu / umb der kühlen Lufft zu geniessen.

An allen grossen Häusern befinden sich Gärten / so ihnen an statt des Hofs dienen / welche um und um mit Sommerlauben von Weinstöcken besetzet / welche des Jahrs zweymahl Trauben bringen.

Insgemein hat man hier keine andere / als diese Frucht / aber überaus schöne Blumen / und die / so sie Mougrin nennen / und wie unser Jasmin aussiehet / haben den Preiß vor allen. Es sind solche Bäume / welche alle Tage mit Auffgang der Sonnen Blüthen tragen / bey deren Untergang aber wieder fallen lassen / und andere / derer Blüthen den Abend auffgehen / und gegen Morgen wieder verwelcken. Die Frühlings-Zeiten / welche daselbst stetswährend ist / lässet daran keinen Mangel leiden.

Bey

Bey den Vornehmen / ja auch bey theils Gemeinen / sind schöne Bäder / von einer wunderbaren Nettigkeit. Die Indianer brauchen solche so wohl nach Erforderung ihrer Religion / als sich / wegen der Hitze in diesem Lande / darinnen abzufrischen. Die Frantzosen / Engel- und Holländer / wohnen in den schönsten Häusern / der Armenier ihre geben auch nichts nach / und insgemein sind sie alle hübsch.

Die Handlung ist daselbst sehr wichtig / man findet allda viel Diamanten / welche der König von Golconda, der dem grossen Mogol Zinsbar ist / dahin schickt. Perlen / welche bey dem Vorgebürge Comorin, und an vielen Orten des Persischen Meer-Busens gefischet werden. Ambra, von den Küsten / so über das Vorgebürge der guten Hoffnung häuffig hervor gebracht wird. Der Muscus kömmt

aus China, und Zibeth, welcher von denen so genannten Zibeth-Katzen genommen wird. Es sind da allerhand seidene und güldene Zeuge; der schönste Cattun von der Welt. Indigo, und vielerley Specereyen zur Medicin, welche im Lande wachsen/ oder aus Arabien kommen. Das Gewürtze wird in Indien gefunden. Die Muscaten in Malacca; Die Nägelein in Macassar; Zimmet-Rinde/ in der Insul Ceylon/ und der Pfeffer an der gantzen Malabarischen Küste. Und also ist nichts so seltsam und rar/ so die Magazine zu Suratte nicht herbey schaffen können. Der Gouverneur ist nicht allein über die Stadt/ sondern auch über die gantze Landschafft/ so sehr weitläufftig ist/ gesetzet: Er hat eine prächtige Hoff-Stadt: Seine Garde, so ihm stets folget/ bestehet aus unterschiedlichen Compagnien

gnien zu Pferde und Fuß; Wenn er ausgehet/läst er sich auff einem Elephanten tragen / über welchen ein Zelt ausgespannet / unter dem sich/ nachdem das Thier groß ist / zwölff und mehr Personen behelffen können; oder in einem Pallanqvin oder Senffte/ welches wie ein Bette / mit einem Himmel/ von einem kostbahren Zeuge / so von vier Personen getragen wird; welches sonst der wohlhabenden Leute gemeinstes Fortkommen ist/und darinnen viel sänffter / als in denen Chaisen bey uns fortzukommen ist. Man kan vier solche Träger vor 20. Francken einen Monath haben/ohne/ daß man ihm Kost schaffen dürffe/ ausser/ wenn es über Feld gehet/ welche dergleichen Palanqvin oder Trag-Sessel nicht haben können/gebrauchen sich der Pferde/ die man/und zwar die schönsten/ dahin aus Arabien haben kan.

Dieses Gouvernement zu Suratte ist nicht immerwährend / und die jenigen / so darein gesetzet werden / geniessen solches vier oder auffs höchste 5. Jahr. West-wärts der Stadt liegt eine alte Vestung / so mit einem tieffen Graben umgeben / in welchem Orte stets eine gute Besatzung / und ein absonderlicher Commendant, welcher von jenem nicht dependiret / unterhalten wird. Alle Europäer haben Stücken bey sich / damit sie sich im Fall eines Aufflauffs / dergleichen gar offt geschicht / wehren können.

Der Gebrauch der Bäder und Bad-Stuben ist zu Suratte gemeine. Es sind ihrer hier besondere / darinne man sich alleine kan bedienen lassen / und noch andere zur allgemeinen Bequemlichkeit / davor man nichts bezahlet.

Das

Das 15. Capitel.
Fortsetzung des Vorigen.

EIne Viertel-Meile von Suratte ist eine grosse von gehauenen Steine ausgemauerte Cisterne / so ein reicher Banian ehemahls bauen lassen / und von einem grossen Umfang ist / dahinein man auff einer beqvemen Treppe steigen kan. In solcher ist eine kleine Pagone, oder den Heydnischen Götzen gewiedmeter Tempel / darinnen die jenigen / so gebadet / ihre Andacht verrichten. Die Spatzier-Gänge dahin sind alle voll Bäume gesetzet. So sind auch umb Suratte grosse Gärten / so überaus wohl unterhalten werden / und darein iedermann gehen darff. Ob schon die Banianen die reichesten Einwohner in Suratte, und die Vornehmsten in der Handlung sind / so führen sich doch die Mohren

oder Mahometaner am prächtigsten auff. Wann eine ansehnliche Person an einem Fest-Tage durch die Stadt geht/ so lassen sie sich Trompeten vorher tragen/ 8. oder 10. Schuh lang/ und nach Proportion dicke/ die man zerlegen kan/ und einen angenehmen und Kriegerischen Thon von sich geben. Die Häupter von den fremden Nationen lassen/ damit sie sich dem Landes-Gebrauch gleich halten / die Standarte ihres Printzens / oder der Republiq, der sie dienen/ vor sich her tragen/und auch die Trompeter überall vor sich her gehen. Eine Meile von der Stadt ist ein Dorff/ darinnen lauter Perser oder Parsis wohnen/ welche die Sonne oder das Feuer anbeten / dahin gehet man zum Tary oder Palm-Wein spatzieren. In folgenden werde ich melden / wie er gemacht wird. Es ist ein köstlicher

Tranck,

Tranck. Die nah-anliegende Landschafft ist eben und fruchtbar/ so bald als der Regen auffgehöret/ welches zu Ende des Septembris geschicht/ säet man Korn darauff / und im Monat Januarii erndet man solches ein.

Die Lufft zu Suratte ist gut / es giebt daselbst niemahls Frost/ und die Hitze ist noch immer erträglich.

Der Hafen Savaly liegt vier Meilen davon/Nord-westlich/daselbst landen alle Schiffe an/ aber sie können daselbst nicht / als vom October an/ biß auff den Maji verharren; Denn in der andern Zeit des Jahres / ist es daselbst/ wegen der unbeständigen Winde/gar gefährlich. Umb diesen Hafen Savaly her/liegen unterschiedliche Dörffer/ doch ist dieses/ davon solcher den Nahmen hat/das beste. Die Europäischen Compagnien haben daselbst ihre Pack-Häuser und Factoreyen,

reyen, auff welchen sie ihre Standarten auffgestecket. Der Mogol lässet nicht zu / daß seine Unterthanen mit ihren Schiffen in den Hafen Savaly kommen/aus Beysorge/sie möchten ihn umb den Zoll bringen / und ist also dieser Hafen nur vor die Europäer / welchen zu Gefallen denn viel Bramanen / Heyden und Mohren dahin kommen / und währender Zeit/ daß die Schiffe daselbst stille liegen/ gleichsam ein beweglich Dorff vorstellen/welches in unterschiedliche Gassen abgetheilet/allwo die Kauff-Leute ihre Buden mit allerley den Schiff-Leuten nöthigen Dingen angefüllet haben.

Als die ersten Frantzösischen Schiffe da vorüber nach Indien fuhren/ trug sich ein Zufall zu/welcher fast lose Händel verursachet hätte. Es kam ein Mahometaner ans Schiff / welcher

cher fragte / ob man nicht Pistolen zu verkauffen habe. Ein Unter-Kauffmann / der dergleichen zu verhandeln hatte / reichte ihm ein paar / dieser wolte einen Schuß zum Fenster hinaus thun. Als Verkauffer nun sahe / daß er sich nicht wohl darzu schickte / gab er selbst Feuer / und schoß einem kleinen Kind / das zu seinem Unglück in Schuß kam / drey Kugeln in die Brust. Diese Begebenheit erschreckte iederman / und absonderlich den Thäter / der so unschuldig darzu kam. Die Zeitung erschall so bald zu Lande / und kam in kurtzer Zeit von Savaly nach Surätte, daselbst man überlaut schrie / man solte eine solche Nation, deren geringste Kurtzweil auff solche Mordthat hinaus lieffe / nicht leiden; sondern forttreiben / und die unsrigen durfften in etlichen Tagen nicht aus dem Schiff kommen.

Endlich wurde die Sache beygeleget / das todte Kind war Heydnischer Geburth / und kostete nichts mehr / als Geld / und diese Bedingung / daß der schuldige nicht an das Land kommen / sondern mit eben dem Schiff / darauff er angelanget / wieder nach Europa kehren solte. Es würde aber / wenn das Entleibte ein Mahometaner gewesen / grössere Ungelegenheit gegeben / und es alsdenn schlecht umb des Unter-Kauffmanns Leben gestanden haben. Denn diß wird von ihnen / nehmlich denen / so von der Secte des Mahomets, steiff und fest darüber gehalten / daß / wenn ein frembder / und absonderlich ein Christ / einen Musul-Mann (welchen Nahmen sie sich alle geben / und so viel als ein Recht-gläubiger heisset /) ums Leben bringet / solcher Verlust anders nicht / als wieder mit dem Leben bezahlet werden kan.

Das

Das 16. Capitel.

Von den unterschielichen Religionen.

ES würde so unmöglich / als beschwerlich fallen / die Zahl der Secten, die ihren Gottes-Dienst auff so mancherley Weise halten / genau herzurechnen. Der Christliche Glaube ist daselbst durch den heiligen Thomas gepflantzet / und dieser seelige Apostel / hat auch die Warheit / so er geprediget / mit seinem Blute besiegelt. Man hat auch biß daher diese reine Lehre gegen der Cüste von Coromandel erhalten / und wuste man / ehe diese Völcker mit denen Portugiesen in Handlung geriethen / sonst von nichts / als von dem Evangelio S. Matthæi, man machte aber ihnen auch die andern bekand / darüber sie denn grosse Freude und Wunders hernachmahls von sich spüh-

spühren liessen/ als sie höreten/ daß so viel Völcker/ durch eben den Glauben erleuchtet / JEsum Christum eben so anbeteten/ als wie sie. In ein und andern Ceremonien waren sie wohl etwas unterschieden / aber was das Hauptwerck antraff/ so kamen sie mit uns überein.

Die Portugiesen/ welche sich in dem äusserlichen ohne dem groß hervorthun/ haben in Pflantzung des Christenthums es sehr weit gebracht; Denn kaum was schöners seyn kan/ als ihre Kirchen und Clöster / jedoch ist bey ihrer Gottesfurcht noch ein und anderer Mangel auszusetzen.

Die strenge Inquisition, welche in allen Landen/ so dem König von Portugal unterworffen/ eingeführet ist/ deren Nahmen so heilig/ aber ihr Verfahren auch grausam gnug ist/ hat keinen andern Nutzen geschaffet/ als daß

sie

sie die Ungläubigen von der Tauffe und Vereinigung mit der Kirche abgeschrecket; Ob schon die Christen in denen Mahometanischen Landen ihre Religion nicht öffentlich treiben können / so ist es ihnen doch insonderheit vor sich zu üben nicht verboten. Sie haben daselbst ihre Privat-Häuser / darinnen sie zusammen kommen / und ihren Gottesdienst halten können / wie denn die Frantzösischen Capuciner dergleichen zu Surate haben. Nur ist ihnen bey Lebens-Straffe verboten / denen Mahometanern etwas von ihnen beyzubringen dadurch sie / sich zu ihnen zu wenden / könten bewogen werden. Und die / von denen man nur den geringsten Argwohn hat / daß er einigen Anfang in unserer Religion gemacht / haben das Feuer zu gewarten / es wäre denn / daß sie durch eine öffentliche Mahometanische Religions-

gions-Ubung sich deswegen rechtfertigten.

Es giebt zu Suratta Armenische Christen / welche Glieder der Griechischen/ Schismatischen Kirche sind/die ihre Kirchen eben wie die Catholischen/ Englischen / Holländer und andere Europäische Völcker/ haben / aber der unglaubige Mahomet hat doch überall die Ober-Hand / und dessen Secte ist in Indien und andern Theils Asiens/ die grösseste. Der grosse Mogol macht auch Profession davon/wie auch nach seinem Exempel fast alle seine Unterthanen. Man weiß auch in Indien noch von einer andern Arth Völcker/ so sie Paesen oder Parsen nennen/und von denen alten Persianern herkommen/ welche von denen Mahometanern vertrieben und genöthiget worden/ sich auffs Meer / zu Rettung ihres Lebens/ zu begeben. Auff dieser

Re-

Reise kamen ihrer viel umb / und davon nur allein drey Barqven in Indien ans Land / eine blieb zu Suratte, die andere zu Diu, und die dritte bey dem Flecken Gandivi, so zwischen Suratte und Daman liegt. Sie haben sich nicht viel vermehret / haben keine grosse Mittel/und/vermöge eines Gesetzes / ist ihnen / daß sie keine andere Waffen/ als ein klein Messer / tragen dürffen/ aufferleget. Die Sonne und das Feuer sind ihre Götter. Ein Licht auszulescheu / ist bey ihnen eine grosse Sünde; auf das meiste ist ihnen/wenn sie ja nicht wollen / daß ein Licht brennen soll/daß sie mit hin und her fackeln/ vergönnet. Die Lampen und Feuer-Heerde sind ihre Kirchen. Ihre Todten begraben sie weder / noch verbrennen sie/ und haben auff dem Felde eine Arth einer Cisterne/ darüber ein eisern Gitter/ darein legen sie ihre Leichen in die

die Sonne/ welche sie auch in kurtzer Zeit verzehret. Ob gleich alle die jenigen/ so nicht getaufft/ Heyden zu nennen/ und es also die Perser in Wahrheit auch wären/ so legt man doch denen Indianern diesen Nahmen/ wegen der grossen Anzahl ihrer Götter/ mit mehrerm Rechte bey; Derer Aberglauben so weit gehet/ daß sie auch Bestien anbethen/ und kostet ihr lächerlicher Gottes-Dienst/ den sie Drachen und Schlangen beweisen/ ihnen nicht selten das Leben. Alle Heyden ehren die Affen/ und hegen eine besondere Ehrerbietung vor das Rind-Vieh. Sie sind in unterschiedlichen Geschlechten/ Linien und Sorten abgetheilet/ welches der Portugiesen mit dem Worte Caste bedeuten.

Die merckwürdigsten unter ihnen sind die Bramanen oder Bragmanen/ so Priester/ und verbunden sind/

un-

nverbrüchlich die Gewohnheit zu
alten / daß sie nichts von dem / so das
eben hat / oder haben könne / essen;
Dahero sie sich denn nur von Hülsen-
nd andern Früchten und Milchwerck
rhalten / auch nichts trincken / so trun-
ken machen könne. Ihre Fasten sind
o strenge / daß sie auch in drey Tagen
ur eine Mahlzeit essen. Die an-
ern übrigen alle ehren diese Brama-
nes, als ihre Vorsteher. Gewehr zu
ragen ist ihnen verboten / und können
veder Menschen noch Thiere tödten /
wenn sie auch von ihnen angefallen
würden / und von diesen wird das al-
les / was das Volck ihren Göttern
opffern will / angenommen. Die was
ärmer sind / halten sich des Morgens
an den Ufern der Flüsse auff / und be-
ten vor die / so sich reinigen wollen / wel-
ches mit ein wenig rother / oder einer
andern Farbe geschicht / dadurch selbi-

ge

ge den Tag über vor allem Unglück
ſicher zu ſeyn meynen/ davor ſie von je
nen einige Allmoſen / davon ſie ihr
Familien ernähren/bekommen.

Die Banianen oder Bamanen
ſeynd was geringer / und dergeſtalt i
ihnen auch nicht vergönnet/in die Pa
goden zu gehen / als wenn ſie opffern
wollen. Mit dem Eſſen nehmen ſie al
le die Reguln / wie die Bramanen, in
acht; Ihre meiſte Verrichtung iſt die
Handelſchafft / und man wird in gant
Indien darzu keine geſchicktere finden
Die Banianen oder Bramanen fol
gen des Pythagoræ Lehre nach / und
glauben/daß die Seele/ ſo bald ſie aus
einem Leibe fähret/wieder in einen an
dern Cörper wandele/ und aus den Ur
ſachen tödten ſie nichts/ und laſſen auch
keinem Thiere das Leben nehmen / ja
es ſind unter ihnen etliche ſo einfältig /
daß ſie denen Hunden Brod austhei
len/

en / in der Hoffnung / daß die Göt-
er ihre Seelen in die Leiber eines von
en besten solcher Thiere werden fah-
en lassen. Die Heyden sind in sehr
iel Geschlechts-Linien abgetheilet /
nd iedes Handwerck bestehet aus ei-
ner / iedoch sind sie nicht eben so strenge /
als die ersten. Etliche essen Fische / etli-
che alle andere Speisen / ausser Rind-
Fleisch nicht / etliche haben das Ge-
lübde der Armuth / und bringen ihre
Lebens-Zeit mit Betteln zu / welche
nichts desto weniger in Ehren gehal-
ten werden. Sie fordern die Allmo-
sen mit Ungestüm / und sagen Befehls-
weise / gebt mir diß oder das; das gan-
tze Land ist von ihnen angefüllet / und
siehet man sie stets auff dem Wege / so
nach den Pagoden zugehen / da man
ihnen ein Liebes-Werck bezeugen / und
gutes thun kan. Sie sind auch so
unverschämt / daß sie auch die Leute / so

ihnen

ihnen nichts geben/ schimpffen; Sie lassen ihre Haare wachsen/ damit man sie von den andern Heyden unterscheiden kan/ welche sich bescheeren/ ausser daß etliche oben auff dem Würbel einen Schupff behalten/ daß man sehen möge/ von was vor Religion sie sind. Die lange Haare tragen/ brauchen ein gewisses Oel/ wovon sie so lang und dicke wachsen/ dergleichen ich denn gesehen/ so länger als zwey Ellen waren. Etliche unter diesen Fantasten werden Faqvirs genannt/ welche eine Gelübde thun/ so viel Jahre in den Pagoden auffrecht stehend/ mit auffgehobenen/ oder Creutz-weise gelegten Armen/ oder in einer andern Positur/ wie es ihnen ihre närrische Einbildung eingiebt/ zu verharren. Und weil der Schlaff ihnen an solchem Vorhaben verhinderlich fallen könte/ so lassen sie sich in der Positur/ darinnen sie seyn wol-

allen/feste anbinden/und bleiben die eit ihres Gelübdes also; Da inzwihen die Pfleger der Pagoden Sore vor sie tragen/ und sie speisen und ränckten lassen. Und nach dem bleien sie gemeiniglich ihre übrige Lebenseit steiff und mit den Armen Kreutzweiß in einander geschlagen; weil ch die Gelencke nicht mehr beugen assen/ und alle Bewegung verlohren aben. Der meiste Theil unter den rossen Mogul befindlichen Heyden erbrennen ihre Todten/ und wird an auch in dem übrigen Theil Indins wenig finden/ die solche begraen.

Das 17. Capitel.

Wie sich die Indianischen Weiber mit den Leichen ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen.

DJe Geschichte von Indien me
den/ wie in den ersten Zeiten die
Länder von gewissen Fürsten beher
schet worden/ und da denen Weiber
ihre Männer zu lange gelebet/sie si
kein Gewissen gemachet hätten/ s
mit Giffte aus dem Wege zuräume
Weil nun der Exempel zu viel werd
wollen/ wären die Könige bewog
worden/ ein Gesetze zu geben/ we
ches alle Weiber/ was Standes od
Würden sie seyn möchten/ darzu ve
urtheilet/ daß sie mit den Cörpern i
rer verstorbenen Männer solten ve
brennet werden. Und damit dies
Schluß nicht so harte scheinen möcht
hat man solchen hinter einem Relig
ons-Absehen versiecket/ und dies
Unglücklichen von einer vollkomm
nen Glückseeligkeit nach ihren Tod
Verheissung gethan.

Die Braminen lassen sie als klei
Go

Gottheiten verehren / und dieser Ehren-Ruhm bringet sie darzu / daß sie aus diesem unmenschlichen Zwang mit freyem Willen eine Tugend machen / und sich selbst zu diesem Tode durch ein Gelübde verbinden / und nicht warten / biß sie dazu genöthiget werden.

Als aber lange Jahr hernach die Mahometaner sich dieser Landschafften bemächtiget / haben sie diese unmenschliche Gewohnheit abzuschaffen getrachtet; jedoch weil sie daselbst die Gewissen nicht zwingen wolten / hat man dabey keine Gewalt gebrauchet / sondern sich damit vergnüget / daß man ein Gesetze gabe / wie bey dieser Auffopfferung kein Zwang / sondern in der heydnischen Weiber Willen stehen solte / ob sie mit ihren Männern sterben / oder sie überleben wolten.

Auff derer Könige Befehl müssen die Gouverneurs die jenigen / so sich

zum Verbrennen angegeben / selb
examiniren / und nicht unterlassen
sie mit Güte von ihrem Vorhaben ab
wendig zu machen; Wenn sie aber j
in ihrem Vorsatz zu sterben beharren
es endlich geschehen / iedoch sie wohl ver
wahren lassen / damit / wenn sie ihr
Meynung ändern wolten / nicht kön
nen entführet werden. Diese Behut
samkeit bringet sie dahin / daß sie solch
erschreckliche That in Bedencken neh
men / und man hat manche / die zuvo
mit unerschrocknem Muth den To
begehret / zittern / und wenn sie den
Scheiter-Hauffen ansichtig worden
grosse Reue bezeigen sehen. Die Ce
remonie wird aber so vollbracht
Man trägt die Leiche des Verstorbe
nen an den Orth / da er soll verbrannt
werden; Die Einwohner von Surat
te begeben sich gemeiniglich eine Mei
le von der Stadt / den Fluß hinauff / in
ein

eine der berühmtesten Pagoden in die-
er Landschafft; indem sie die Gewohn-
heit haben / sich gerne bey dieser Gele-
genheit zu den Tempeln und ans Was-
ser zu machen. Endlich bringt man die
Wittwe gleichsam im Triumph zu
Pferde mit Blumen-Cräntzen / auch
sonst nach Mögligkeit ausgeputzt / und
mit viel Musicanten umgeben; De-
ren Blut- und Muths-Freunde fol-
gen / singen und tantzen vor Freude /
daß sie eine solche Heldin unter ihrem
Geschlechte haben / oder daß sie ihrer
Freundschafft sich theilhafftig machen
wollen. Zuweilen wird sie zu Wasser
dahin gebracht / und alsdenn bindet
man den verblichenen Leichnam der ge-
stalt ans Schiff / daß die Wittwe / wel-
che auff einem Stuhl sitzet / ihre Füsse
gegen ihren Mann stemmen kan. Ist
man nun an Orth und Stelle gelan-
get / muß man solchen an das Ufer le-

gen'/ da die zur Auffopfferung beſtim-
ten ſowohl den Leichnam als ſich ſelbſt
hernach abbaden. Inzwiſchen träget
man ihn in eine ſieben und acht Schuh
zuſammen geſetzte/mit Roſen bedeckte/
auch überall mit Oel/ Hartz und
Schwefel/ damit es deſto leichter bren-
ne/ begoſſene Hütte/darein man durch
eine niedrige Thüre gehen muß Wenn
nun der Todte dahin gebracht / ſo
ſteigt die Frau aus dem Waſſer/ und
gehet etliche mahl mit den naſſen Klei-
dern umb den Holtz-Stoß; Nachdem
fället ſie ihren Kindern / und allen / die
ihr mit Blut- oder Muth-Freund-
ſchafft zugethan / umb den Hals/ und
theilet/ was ſie koſtbares an ſich hat/un-
ter ſie aus / welche man hernach / aus
Beyſorge / daß ſie durch deren Thrä-
nen weichherzig gemacht werden möch-
te/ bey Seite ſchafft; und alsdenn geht
ſie zu ihrer Wahlſtadt. Wenn ſie ſich

nun

nun auf einen strohern mit Schwefel
egossenen Stuhl/ nahe bey ihrem
Manne/nieder gesetzet/ vermahnet sie
ein Bramine zur Beständigkeit/ und
tröstet sie mit der Hoffnung/ daß sie
bald mit ihrem lieb-gewesenen Mann
werde vereiniget werden/giebt ihr eine
Fackel und etliche Blätter aus einem
Buche/ darinnen er zuvor gelesen/ in
die Hände/ und wenn sie Hertze gnug
hat/stecket sie den Holtzhauffen selber
an; oder wenn man einige Zagheit an
ihr mercket/ so thut ihr der Bramine
diesen Dienst/ und schliesset die Thüre/
nachdem er heraus gegangen/zu/da in-
zwischen die Zuseher das Glück und
Ehre der Aufgeopfferten zu besingen
pflegen. Da ich das erste mahl ein Zu-
schauer dieser traurigen Ceremonie
war/ nahm ich alle Umstände gantz
sorgfältig in acht. Die sich damahls
verbrannte/ schiene nicht älter als

zwantzig Jahr zu seyn; Sie sahe der Zubereitung zu ihrem Tode mit einer Bewunderns-würdigen Standhafftigkeit zu; zündete auch das Feuer mit eigenen Händen an. Und weil ich mich gar nahe an den Holtzstoß gestellet/sahe ich / wie sie den Kopff von ihrem Ehe-Mann in die Höhe hub / ihr Gesichte darauff legte/ das Tuch/darein er gehüllet/küssete / und also/ ohne einzige Anzeigung einer Schwachheit/ dahin starbe. Einige Zeit hernach wolte eine / die nicht so jung war / eben dieses Gelübde erfüllen: Diese hatte den Tod mit einem hefftigen Eifer gesuchet/ aber da die Noth an Mann gienge/hätte es ihr bald an Muth gefehlet; Denn sie war kaum in den Holtz-Stoß hinein kommen / wolte sie mit gantzer Gewalt wieder heraus; Aber der Bramine, so über ihre Zaghafftigkeit erzürnet/zwange sie/daß sie den Tod/so sie

zuvor

uvor selbst gesuchet / leyden muste. Sind nun die Leichen verzehret / so wirfft man die Asche in Fluß / und die Familien, darinne man so großmühige Weibes-Personen gefunden / werden vor andern hoch gehalten.

An den Orten / wo die Heiden die Ober-Herrschafft haben / muß diesem Gesetze mit aller Strenge Folge geleistet werden / und welche sich nicht selbst anbieten / die verbrennet man mit Gewalt. Welches aber am Abentheuerlichsten ist / so werden die Heyrathen öfft unter Manns-Volcke / so noch in Mutter-Leibe sind / und Töchtern von kaum 7. oder 8. Jahren geschlossen / welche man denn / ungeachtet ihres unschuldigen Alters / wenn ihre Männer sterben / verbrennet / indem die Eltern sich vor eine (wiewohl barbarische) Ehre schätzen / solche / damit

diese unmenschliche Gewohnheit bestätiget werde/ hinzugeben.

In gewissen Königreichen in Indien ist diese Opferung gantz anders beschaffen; Man gräbt ein tieffes Loch/ und wirfft den Verstorbenen hinein/ darinnen zündet man drey Tage nach einander ein Feuer an; und dahin wird die Wittbe gebracht; Doch/ damit sie bey Anschauung des Feuers sich nicht entsetze/ bedecket man es mit einer Blendung von Bananien-Blättern/ und wenn sie gnug herumb gegangen/ und Abschied genommen/ stösset man sie durch diese Vermachung welche nicht viel wiederhalten kan/ hinein.

Andere vergraben ihre Todten in tieffe Gruben/ darinnen man denn die Wittben auffrechts stellet/ und sie mit Erde biß an Halß bedecket; Alsdenn kommt ein Bramin/ und wenn er sie

zur

ur Beständigkeit vermahnet / so
trangulirt er solches Schlacht-Opf-
fer / und scharret sie vollends mit Er-
den zu. Der König von Maudre
hat niemahls unter drey biß vierhun-
dert Weiber / welche sich / im Fall
er stirbt / alle müssen mit verbrennen
lassen.

Bey denen Begräbnüssen der Für-
sten / so von dem Sevagi herstammen /
hat man eine andere Gewohnheit:
Man verbrennet mit seinem Leichnam
alle Bediente / so ihm bey Lebens-Zeit
auffgewartet / welches denn auff eine
hohe Anzahl sich belaufft. So sind
auch noch andere kleine Königreiche /
darinnen man bey der Grossen ihren
Leich-Begräbnüssen nicht minder
grausame Gewohnheit / als wie ich itzt
erzehlet / in acht nimmt.

Das 18 Capitel.

Von den Tempeln und Kirchen der Indianer.

WEil die Indianer unterschiedener Religionen sind / so sind auch ihre Tempel nicht von einerley Gestalt; Die Mahometaner haben zu Suratte prächtige Mosqveen auffgebauet / derer in dieser Stadt über zweyhundert sind / iedoch nicht alle von Wichtigkeit: An denen Bildern haben sie einen Greuel / und bestehet manchmahl der Mosqveen gantze Zierde nur aus einem klein ausgemauerten Loch / so gegen Mecha zu stehet / welches man deßwegen also angemercket / weil die Andächtigsten nicht allezeit diese berühmte Mosqve zu besuchen Gelegenheit haben: Auff diese Art sind dergleichen viel angerichtet / welche im übrigen kein ander Ansehen der Heiligkeit haben /

ben/ als ein Loch in der Mauer/ und eine Cisterne/damit sie sich/wenn sie beten/ reinigen und baden können; Indessen heissen sie doch Mosqeen / und also wird auch die grosse Menge der Mosqveen zu Cairo und andern Städten/wo die Mahometanische Religion die Ober-Hand hat / beschaffen seyn. Nach dem im Alkoran enthaltenen Gesetze ist der Freytag ihr Sonntag/an diesem zur Andacht gewiedmeten Tage verrichten sie gemeiniglich ihr Gebeth / und theilen Allmosen aus.

Der Heyden ihre Pagoden sind ausserhalb der Stadt / und haben nur die Reichesten dergleichen bey sich zu Hause. Sie sind von einem grossen Umbfang / und gar zierlich gebauet. Bey ihnen ist ein Tag zur Andacht so gut / als der andere / und sie opffern

ihren Göttern sonst nichts / als was kein Leben hat.

Die Parsis, welche / wie ich schon gemeldet/nur die Sonne und das Feuer anbeten/ haben weder Altar noch einige zur Andacht gewidmete Orthe. Der Sonnen Bild war sonst ihr Abgott; sieder sie aber unter des grossen Moguls Gebiete leben / ist ihnen ihr Gottes-Dienst verboten / und wenn ja ein oder ander etwas von dieser Gewohnheit behalten / so muß er sich treflich vorsehen/ daß es nicht auskomme.

Die Unterthanen dieses Printzens/ sie mögen von einer Religion seyn/von welcher sie wollen/tragen einen Turbant, oder Bund / mit wenigen Unterscheid. Die Mahometaner und Parsen lassen ihren Barth nicht abscheren. Alles Manns Volck trägt Röcke / so unsern Casiaqven gleich kömmt/

kömmt / dessen Ermel enge/aber sehr
ang seyn / also/daß sie an den Armen
viel Falten machen. Sie haben eine
Art von engen Unter-Hosen / so von
vornen zu / und biß auff den Knöchel
herunter gehen ; Und die Heyden tra-
gen eine Art von Weiber-Röcken :
Strümpffe zu tragen ist durch gantz
Indien nicht in Gebrauch / und hat
man daselbst keine andere Schuh/als
Pantoffel. Das Weibs-Volck hat
die schönsten Haare von der Welt/wel-
che sie auch wohl in acht zu nehmen
wissen. Ihre Kleidung ist wenig an-
ders/ als des Manns-Volcks / ausser
was den Kopff-Putz betrifft. Wie sie
sich denn auch der Schleyer/zu Bede-
ckung ihres Angesichtes / wenn sie auff
der Gasse gehen / gebrauchen. Sie
sind gerne nette geputzt / und lassen ih-
ren gantzen Leib mit dem kostbahrsten
Wasser besprengen ; Man wird sie

nicht

nicht leicht frey und unbedeckt sehen / und die Eyfersucht ist denen Mahometanern so angebohren / daß sie auch auff die geringste gegebene Ursache sich hierinnen manchmahl gar weit vergehen. Und so iemand von dieser ihrer Gemüths-Arth sonst nicht reden hören / wird deren Beschaffenheit aus dem Exempel / das ich itzo erzehlen will / leicht abnehmen können: Der Gouverneur zu Suratte hatte unter seinen Weibern eine / welche die andern mit unglaublicher Schönheit übertraff / hertzinniglich lieb / wurde also begierig / ihr Bildnüß zu haben / damit er / weñ er von ihr reisẽ müste / in ihrer Abwesenheit daran seine Sehnsucht stillen könte. Als er nun erfahren / daß unter der Frantzösischen Compagnie ein junger Kerl wäre / der überaus wohl mahlen könte / schickte er zu denen Directorn, und liesse sie ersuchen /

hen/ daß sie belieben möchten/ solchen Menschen zu ihm kommen zu lassen/ worzu denn diese gantz willig waren.

Da nun der Gouverneur dem Mahler sein Begehren eröffnete/ und den Dienst/ so er von ihm verlangte/ nach Würden zu belohnen Versprechung gethan/ antwortete der Frantzose/ wie er sein möglichstes/ ihn zu vergnügen/ thun wolte/ und davor keine Erkäntlichkeit begehrte/ sondern mit der Ehre vergnügt seyn wolte/ wenn er so glücklich seyn könte/ den Gouverneur in allem zu vergnügen.

So arbeitet denn daran/ sagte der Indianer/ nach allem möglichsten Fleisse. Darauff sagte der Mahler: So beliebe er mich zu der Person zu führen/ dero Bildniß ich machen soll. Was/ fiel ihm der Gouverneur in die Rede/ indem ihm die Röthe ins Gesichte stieg/ wollet ihr wohl begehren/

mei-

meine Frau zu sehen? Und wie/ versetzte der Frantzose darauf/ kan er denn von mir fordern/ daß ich die Person abmahlen soll/ wenn ich selbige nicht gesehen? So könnet ihr nur euren Abschied wieder nehmen/ sagte der eyfersüchtige Indianer weiter/ wenn ihr sie nicht/ ohne sie zu sehen/ mahlen könnet/ denn ich lieber das Vergnügen/ ihr Bildniß zu haben/ entbehren/ als ihre Schönheit iemands will sehen lassen. Also siehet man/ wie weit der Mahometaner Thor- oder vielmehr Schwachheit sich erstrecket.

Indessen hat die Ruchlosigkeit und andere Laster unter ihnen die Oberhand mehr als zu viel/ und die Weiber wissen ihre Männer schon zu betrügen/ sie mögen sichs mit ihrer Wachsamkeit so sauer werden lassen/ als sie wollen.

Die Weiber bey den Parsen und

Hey-

Heyden tragen kurtze Camisöler/so hinen zugemacht/die Ermel aber daran urtz sind. So haben sie auch Binden/ welche nach eines jeden Stand von gewissen Zeugen/ welche umb den Leib und wieder umb den Kopff gehen und hernach zwischen den Gürtel eingesteckt werden. Sie sind durchgehends schön/ es darff iedermann frey mit ihnen umbgehen/ und sind ingemein der Liebe ergeben/ ausser die Banianen, welche etwas erbahrer und eingezogener sind.

Mit Kleinodien treiben sie grossen Pracht/ als ihnen nur möglich; Denn ausser die Hals- und Armbänder/ tragen sie an den Füssen Ringe/ welche voll Sand/ oder einer andern Sache/ welche klappert; Auff dem Kopff tragen sie kleine mit Edelgesteinen versetzte göldene Kronen: Ihre Ohren

sind

sind durchlöchert / auch darinne Ohr
Gehäncke: In die Nase hängen sie ei
ne güldene oder silberne Platte/welch
so groß/ daß sie ihnen das halbe Gesich
te bedecket. Man kan sich nichts netter
als sie einbilden.

Die Reichen baden sich zu Hause/
die andern aber von früh Morgens
biß auf den Abend im Fluß / und die
Bramanen beten vor sie / und hüten
ihnen die Kleider / nemlich die / so sie
mitgebracht / umb sich / wenn sie aus
dem Bade kommen / umzukleiden/da-
rein sie sich in ihren Kleidern begeben/
und können sie es mit so guter Ge-
schickligkeit verrichten/ daß man nicht
das geringste / so wider die Erbarkeit
läufft/ von ihnen sehen kan. Ihr Ge-
setze halten sie genau/sie sind aber
sehr wollüstig.

Das

Das 19. Capitel.

Die Abreise von Suratte nach Malabar.

DEn 6. Januarii 1670. giengen wir aus dem Hafen Sovaly mit einem guten Winde / welcher auch biß nach Rejapour also beharrete / da das Schiff / genannt Force, blieb / wir aber weiter schifften. Wiewohl ich mich nun zu einer andern Zeit daselbst aufgehalten / will ich doch anitzo davon / damit ich die Ordnung meiner Erzehlung nicht unterbreche / etwas melden.

Es ist ein zu denen Ländern des Sevagi gehöriger Orth / welcher ein berühmter Rebelle / der dem grossen Mogul / und seinem Herrn / dem Könige von Visapour / viel zu schaffen gegeben. Sie liegt recht unter dem 17. Grad der Æquinoctial-Linie Nordwärts

werts / gegen den Malabariſchen Kü
ſten / ungefehr zwantzig Mei
len von Goa Nord-werts / man
kan dahin auf einem Schiffbarn Fluß
gelangen / zu deſſen rechten Seiten ein
Dorff iſt / ſo nur von Fiſchern bewoh
net / vier Meilen weiter aber die Stad
Rajapour liegt / von der der Fluß
den Namen führet. Die Schiffe in die
ſem Lande / welche nicht viel über 100
Tonnen tragen / können nur die Helff
te biß an eine kleine Inſul kommen / mit
denen Barqven und Chaloupper
aber kommt man weiter / bey kleiner
Waſſer kan man durch dieſen Fluß ſo
leicht / als über einen kleinen Bach wa-
ten.

Die Engelländer haben ehemahls
eine Colonie daſelbſt gehabt / aber die
Indianer haben ſie wieder heraus ge-
ſchlagen. Vor weniger Zeit hat ſich
unſere Compagnie daſelbſt feſte geſe-
tzet

zet. Sie hat allda ein schön Hauß und einen schönen Garten/nahe bey einem kleinen Teich / daselbst ein Brunnen mit warmen Wasser qvillet / so wegen seiner Tugenden eben so in Beruff/als die / von denen man in Europa so viel Rühmens machet.

Die Gebürge und Wälder/ so nahe herum liegen/sind voller Affen / welche in des Sevagi Ländern in grossen Ehren gehalten werden/ und darff man/ ohne Lebens-Gefahr / keinen umbringen. Der Handel in Rajapour bestehet in Salpeter und Leinwand/ vor allen Dingen aber in Pfeffer / welcher daselbst in grosser Menge eingebracht wird.

Der Sevagi ist ein mächtiger Fürst/ welcher sein Glücke so wohl zu gebrauchen gewust / daß/ ungeachtet der grossen Macht seiner Feinde / er annoch den Strich von Suratte biß an Goa / ausser

auſſer etliche Städte / welche denen
Portugieſen zugehören / beherrſchet
Dieſer entſetzliche Nachbar brachte
Goa in groſſes Schrecken / allwo ſonſt
die Vice-Roys Anno 1676. ihre
Reſidentz gehabt / und hat auch
zu unterſchiedenen mahlen Suratte /
wo er einen unmeßlichen Reichthum
erbeutet / ohne daß er die Pagoden
noch Moſqveen reſpectiret / groſſe
Furcht eingejaget.

Man hat darbey in acht genommen /
daß er ſich gegen niemand ſo beſchei-
den / als die Europäiſchen Nationes
auffgeführet. Es iſt zwar wahr / daß
er ihre Gegenwehre ſich beſorgen müſ-
ſen / uñ vielleicht kans ſeyn / daß er nicht
ſowohl aus einer Hochachtung gegen
ſie / als weil er / es möchte ihm der An-
fall etwas ſchwerer gemachet werden /
befürchtet.

Anno 1671. kam er das letzte mahl
nach

ach Suratte, und ließ allda so viel
Merckmahl seiner Grausamkeit zu-
ücke / welche man nachmahls nicht so
icht wieder gut machen können.

Alle seine Festungen hat er auff den
Gebürgen; Seine Unterthanen sind
ben so wohl Heyden / als er / iedoch
ultet er alle Religionen / und ist einer
on den grösten Politicis seiner Zeit.

Daß Schiff / la Force, genannt /
liebe also zu Rajabour, wo das
Schiff / der güldne Adler / vor weniger
Zeit angekommen / welches von A-
hem, der Hauptstatt der Insul Su-
natra, die von Weibern beherrschet
ird / (davon will sonst kein Geogra-
hus etwas wissen / wohl aber / daß un-
rschiedliche Könige darinnen wären /)
nd daselbst die Königin ihre Hoffhal-
ung haben / zurücke kam. Ehe man
ach Achem kam / war es Masulipa-
am, einer Stadt in dem Königreich

Golconda, an der Küste von Coro-
mandel/ vorbey gefahren/ daselbst ma-
chet man die schönen Chites, die man
Indianische nennet/ daran die Farbe
eben so gut hält/ als in der Leinwand
ohne daß sie den Glantz verliehren sol-
ten. Die Frantzösische Compagnie
hat daherumb überall ihre Pack-Häu-
ser.

Das 20. Capitel.

Weiterer Verfolg der Reise nach Malabar.

DEm wir nun unsern Strich
weiter nahmen/ fuhren wir in
Gesichte der beyden Vestungen/ so a
dem Eingange des Flusses bey Go
liegen/ davon ich zu anderer Zeit Me
dung thun will/ vorbey. Den 14. Ja
nuarii langeten wir vor Mirseou a
und wurffen eben an selbigem Ta
am Munde des Flusses Ancker. Mi
seo

eou liegt in dem Königreich Visa-
our, ungefehr 18. Meilen von Goa,
Sud-werts/daselbst hat unsere Com-
pagnie ein Pfeffer-Magazin. Der
Landes-Strich ist sehr lustig und
fruchtbar. Das erste/ so man findet/
wenn man den Fluß hinauff kömmt/
ist der Flecken Oder/ und die Vestung
Mirseou; Selbige ist groß/ wohl mit
Artillerie versehen/ und mit einem
tieffen Graben umgeben. Der Gou-
verneur dieses Platzes war ein Per-
sianer/ der überaus höflich/ und wurde
Cojabdella genennet. So bald als
man ihm unsere Ankunfft kund ge-
than/ gab er unsern Capitain die Vi-
site, erwiese einem iceden unter uns
grosse Höfligkeit/ und lude uns zum
Abend-Essen/ ungeachtet die Zeit zum
Mittags-Mahl noch nicht kommen
war. Wir folgeten ihm/ etliche auf
Trag'esseln/ andere zu Pferde/ unter

Begleitung seiner Garde, und der Schalmeyen und Trompeter.

Als wir auff dem Schlosse waren/ führete er uns in einen grossen Saal/ so mit dem reichesten Orientalischen Zeuge tapezieret war; Und wir musten uns umb ihn herumb auff Küssen/ so eben so schön waren/ setzen. Unser Dolmetscher hatte kaum angefangen/ unsertwegen zu reden/ da eine Anzahl Täntzerinnen/ welche zu der Lustigkeit dieses Tages befehlichet waren/ herein traten. Diese Weiber thun sonst nichts/ als daß sie des Tantzens abwarten/ welcher gantz ungemein/ und nicht eben zu erbar ist. Ihre Kleider sind prächtig/ sie sind alle wohlgestaltet/ und überaus abgerichtet. Diese seltsame Neuerlichkeit währete den gantzen Tag/ und war uns überaus beschwerlich / weil wir noch nüchtern/ und besser Lust hatten/ eine gute Mahlzeit einzunehmen/

als

ils einem solchen Schau-Spiel / da-
ran wir wenig Freude hatten / zuzuse-
hen.

Endlich kam die Zeit / daß die Lichter
angezündet wurden / welches uns Hoff-
nung zur Abendmahlzeit machte. Man
führte uns in den Hof / da wir sahen / daß
an statt eines gedeckten Tisches / die
Tänzerinnen ihre Lust wieder anfin-
gen; Endlich wurff man einige Lust-
Feuer / welches biß um 10. Uhr in die
Nacht währete / und bey uns grosse
Ungedult verursachete. Zuletzt führ-
rete man uns in ein Gewölbe / da die
Essen nach Landes- oder vielmehr des
gantzen Orients Gebrauch auf der Er-
den stunden. Man trug unzehlich viel
Speisen auf / aber vor Hunger kunten
wir keinen Unterschied des Geschmacks
abmercken. Das Getränck bestunde
aus Limonade / welche wir aus grossen
Porcellanenen Gefässe mit Burbau-

men Löffeln/ darein ein Gläßgen vo
gieng/ schöpfften. Nach abgehobene
Speisen wurde ein Hauffen Früch
und Confituren unter einander au
gesetzet/ und auf diese Bewirthung fo
gete wiederum der Tantz/ und kame
wir gantz spate in die Nacht/ wied
vom Guverneur, unter Begleitun
seiner Garde mit Trompeten/ in d
Compagnie Hauß/ zurücke.

Des andern Tages bate man de
Guverneur auf unser Schiff/ der e
nen ieden von uns/ die wir bey ihm z
Tafel gewesen/ nach Würden besche
ckete. Man empfing ihn unter L
sung der Canonen/ und wir wendet
den gantzen Tag zu seinem Tract
ment an. Als er wieder zurüc
gieng/ beschenckte man im Nahm
der Compagnie ihn und seine Off
cirer mit viel reichern Geschencke
als die Seinigen gewesen/ und er w

so vergnügt über uns / als wir über seine Höfligkeit gewesen waren.

Der König von Visapour ist einer von den mächtigsten in Indien / ob er gleich dem Mogol zinßbar ist. Er bekennet sich zur Mahometischen Religion / doch sind seine Unterthanen fast alle mit einander Heydnisch.

Den 19. dito reiseten wir von Misseou wieder ab / und den 22. langeten wir zu Baliepatan an / da wir so viel Pfeffer fanden / als wir zur Ladung nöthig hatte. Baliepatan liegt im Königreich Cananor, an der Küste von Malabar 11. Grad und 2. Terrien, der Abend-Breite. Der Flecken Baliepatan ist nur eine Meile von der See / ziemlich groß / und von reichen Mahometanischen Kauff-Leuten bewohnet. Unweit davon ist der Königliche Palast / umb welchen viel prächtige Pagoden stehen / und gantz nahe dabey hatte der Printz / so Gouverneur war / den

Unsrigen einen Platz zu ihrer gröster Beqvemligkeit einräumen lassen / biß sich etwa ein Ort finden möchte / der noch besser wäre.

Das Schiff / la Force genannt / kam zwey Tage hernach an / und man liesse sich sehr angelegen seyn / beyde Schiffe abzufertigen / wie sie denn auff den 1. Januarii ab / und nach der Insul Dauphine seegelten / da sie den Herrn de Mont de Vergne einnehmen und wieder nach Franckreich bringen solten.

Das 21. Capitel.

Von Malabar.

INsgemein nennet man die gantze Gegend / so zwischen Suratte / biß an das Vorgebürge Comorin, die Malabarische Küste / aber wenn man es genauer nehmen will / so kan man nur am Berge Eli, welcher unter dem

12. Grad

12. Grad des Æquatoris Nordwerts an- und biß zu den Völckern / so den Nahmen der Malabaren oder Malavaren führen / rechnen.

Diese Küste hat mehr als 200. Meilen in der Länge / und theilet sich in viel Königreiche ab / derer Herren oder Printzen Heyden sind. Und ob ihr Land gleich eben so groß nicht ist / sind sie doch keinem König zinßbar. Der mächtigste unter allen ist der zu Canonor, die andern fürchten und ehren ihn / man heisset ihn Colitri, welcher Nahme ordentlicher Weise dem / der solche Crone hat / gegeben wird. Der Samorin, oder König in Calicut, ist geringer / ob gleich dieses Länder von grösserer Weitläufftigkeit. Sie haben einerley Sitten / Religion und Gewohnheiten / und was man vom Könige zu Canonor wird melden können / das wird auch bey den andern zu mercken seyn.

Die Lufft ist an der gantzen Küste gut/ und wird man in gantz Asien kein fruchtbarer Land finden. Den Reiß erndet man daselbst des Jahres zweymahl ein; sie hat treflich Früchte/welche aber gantz anders/als die in Europa.

Ob schon der Cocus uns so einen delicaten Geschmack eben nicht hat/ so verdienet doch der Baum/der sie träget/noch wohl/ daß man ihn lobe. Die Malabaren nennen ihn Tenga, er ist gerade/ohne Aeste/ und insgemein 30. biß 40. Fuß hoch; sein Holz ist schwammicht/oder fasicht/ daher es gantz locker und zum Bauen untüchtig/ausser wenn es alt/ und alsdenn dichter ist. Die Wurtzeln sind subtil, aber deren sehr viel/liegen nicht tieff in der Erden/und sind von aussen alle zu sehen; weswegen sie aber dennoch der Gewalt der Winde widerstehen/ und muß es sonder-

derlich seyn / wenn man ihrer solte von Sturm-Winden umgeworffen finden.

Auf dem Gipffel wachsen ungefehr zwölff Blätter heraus / so zehen Fuß lang / und anderthalben breit / welche gespalten / wie am Palm- oder Dattel-Bäumen; mit welchen / wann sie dürre / man die Häuser deckt; von deren feinsten Zäserlein machen sie Matten / von den was gröbern aber Kehr-Besen: Das mittelste an den Blättern dienet gut zum Brennen.

In der Anzahl sind sie gleich abgetheilet / denn so bald eines abfällt / so bald wächst darnach ein anders. An dem Wipffel des Baums findet man einen grossen Zweig / wie der Carviol gestalt / welcher aber viel delicater, als der rechte / daran sich wohl zehen Personen satt essen können ; Weil aber der Baum / so bald man diesen

Zweig abschneidet / verdirbt / so schneidet man / wenn man es zum Essen brauchen will / solchen insgemein unten am Stengel abe. Zwischen dem Gipfel und Blättern sind unterschiedliche Stengel / eines Armens dicke / welche man abschneidet / daraus denn ein weiser / süsser und angenehmer Safft rinnet / welches die Twin / so die Acker-Leute oder Bauern bey denen Malabaren sind / des Abends und Morgends in denen Gefässen / so sie an die Oerter / da er hervor rinnet / binden / auf-fangen; Dieses ist an statt des Weins in diesem Lande / den sie Soury oder Tary nennen / und eben wie der unsere truncken macht; wenn er etliche Stunden stehet / wird er scharff / und in 24. Stunden gantz sauer / und man braucht auch in gantz Indien keinen andern Eßig. Man machet auch Brantewein daraus / welcher / wenn er offt übergezo-

gen

gen wird/ sehr starck ist. Wenn man diesen neu von dem Baum auffgefangenen Safft in ein Becken mit lebendigen Kalck zusammen thut/ wird er wie Honig/ welchen man zu allerhand Eingemachten brauchet; Wenn man ihn aber lange sieden lässet/ wird Zucker daraus/ welcher zwar nicht so gut/ als der aus dem Zucker-Rohr wird/ iedoch von armen Leuten davor gebrauchet wird. Die Malabaren nennen ihn Jagara, und die Portugiesen Jagre. So lange der Tary heraus läufft/ und die Stengel nicht wieder verwachsen/ so trägt er keine Frucht/ wenn man sie aber wachsen lässet/ treibt eine dicke Traube heraus/ daran die Cocos an der Zahl 10. biß 12. hängen. Weil sie neu sind/ ist die Schale zarte/ daß man sie gar leichte auffschneiden kan/ daraus gehet ein klar und kühlend Wasser/ von gar anmuthi-

thigen Geſchmack; Etliche davon ge
ben ein halbes Nöſel / und andere faſ
ein gantz Maas.

Mit der Zeit wird dieſes Waſſer zu
Fleiſche / welches Anfangs weiß und
weich iſt; und alsdenn heiſſen es die
Malabaren Elenir, und die Portu-
gieſen Lagne. Wenn ſich nun alle
Feuchtigkeit verlohren / wird die
Frucht harte und dichte / und hat einen
Geſchmack / wie die Nüſſe. Es iſt in
Franckreich mehr als zu bekannt / und
alſo unnöthig / daß ich mich in Erzeh-
lung allen deſſen / worzu man es ge-
brauchet / viel auffhalte / wegen deren
Menge / indem ſie von allen Orten her
zu bekommen / ſo ſind ſie nunmehr eben ſo
rar nicht / iedoch wird ihrer natürlichen
Schönheit dadurch an Werthe nichts
benommen. Dieſer Baum trägt des
Jahres dreymahl ſolche Cocos-Nüſ-
ſe / deren etliche des Kopffs groß / wel-
che

he von einem geringen Winde herunter geworffen werden können/und deswegen nicht gut ist / ihm viel zu nahe zukommen. Aus dessen Bast macht man Schiff- und andere groß und kleine Seile / welche man zu den Grössesten Schiffen brauchen kan/ so auch in dem See-Wasser wohl ausdauern. Und weil diese Frucht in überaus grosser Menge zu bekommen / so kan man über dieses/wie man sie in solchen Lande zu Nutzen pfleget / Kohlen daraus brennen / welcher sich sodann die Schmiede bedienen.

Die Köche machen alle ihre Speisen mit einem Safft/welcher von dessen Kernen gemacht wird / indem sie solche klein reiben. Man ziehet auch ein Oel daraus/welches die Indianer essen und zum Brennen brauchen. Das Gevögel und die Schweine werden von solchem Marck gemästet/und etliche

che arme Leute brauchen es an statt des Brodes; Alle diese Nutzbarkeiten machen diesen Baum sehr werth / ob er gleich so seltsam nicht ist; Und man kan daraus nicht eben ein groß Schiff / wie etliche haben wollen / aber doch wohl eine Barqve, so mit Seegel-Stangen/Seegeln/ Seilen / Lebens-Mitteln und Kauffmanns-Wahren beladen/zu wege bringen/welches alles allein von dem Cocos-Baum und seiner Frucht genommen.

Es sind noch zwey andere Arten von Palm-Bäumen / deren eine Datteln trägt / welche in Indien niemahls zeitig werden. Dieser / als welcher nur 8. biß zehen Schuh-hoch / hat keine Aeste / und treibt nur am Gipfel etliche Blätter / wie der Cocos-Baum; aber sie sind viel kleiner. Man durchbohret den Stam / und ziehet mit absonderlich darzu gemachten Röhren

einen

inen gewissen dem Hartz gleich kom-
nenden Safft heraus / den sie Nery
nennen / daraus auch Eßig und Bran-
ewein / aber kein Zucker kan gemachet
werden. Der andere ist der Palm-
Baum, Brabo, oder der wildere: Die-
ser trägt eine schlechte Frucht; Der
Safft davon ist eben so gut / als von
Cocos, welcher Trafouli geheissen
wird. Dieser Baum ist viel gröſſer /
und treibt gar gleiche Blätter / von so
übernatürlicher Gröſſe / daß man mit
einem ein Bette fünff Schuch lang be-
decken kan. Man macht daraus Son-
nen-Schirme / oder Sombrianos,
nach der Portugiesischen Sprache /
welche so wohl vor den Regen als die
Sonne helffen.

Das 22 Capitel.

Von der Jacca und der Manga.

DJe Jacca ist eine Wunder-grosse
Frucht /

Frucht / also / daß ein Mann a
einer allein zu tragen hat. Der Baum
ist so groß / als unsere Apffel-Bäume
dessen Laub kommt denen Lorber-Blä
tern gleich / wiewohl sie etwas breiter
Die Frucht hängt allezeit am Stam
me / weil die Aeste solche nicht würde
ertragen können. Zuerst treibt etwa
hervor / so wie weiß Mooß aussiehet
sie ist allezeit grün / welche Farbe s
auch behält / bis sie reiff wird / ihre Scha
len sind denen Ananes gleich / und stet
dicke doch so / daß man gar leichte durch
schneiden kan / doch muß man die Hän
de und das Messer mit Oele oder Bu
ter beschmieren / damit das Gumm
oder der Leim sich nicht anhänge. J
dieser sonderlichen Frucht findet man
unterschiedliche Abtheilungen / welch
mit einer Arth grossen Pflaumen / vo
der Größe eines Hünner-Eyes / ange
füllet / und sind derer vielmahls bi

200. beysammen/welche 10. Menschen kaum aufessen können. Das Fleisch daran ist Fingers dicke/die Farbe ist gelb/und schmecket wie die besten Melonen. In der Mitten ist eine Castanie/welche gantz locker liegt/und den Europäischen gleich kommt. Diesen Kern pflegt man nicht leicht zu essen/weil es der Samen zu der Jacca ist; es ist eine ungesunde und allezeit schädliche Frucht/wenn man nicht Wasser darauf trincket.

Die Manga ist von einer andern Würdigkeit. Diese kommt unsern Pfirschken gleich/etliche sind roth/weiß/grün/etliche sind so dicke/und als ein Ey/andere aber übertreffen an der Grösse unsere grössesten Pirnen. Die Schale ist glatt/das Fleisch weich/darinnen der Kern so fest/daß man ihn nicht leichte abbringen kan. Sie wächst in gantz Indien/aber nicht überall gut.

Um

Umb Malabar ist sie am schlechtesten: Um Suratte und Damon sind sie noch gut genug; aber die Besten kommen aus der Insul Joa, und währen vom Martio bis auf den Septembr. Grüne eingemacht sind sie am besten; In Eßig kan man sie auch aufbehalten/ und werden gemeiniglich in Indien anstatt des Salates gebraucht. Der Baum ist so groß/ als ein Nuß-Baum/ dessen Holtz zu allerhand Tischer-Arbeit gebrauchet wird.

Das 23. Capitel.

Vom Pfeffer/ Cardamomen/ Canel oder Zimmet-Rinde/ und dem Kraut Bethel.

DAs Bäumgen/ darauf der Pfeffer wächset/ pflantzet man an die grossen Bäume/ daß es daran aufwachsen könne: dessen Blätter kommen dem Epheu gleich/ und riechen so scharff als sie

auch schmecken. Der Pfeffer wächs
träublicht/und siehet erst grün/wird
nachmahls/wenn es reiff wird/roth/
d endlich/wenn er an der Sonne ge=
ocknet wird/also/als wir ihn bey uns/
hmlich schwartz/sehen. Es sind nicht
oeyerley Sorten/wie wir uns einbil=
en/ sondern es bestehet der gantze Un=
rschied darinne / daß der schwartze
och in seiner Haut / der weise aber ab=
eschelet ist/ welches gar leicht gethan
t/und man ihn nur/ehe er gar trucken
ird/ stossen / oder wenn man ihn eine
eit in Wasser geweichet / abreiben
arff: Also können die / so gemeinen
Pfeffer haben/ ihn bald weiß machen.
Wenn er Grün ist/macht man ihn mit
Zucker ein/ welches bey den Untertha=
nen des grossen Moguls gar ein ge=
meines Tractament ist. Die In=
dianer richten ihn auff gewisse Masse
zu/welches sie hernach Achar heissen/

wel=

welches ein Nahme / so sie allen den Dingen / so in Eßig geleget werden / beylegen.

Ob schon der Pfeffer von unterschiedenen Orten herkommt / so wächst er doch nirgends häuffiger / als zwischen dem Strich von Rajapour, biß nach Comorin. Der Grosse kommt von Visapour und Canara. Der in den Malabarischen Gegenden / nehmlich / vom Berge Eli, bis an der äuserstien Südlichen Spitze dieser Küste / ist viel kleiner / er wächst aber viel häufiger, daher ihn auch alle andere Nationen / solchen in ihre Länder zu führen / bekommen.

Die Cardamomen werden im Königreich Cananos auf einem 6. oder 7. Meilen vom Meere abgelegenen Gebürge / und sonst an keinem Orte / gesamlet. Welches Stücke Land denen Besitzern ein grosses einbringt: denn man darff ihn weder pflantzen noch säen;

die

Die eintzige Mühe / so man darey hat / ist diese / daß sie / wenn s aufgehöret hat zu regnen / das Kraut darvon verbrennen: da denn die Sone es bald vollends trucken macht / und von ihrer Asche wird das Land schon so zugerichtet / daß sie Cardamomen hervor bringet. Sie werden durch gantz Indien / Persien und Arabien verführet / allwo diese Völcker ihrem Reiß keinen Schmack abzugewinnen vermeinen / wenn er nicht mit Cardamomen abgewürtzet / und wird in Orient alles verthan / ausser dem wenigen / was man in Europa zu der Medicin bedarff. Sie werden dreymahl theuerer / als der Pfeffer verkaufft.

Auf dieser Küste findet man auch Zimmet-Rinde / sie ist aber noch lange nicht so gut / als die in der Insul Ceylon / welche die Holländer denen Portugiesen abgenommen.

Die Blätter / welche die Malabaren

Bett-

Bettle, die Portugiesen Bethel, und die andern Völcker in Indien Panthle nennen/ verdienet wohl/ daß wir es hieher mit setzen; solche wachsen eben auch auff einem kleinen Bäumgen/ wie der Pfeffer/ und hat mit jenem fast gleiches Laub/ wie der Epheu/ der Geschmack ist aromatisch und sehr lieblich/ von einer rechten natürlichen grünen Farbe. Man kan es weiß machen/ ohne daß es von seiner Krafft etwas verlieret/ wenn man es in kleine Kästgen von Bannanien-Holtz einschleusset/ und des Tages einmahl anfeuchtet/ ohne Areca wird es nicht gekauet.

Dieses ist eine kleine Frucht/ die den grünen Nüssen gleich siehet/ davon man/ indem man sie einweichet/ die Schale abfaulen lässet. Wenn der Areca noch neu ist/ so stincket er/ aber wenn er lange liegt und trucken wird/ so vergeht ihm der übele Geruch. Es

hat

at einen scharffen Geschmack/so einen
um Husten bringet; Wenn man sol-
hes mit dem Bethel brauchen will/
nuß man einer Erbsen groß gelöschten
Kalck auff 3. biß 4. Bethel-Blättern/
nd darauff den 4. Theil einer Areca
ehmen/ und solches alles zusammen
wickeln/daran man denn lange kauen
an/ etliche nehmen darzu einige Kör-
er Cardomomen, eine Würtz-Ne-
el/ oder ein wenig Zimmet/ damit es
esto besser schmecke. Der Baum/da-
auff der Areca wächst/ist hoch/ gera-
e/ohne Aeste/ hat nur etliche Blätter/
ein Holtz dienet zum Bauen/doch ins-
emein zu Mast-Bäumen und See-
el-Stangen auff die Barqven, weil
s zu grossen Schiffen zu schwach seyn
würde/ der also præparirte Betle/
ärckt den Magen/ hilfft dauen/ und
nacht einen wohlriechenden Athen.
Die Lippen und auch der Speichel

wird roth davon / welches deren etlichen Anlaß gegeben/davon zu melden/ daß sie das Blut aus dem Zahn-Fleisch zögen. Im übrigen hat es eine treffliche Tugend / die Stein-Schmertzen zu stillen / welches ich denn an unterschiedlichen meinen guten Freunden selbst gut befunden. Und damit man desto weniger zu zweiffeln habe/so ist zu wissen/daß an allen Orten / wo er gebraucht wird/ mit dieser schmertzlichen Kranckheit niemand beladen sey. Wenn man das Betle das erste mahl brauchet / macht es einen überaus tumm in Kopffe / man kan aber solches vermeyden/ wenn man aus der Areca eine gewisse weise Materie nimmt. Die Europäer / so der Lufft in Indien gewohnet / können das Betle so wenig entrathen/ als die Inwohner.

So häufig als diese Blätter zu bekommen sind/ so sind sie nichts desto weniger

niger werth geschätzet. Wenn man inander besuchet/ist das die vornehmste Ehre / daß man einem ein Paqvet Betle vorsetzet / und würde es einen sehr verdriessen / wenn dergleichen nicht geschähe / auch eben so ein grosser Schimpff seyn / wenn man es anzunehmen verweigerte ; wiewohl man nicht gezwungen ist / solchen auff der Stelle zu gebrauchen / weil sich alle Asiater vor dem Gifft fürchten / und von Natur mißtrauisch sind.

In gantz Indien/und absonderlich in Malabar ist ein Baum/von ziemlicher Höhe / dessen Blätter denen Lorbeer-Blättern gar gleich kommen/oder doch gar ein weniger Unterschied darunter seyn wird. Dieser trägt weise gantz wohlriechende Blumen / aus dessen Stamm ein Gummi die Länge herunter heraus tringt / so man zum Schiffen brauchen kan.

Was aber der Baum sonderlich an

sich hat/ist dieses/daß dessen Aeste/wenn sie in die Höhe gewachsen/wieder herunter in die Erde sich beugen/ worinnen sie/so bald sie sie berühren/ Wurtzel fassen/und mit der Zeit so dicke und starck werden/ daß man gegen den ersten und alten Stamm sie nicht unterscheiden kan; Und wenn man solchem Baum nicht Einhalt thäte/ und sie abhiebe/würde einer ein grosses Land besetzen können. Malabar bringt alle Hülsen-Früchte/wie sie bey uns wachsen/ hervor/ iedoch hat es auch ihre besondere Arten/absonderlich sind daselbst Bonen vier Finger lang/ deren Hülsen anderthalb Fuß lang/ sie wachsen in kurtzer Zeit/ es ist nicht viel sonderliches daran/ und pflegen nur die armen Leute solche zu essen. Die Gärtner bauen sie nicht/ als denen Lust-Häusern Schatten zu geben; wiewohl derer Vermachung mit noch einem

ndern Kraut bekleidet wird / dessen Stengel sehr zart / daran unzehliche Blätter / wie Bibernell / und viel rother Blumen / von der Grösse des duppelten Jesmins / welche aber keinen Geruch haben / und nur hübsch aussehen; Wenn die Sonne auffgehet / kommen sie hervor / und wenn sie untergehet / fallen sie wieder ab / und dem ungeachtet hat man sie alle Tage durchs gantze Jahr / wiewohl man diese Pflantze nur einmahl säet / weil der Saame / so bald er ausfället / gleich bekleibet / und allezeit von neuen auffwächst. Die Malabaren fragen nicht so viel nach den Blumen / als des Mogols Unterthanen / und deren Weiber sind vergnügt / daß sie ihren Leib mit Cocos-Oele schmieren / ohne daß sie sich umb was wohlrüchendes bekümmern / dergleichen doch in ihrem Lande viel zu bekommen.

Das 24. Capitel.

Von den Thieren / und absonderlich von Elephanten.

IN Malabar sind keine andere Vögel/als in übrigen Indien zu befinden. Es giebt da viel grosse und kleine Papageyen/ man wird derer in einem Netze zwey biß dreyhundert fangen/ daselbst lehret man sie gar nicht reden/ weil sich nur die Europäer darüber die Mühe nehmen. Wildpret ist daselbst in grosser Menge/ und gar leichte zu bekommen/ausser der Pfau/der schwerer zu fangen / wiewohl man ihn gar offte habhafft wird/ und verspeiset/dessen Federn durch gantz Asien Mode ist/ und man vor die Vornehmen Sonnen-Schirme und Windfächer / mit Gold und Edelgesteinen gezieret/ machet. So haben auch die Malabaren alle Arthen von Flügel-Werck. Unter denen

denen vierfüßigen Thieren hat wohl der Elephant die erste Stelle/ und ob er gleich von andern Orten dahin gebracht wird/ muß man ihn doch unter die Thiere/ so man an den Malabarischen Küsten findet/ rechnen. Es ist wohl das gröste Thier auff dem Erdboden/ dessen Kopff ist nach seiner Leibes-Gestalt eben nicht so groß/ hat grosse Ohren/ in Gestalt der Fledermaus-Flügel/ runde und durchaus gleich dicke Beine/ welche aber doch Gelencke haben. Seinen Rüssel brauchet er wie eine Hand/ und fasset damit/ was man ihm darreichet/ kan solchen auch bald lang bald kurtz machen/ und was er damit fasset/ ist nicht möglich wieder heraus zu reissen; Einen Sebel führet er so gut/ als ein Mensch. Dieser Rüssel ist hohl/ und wenn er trincket/ ziehet er damit das Wasser an sich/ und lässet es hernach in sein Maul

lauffen. Ich habe ihrer etliche wieder aus dem Fluß kommen sehen/ welche fast einen Eymer Wasser darinne zurück behalten/und damit die jenigen/so ihnen nicht gefielen/oder was zu Leide gethan hatten/ bespritzeten. An Verstande und Gedächtniß kommt dem Elephanten nichts gleich/ wie ich davon durch unterschiedliche Zeugnisse überführet worden.

Eine iede Stadt in Indien hält sich gewisse Leute/welche nichts thun/ als daß sie die Gassen und die Häuser kehren müssen. Nun hatte zu Suratte ein Knabe von zwölff Jahren/dem diese Arbeit daselbst oblage/ solchen Unflath zusammen gekehret; Als er nun einen Elephanten vorüber gehen siehet/fasset er dessen/so viel er kan/in beyde Hände/und wirfft es diesem Thiere auff die Nase/ da es denn damahls nicht das geringste von sich mercken lies-

iesse / daß es böse wäre. Als ihm aber dieses Kind einige Tage hernach wieder begegnete / ergreifft er es mit seinem Rüssel mitten bey dem Leibe/und drehete ihn in der Lufft wohl hundertmahl herumb / und dieses mit solcher Gewalt/daß iederman/der es sahe/darüber erschrack; doch sahe man nachmahls/ daß er dem/so ihn vexiret/nur hatte ein Schrecken einjagen wollen/ indem / nachdem er eine lange Zeit sich damit belustiget / ihn gantz sachte wieder auff die Erde setzte/und seines Weges gieng.

Der Vice-Roy von Portugall wolte einsmahl einen/den er hatte/ seinem Könige schicken/ und befahl/ daß man ihn auff das erste Schiff / so nach Lissabon gienge / einschiffen solte. Sein Wärter aber schwatzte ihm vor/ wie man etwa einem Menschen thun möchte / daß er in ein Land würde gebracht

bracht werden / da ihme die gröste Dienstbarkeit bevor stünde / und brachte den Elephanten auff den Sinn / daß man ihn durchaus nicht auff das Schiff bringen kunte / und kostete es etlichen / die ihn mit Gewalt darzu zwingen wolten / das Leben ; Als dem Vice-Roy dieses hinterbracht wurde / und er nicht zweiffelte / daß diese Widerspenstigkeit ein Stückgen / so sein Führer gespielet hätte ; sagte er mit hefftigen Bedrohungen / daß dieser Mensch innerhalb wenigen Tagen / so er ihm bestimmete / den Elephanten zu solcher Reise überreden solte ; Dieser Mensch besorgte sich / daß es ihm ans Leben kommen würde / machte alles wieder gut / und brachte den Elephanten durch andere Lectiones, indem er ihn beredete / daß er zu einem Herrn kommen solte / der ihm alles Gutes thun würde / dahin / daß er sich ohne

grosse

grosse Mühe ins Schiff bringen liesse.

Alle grosse Herren unterhalten Elephanten/und die Könige bedienen sich derer im Kriege / und beladen sie mit Canonen und gewaffneten Leuten. Ich habe es bey den Gouverneurs in Indien gesehen / daß wenn sie darauff spazieren reuten wollen / sie Zelte über sie ausspannen lassen / dergestalt/ daß die Mannes- und Weibes-Personen besonders eingetheilet gewesen / und man hatte auch solche/ darauff das Essen kunte zugerichtet werden.

Man legt über sie eine Art von einer Decke / deren ich etliche gesehen/ daß man darzu 24. Ellen Tuch verbraucht / und ich kan versichern / daß man ihrer antreffen wird/ welche noch viel grösser sind/ welches man durch ihre Zähne erweisen kan / indem von diesen etliche nur 3. biß 4. Schuch lang/

und ein Mann gar leichte tragen kunte: Von Bombaze und Monſambiqve, zweyen in Africa gelegenen Orthen/werden ihrer gebracht/ welche 10. Schuch lang/ und zwey Perſonen einen kaum erheben können. Aus Indien werden dergleichen Zähne viel gebracht: Ein Elephant hat derer nur zweene/und iſt dieſes/ was wir Helffen-Bein nennen. Zeithero ich die Warheit ſelbſt erfahren/ und geſehen/ habe ich mehr als einmahl bewundert/daß ſo viel Leute ſich ſolche falſche Dinge bereden laſſen/ und ſie in die Welt hingeſchrieben/als ob ein Elephant in ſeinen Beinen kein Gelencke habe/ und ſich nicht niederlegen/ auch wenn er das Unglück hätte zu fallen/ nicht wieder aufſtehen könne/ ſondern ſich/wenn er ſchlaffen wolle/ an einen Baum lehnen müſſe: Daß alſo dieſes das einige Mittel/ wenn man ihn fangen wolle/

wenn

wenn man den Baum/den man wüste/ daß er sich daran zu legen gewohnet/abschnitt/damit er mit ihm zugleich übern Hauffen fiele; Welches eine fabelhafftige Erzehlung / von solchen Leuten / welche nicht hintern Ofen wegkommen; Wer aber Asien gesehen/ wird leicht ein anders bezeugen können.

Der Elephant legt sich gar leicht nieder/ beugt die Knie/wenn sein Herr auffsitzen will / schläfft auch nicht anders/ als ein Pferd. Wenn man aber ihn fangen will/ und weiß / was er vor einen Gang hält / so gräbet man dahin Gruben / und bedecket sie mit schwachen Aesten und Erde / da er sich unstreitig hinein stürtzet / und dergestalt wird man seiner mächtig / weil er vor Schwerigkeit nicht heraus kan. Die Schwartzen in Africa essen von ihm / und habe mir sagen lassen / daß sein Rüssel überaus delicat seyn soll.

Man tödtet sie nicht selten der Zähne wegen/ und man findet ihrer auch/so von sich selber ausgefallen. Die Haut ist dicke/ daß/ wenn sie zugerichtet/eine Mousqveten-Kugel kaum durchgehet. Die kleinen / welche/ wenn ihre alten todt/und sie in der Irre herumb gehen/ ziehet man auff. So überaus groß als nun dieses Thier ist/ so treflich wohl kan es schwimmen / und treflich geschwinde gehen/und sein Muth kommt mit der Stärcke / die es hat / gar wohl überein ; Die Könige können sie auch im Kriege gar wohl gebrauchen.

Weil ich in Indien war / wolte ein gewisser Gouverneur einigen vornehmen Personen eine sonderliche Lust machen/und sie einen Tieger mit einem Elephanten streiten sehen lassen/an deren Grösse und Stärcke ein grosser Unterschied ; das Tieger war wegen seiner Hur-

Hurtigkeit/starcken Klauen und Zähne überaus gefährlich; Es sprang seinem Feind an den Rüssel / untern Bauch/ und auff den Rücken/und verwundete ihn grausam/und der Elephant schleuckerte es manchmahl mit dem Rüssel weit weg / nachdem er es unter seine Füsse zu bringen offt sich bemühet. Da sie nun in diesem Kampff immer hitziger wurden/ so zerfleischete der Tieger den Elephanten / wo er ihn nur angrieff / und der Elephant lag ihm auch mit grosser Gewalt auff dem Leibe. Aber nach langer Mühe behielt weder dieses noch jenes die Oberhand/sondern es kostete einem so wohl / als dem andern das Leben.

Die die Elephanten regiren / nennet man Cornac, sie setzen sich auf den Hals/ da sie gar feste sich zu halten wissen; sie brauchen keinen Zaum/sondern haben zween Hacken/ unterschiedlicher Grös-

Größe. Der kleine dienet an statt des Sporns/ und mit dem schlagen sie den Elephanten in den Kopff/ ihm nach ihren Belieben fortzutreiben / und deswegen hat er stets eine Wunde auff dem Kopff/ daraus Blut rinnet: Den Großen brauchen sie aber/ weñ er tolle oder hitzig werden will / ihn/ wenn der Kleine nicht zulänglich seyn will/ damit aufzuhalten. Ich habe es gesehen/ daß einer/ der dem Fürsten zuständig war/ durchgieng/ und Bäume und Häuser übern Hauffen warff/ welche ihm gewiß nicht so feste / wie die Unsrigen/ Wiederhalt thun kunten/ und dahero die Einwohner sich davon und an sichere Oerther begeben musten; Wie denn unsere Wohnung gar offte von solchen Leuten angefüllet war / welche der Grausamkeit solcher Thiere aus dem Wege gegangen waren.

Die Könige in Malabar bedienen

sich

ch gar offte / ihre aufrührische Unter-
hanen mit zu straffen / indem sie solche
uf ihre Felder gehen lassen / daß sie ihnẽ
ie Bäume verwüsten müssen. Und weñ
in Elephant von rechter Stärcke / wird
r einen Cocos-Baum mit einem
Stoß übern Hauffen werffen. Die
Kauffleute miethen solche / brauchen sie /
ihre Schiffe und Barqven / wenn sie
solche ausbessern wollen / aufs Land zu
ziehen. Diese Thiere / welche die Grös-
se und Herrligkeit ihrer Herren an
Tag legen / werden auch von den Bra-
manen gebraucht / daß sie die Bildnüs-
se ihrer Götter an den Fest-Tagen he-
rum tragen müssen / und sind gewisse
Pagoden, welche solche zu der-
gleichen Dienst unter-
halten.

Das

Das 25. Capitel

Weiterer Verfolg von denen Thieren / und absonderlich vom Tieger-Thier.

UNter allen Orientalischen Ländern findet man in Malabar die meisten Tieger-Thiere. Nach ihrer unterschiedlichen Grösse sind deren dreyerley Arten; Das kleineste ist wie eine grosse Katze/ und ich habe eines in dem der Compagnie zuständigen Hause zu Cananor gesehen / welches fast so laut schrie als ein Ochse. Diesem durfte man nichts als Fleisch zu essen geben, und wenn man ihm etwas Reiß vorwarff/ gieng es so weit zurücke / als es von der Kette kunte/damit die Hünner und Enden hinan kommen konten, welche es hernachmahls würgte. Endlich kam es loß/ und weil ich einer von den ersten war/so es verfolgten/ so blieb es

s mir eine ziemliche Wunde in die
Hand/ und kam ins weite Feld / daß
vir es nicht wieder bekommen kon-
en.

Die andere Art/ ist von der Größe
eines Schöpses/oder eines kleinen Kal-
bes; Dieses ist das gemeinste/ und thut
unter dem zahmen Vieh den grösten
Schaden/ und verwüstet die Länder.
Diesem darff man ungescheut nachstel-
len. Und damit die Könige ihre Un-
terthanen desto besser darzu aufmun-
tern mögen/ so wird dem/ so eines tödt-
ten wird/ ein golden Arm-Band ver-
sprochen/welches ein großes Geschen-
cke/das den jenigen/so es träget/ gleich-
sam/ nach unserer Art zu reden/ in den
Adel-Stand erhebet/ weil nur der Kö-
nig / dergleichen zu tragen / einem
Macht geben kan. Ich habe einen
Mann gesehen/ der eines umgebracht/
ohne daß er verwundet worden / und
doch

doch nur sein Schild und Schwerd darzu gebraucht hat.

Die Engelländer aber waren zu Baliepatan nicht so glücklich/zu denen kam eines in der Nacht/ und that grossen Schaden. Da sie nun des Unwesens müde/ nahmen sie ihr Gewehr zur Hand/ und warteten ihm vor. Mit dem ersten Schuß wurde es verwundet; welches aber zu nichts anders diente/ als daß es noch grimmiger wurde/ sie anfiel/ ihrer zwey oder dreye ums Leben brachte/ und hernach davon lief/ wo es herkommen war.

Ich bin manchmahl durch ihre Grausamkeit/ als ich in Malabar ankommen/ in Lebens-Gefahr gerathen: Die grosse Hitze zwang mich/ daß ich mich ausser dem Hause zwischen drey grosse Hunde legete/ welche zu meiner Sicherheit wachen solten. Einsmahls wurde ich durch ihr Gebell und Geschrey

hrey aufgewecket/und da ich sahe/daß ie Ausreiß gaben/ ruffte ich nach Leuen; und als sie kamen/ so bald wurden vir alle gewahr/ daß einer von den Hunden fehlete; Man muste Fackeln anzünden/ und ihn suchen/ man fand aber nicht eher als des andern Tages etwas von seinen Gebeinen/ so hin und her geworffen waren. Dieser Zufall brachte mich dahin/ daß ich mich änderte/ und nicht mehr ausser dem Hause schlieff.

Das Tiegerthier von der letzten Art ist so groß/ als ein Pferd/ welches die Portugiesen das Königliche Tieger nennen; Lebendig hab ich keines gesehen/ aber wohl die Haut davon/ so man über ein Bette 6. Schuch lang decken kunte. Solches trifft man an der Nord-Seite von Goa an/ und ist daselbst sehr gefährlich/ alleine und ohne Gewehr zu gehen. Ich habe einen

Por-

Portugiesischen von Adel gekennet/ Nahmens Juan de Siqviera, der zu Daman wohnete/ und nahe bey solcher Stadt ein Lust-Hauß hatte. Als ihn nun zween seiner guten Freunde besuchten/ wolte er/ nachdem er sie tractiret/ eine Lust machen/ und Schweine zu schiessen mit ihnen ausgehen: Satzten sich also alle dreye auf einen kleinen Wagen/ hatte ieder sein Rohr bey sich/ und machten sich also auf den Weg. Sie waren aber kaum etliche Schritte fortgefahren/ so sahen sie ein solch Königlich Tieger auf einem Wege herkommen/ da sie vorbey musten. Nach langer Beredung fiel der Schluß/ man müste Feuer auff ihn geben. Der Siqviera that seinen Schuß/ und verwundete es also/ daß es/ ohne einziges Anzeigen des Lebens/ dahin fiel. Uber solchen ihn so wohlfeil ankommenden Sieg/ waren sie

sehr

hr froh/ und nahmen sich Zeit/ihr ge-
hossenes Thier nicht eher / als nach
ngenommenen Frühstück/ auffzuhe-
n; indem ein iedweder gerne die Tieger-
haut/welche sehr rar ist/ haben wol-
. Als sie wieder zurück kamen / wa-
en sie bewundert / daß sie solches nicht
ntraffen/und auch keine Spuhre von
inem Schweiß funden / denn mit
em Wagen kunten sie nicht durch das
Gesträuhe kommen ; Juan de Si-
viera sprang/ob es gleich die andern
iderrathen /vom Wagen/ gieng der
Spuhr nach / und fand das Tieger in
einem Blute liegen. Es hatte aber
ieses seinen Mörder oder Beleidiger
aum erblicket / so fassete es seine letzte
Krafft zusammen/ und fiel auff ihn an/
nd zerfleischete ihn an unterschiedli-
hen Orthen / ohne daß seine Freunde
olch Unglück verhindern kunten ; weil
ie sich lange besonnen / auff selbiges zu
schies-

schiessen/ aus Beysorge/ sie möchten ih
ren Freund selbst treffen. Als sie abe
sahen/ daß/ ungeachtet dem Tieger vie
Blut entgangen/ es dennoch an Kraff
und Stärcke nicht abgenommen/ un
daß der unglückliche Siqviera nich
mehr dürffte verschonet werden/ gaben
endlich Feuer/ und stiegen ab/ nachdem
sie es vollends todt geschossen. De
unglückliche Portugiese lag mit dem
Gesichte auff der Erden/ und sein gan
tzer Leib war nur eine Wunde/ und e
in einem solchen Zustande/ daß auch
die Allerbehertzteften davor erschra
cken. Man brachte ihn nach Hause
da bey seinem Anblick alles vo
Schmertzen vergehen und verzweif
feln wolte. Er hohlte so schwach Athem
daß/ an statt man auff seine Heilung
bedacht seyn solte/ man vielmehr seiner
letzten Seuffzer gewärtig war. Jedoch
funde sich ein Heyde/ ein Sclave de

Ver

Verwundeten/welcher ihn zu rechte zu
ringen versprach / wenn man ihm sel-
igen überlassen wolte. Ob nun gleich
wenig Hoffnung verhanden/ so unter-
lesse man doch nicht / darein zu wil-
igen; Und der Sclave brauchte
eine Mittel/ welche nur aus Milch/
und dem Safft aus etlichen Kräutern
lestunde / und brachte seinen Herrn
nit der Zeit gar fein zu rechte/und that
n ihm eine wunderbare Cur/ so man
ey uns kaum glauben würde; zumahl
r ihn / so lange als er ihn in der Cur
gehabt / mit nichts / als Milch und
Brod / unterhalten. Dieser Edel-
mann / der mir diese an sich selbst er-
fahrne Geschichte erzehlete/ hatte die
Haut noch verwahrlich bey sich/als ein
Gedächtniß dieser traurigen Begeb-
niß/deren er sich / ohne sonderliche Ge-
müths-Bewegung / nicht wohl erin-
nern kunte.

Wenn man des Nachts dem Tieger entgehen will/ darff man nur Licht bey sich haben / vor welchem es fliehet; aber am Tage muß man ein Feuer-Rohr oder Bogen und Pfeil bey sich haben/solchem von weiten eines zu versetzen; Wer aber seines Schusses nicht gewiß/ thut besser/wenn er den Schuß nur in die Lufft thut / weil der Knall oder das Geräusche es schrecket; eine geringe Wunde es aber nur grimmiger und die Gefahr gröſſer machen würde. Alle Tieger-Haut hat bald einerley Flecken / und ist wegen dessen artlichen Vielfärbigkeit theuer. In Indien decket man sie über die Betten und Tragsessel; in Europa aber bedienet man sich ihrer zu allerhand Zierrathen; die Soldaten brauchten es vor diesem zu Pferde-Decken / und wird kaum ein theurer Rauch-Futter zu finden seyn.

Da

Das 26. Capitel.

Weiterer Bericht von den Thieren / von Jacard, Büffel / Zibeth-Katze / und Affen.

DEr Jacard oder Adive ist wie ein mäßiger Hund groß / so am Schwantze einem Fuchs / an der Schnautze aber einem Wolff gleich kommet. Man pflegt solche in den Häusern auffzuziehen. Sonst aber ist ihre Arth / daß sie sich des Tages über unter der Erde auffhalten / und nur die Nacht / wenn sie Speise suchen / hervor kommen. Sie gehen Heerde-weise / und fressen die Kinder / fliehen vor den Leuten / und haben gar eine weinende Stimme / und man würde oft meinen / es wären Kinder unterschiedlichen Alters beysammen / die Hunde fallen sie an / und treiben sie von den Häusern weg / insgemein folget auf sie ein Tieger-

Thier / welche ihrer / umb die Hunde heraus zu locken / verschonet. Die Indianer / welchen diese List bekannt / sperren ihre Haus-Hunde ein / wenn sie eine Adive schreyen hören. Es ist ein Thier / das zu nichts nütze / und sich nicht die Mühe verlohnet / daß man sich länger dabey auffhalte.

Der Büffel ist gröſſer / als ein gemeiner Ochse / und fast eben so gestalltet / nur / daß er einen längern und breiten Kopff / und gröſſere und fast gantz weisse Augen / breite und fast zwey Schuch lange Hörner / dicke doch kurtze Beine hat. Es ist heßlich / fast ohne Haare / geht gar langsam / und kan grosse Lasten tragen. Sie gehen Heerde-weise beysammen / und die Kühe geben Milch / daraus man Butter und Käse machen kan. Ihr Fleisch ist gut / wiewohl nicht so niedlich / als das gemeine Rind-Fleisch / er schwimmet

treflich

treflich / und setzt über die breitesten Flüsse. Man hat derer zahme / aber auch wilde / welche überaus schädlich sind / sie zerstossen und zertreten die Leute / und zerquetschen sie mit einzigen Stoß mit ihren Kopffe. In Gehöltze hat man sich nicht so wohl vorzusehen / als anderswo / weil sie mit ihren Hörnern nicht wohl durch die Aeste kommen / und also der jenige / so von ihnen verfolget wird / Zeit hat davon zu kommen. Das Leder von solchen Thieren wird zu unzehlich vielen Dingen gebrauchet / so gar / daß man Gefässe / Wasser und andere Säffte darinnen auffzuheben / daraus machet; Die an der Malabarischen Küste sind fast alle wild / und denen Frembden gar wohl vergönnet / solche zu fangen und zu verzehren.

Man hat auch da viel Zibeth-Katzen / welches ein kleines einer gemeinen

Katze nicht unähnliches Thier; ausser daß es eine spitzigere Schnautze/ nicht so gefährliche Klauen/und eine andere Stimme zu schreyen hat. Das wohlriechende Ding/so bey ihm wächst/ ist wie ein wenig Fett an einen offenen Orth/unter dem Schwantze/ solches nimmt man von Zeit zu Zeit weg/ und dieses ist nicht so häufig/ wenn man es nicht wohl füttert; Nach Calicut wird dessen viel verführet/ aber wenn man ihn zum wenigsten nicht selbst sammlet/ ist er fast durchgehends verfälschet. Es sind zwar auch Affen in Malabar/ aber deren daselbst viel weniger/ als in den andern Theilen von Indien/ und sind ihrer nur in des Sevagi und Canarins Gebiethe so häufig viel. Die Heyden in Orient sehen dieses Thier vor vernünfftige Menschen an/ welcher aber mit Fleiß nicht reden wolte/ damit er der Beschwer-

schwerlichkeit der Arbeit entgehe. Andere halten sie als was göttliches in Ehren / setzen ihnen ausgehauene Bilder / und weyhen gewisse Tage zu ihrer Beehrung / auch opffern sie ihnen noch darzu / und ist bey allen heydnischen Fürsten bey Lebens-Straffe verboten / einen zu tödten. Vielmahl siehet man diese Thiere bey Hauffen im Felde / welche die Weiber / so den Arbeitern auff dem Felde zu essen bringen / antasten / und wenn man nicht zu Hülffe kommt / ihnen nehmen / was sie haben. Die Weiblein tragen ihre Jungen / verlassen sie niemahls / umfassen sie sehr feste / und springen damit von einem Baum zum andern / eben so leichte / als wenn sie nichts trügen. Auf dem Lande thun sie / wenn man sie nicht verjaget / grossen Schaden / indem sie die Früchte und Reiß abreissen / und den Tary aus den Gefäßen / darinne

er auffgefangen wird/sauffen. Ob man nun wohl diese Thiere vor furchtsam/ wegen ihrer stetigen Bewegung/ansehen möchte / ist es doch wild und unerschrocken.

Als einer von meinen guten Freunden auff der Jagd war/ in dem Königreiche Cananor, setzte er sich unter einen Baum/ etliche Confituren zu essen. Auff eben diesen Baum hatte sich ein Affe gesetzet/welcher wartete/ob er/ wenn er weg wäre/ nicht was liegen lassen würde; welchem aber dieser Mensch/ ehe er es sich versahe/ einen Schuß mit der Flinte in Bauch gabe. Das Thier/ ohne daß man ihm eine Furcht absehen konte/ riß mit seinen Klauen die Wunde weiter/ nahme einen von seinen Därmern/ zog ihn nach und nach heraus/ biß es todt hinfiel.

Das

Das 27 Capitel.

Von noch mehr Thieren.

DJe Ochsen werden in Indien zu nichts als zum Ackerbau gebrauchet/und von den Indianern in viel zu grossen Ehren gehalten/als daß sie solche verspeisen solten. So sind auch in Malabar viel wilde Schweine/mit deren Jagd die Nahers sich belustigen/ wie sie denn alle von Schweinen essen/ ausser die Bramanen und Nambouri nicht; so giebt es auch Schafe und Ziegen daselbst.

Weiter haben die Jäger eine Jagt-Lust mit denen Gaseleten; Diese kommen denen Hirschen gar gleich/ ausser daß ihre Geweyhen keine Enden haben / und sie etwas kleiner vom Leibe sind. Man fängt sie im Netze/ womit die Indianer am meisten zu jagen pflegen. Man siehet daselbst keine

Caninichen / aber viel Hasen / welche von denen Landes-Einwohnern nicht gegessen/und welche sie fangen / denen Europäern verkaufft werden.

Schlangen findet man in der ganzen Welt; aber die in Indien/und absonderlich die an der Malabarischen Küste/ haben etwas sonderliches / daß man nicht anders kan / als sich bey ihnen etwas auffzuhalten. Ich habe zwar an denen Erzehlungen/so mir von ihnen gethan worden/ gar viel Zweifel gehabt / aber durch eigene Erfahrung bin ich/ihnen Glauben beyzulegen/genöthiget worden; und was ich anitzo melden werde/ ist die gewisse Warheit: Etliche sind nur eines Fingers dicke/ fünff oder sechs Schuch lang / und grün/ und deswegen umb so viel mehr zu fürchten / weil man sie auff dem Grase und Gesträuche nicht leichtlich erkennen kan. Sie lauffen vor niemand/

nand / sondern schiessen nach den vorbey gehenden / und absonderlich nach den Augen / Nasen und Ohren / da sie sich anhängen. Ihre Bisse sind eben so gifftig nicht / aber sie haben unter dem Halse ein Bläßgen voll subtiles Gifftes / welches sie auff den Orth / da sie sich anhängen / ausspritzen / dessen Berührung so tödlich / daß kein Mittel darwider / und die / so damit angesteckt / müssen innerhalb einer Stunde des Todes seyn. Weil sie nun so häufig / und nicht leichtlich gesehen werden / lassen vornehme Personen / wenn sie reisen / einige von ihren Dienern vorher gehen / welche die Hecken und Aeste ausklopffen / damit solch schädlich Ungezieffer vertrieben werde.

Ich habe einen Indianischen Christen gekennet / der einmahl von Basar nach Baliepatan nach der Pagode daselbst gegangen / und einen Heyden bey

sich gehabt/ da denn jener gewahr worden / daß diesem eine solche grüne Schlange mit einem Sprung an die Nase gesprungen/ und zu einem Loche hinein/ zum andern wieder heraus gekrochen / und so hangen/ der Heyde aber auff der Stelle todt blieben. Noch andere aber/ welche die Indianer Nallebambou, das ist/ die gute Schlange / die Portugizsen Cobra-Capell, oder die Kappen-Schlange nennen; weil dessen Haupt mit einem Stück Haut / einer Hand breit / in Gestalt einer Kappe/ umbgeben / und von eben der Farbe/ als der übrige Leib ist; Welche Farben denn sehr lebhafft und angenehm in die Augen fallen. Ob derer Biß gleich tödlich ist / so hat man doch Mittel darwider.

Uber derer Heyden Blindheit aber kan man sich nicht gnug verwundern / was diese Thiere betrifft. Denn sie

alle

lle kriechende Thiere / absonderlich
ber die Schlangen / in Ehren halten;
Mit deren Statuen geben sie ihren
Pagoden die grösseste Zierde / und kan
man diesem armen Volck solchen Aber-
glauben gar nicht ausreden. Sind
deren in ihren Häusern / werden sie /
nach vielem Gebeth / sie mit vorgesetz-
ter Speise heraus zu locken trachten /
und solche gar nicht mit Gewalt heraus
treiben. Und wenn die Schlange nicht
fort will / werden sie solche mit vielen
zierlichen Worten / als wenn es ein ver-
nünfftiger Mensch wäre / bitten und
anflehen.

Als ich in diesem Lande war / wurde
des Fürsten Secretarius von einer /
welche des Arms dicke / und acht
Schuch lang war / gebissen. Weil
nun das Unglück auff freyen Felde ge-
schahe / so fiengen diejenigen / so diesen
Beambten begleiteten / die Schlange /

und trugen sie in einem Gefässe vor ihren Fürsten. Man liesse so bald die Bramanen holen/ welche die Schlange in grosser Demuth ersuchten / sie wolte doch nicht zugeben / daß der von ihr Verwundete / weil ihn der König wohl brauchen könte/sterben solle; Der Fürst sagte wohl gar/daß/wenn er sterben würde / er sie verbrennen lassen wolte. Es halff aber weder Bitten noch Drohen / der Secretarius starb doch dahin / weil man kein natürlich Mittel an ihm gebrauchet. Es gieng dem Könige zwar sehr nahe / weil er aber auff die Einbildung geriethe / es möchte dieser sein lieber Diener etwa mit einem Laster beflecket seyn/weil ihn die Götter also straffeten/liesse er sie also wieder ausser dem Palast tragen/ und sie/ nach vielen beschehenen Ehren-Bezeugungen/ mit Frieden ihres Weges gehen.

Etli-

Etliche Völcker sind von so seltener Gottes-Furcht/daß sie auch Milch an die Strassen setzen/ damit diese kriechende Götter ihre Nahrung ja nicht weit zu suchen nöthig haben. Aber da man diese Einfalt belachen muß/ist die Betrügerey der Bramanen desto mehr zu verfluchen. Denn unter ihnen sind gar viel kluge Leute in der Astrologie/so auch noch von einiger Gelehrsamkeit/ und in den Geschichten ihres Volckes noch ziemlich bewandert; Diese können unmöglich glauben/was sie lehren. Ich habe mit ihnen unterschiedliche mahl darüber gesprochen/ und absonderlich einem/ mit dem ich gar gute Bekandschafft hatte/es vorgehalten/ wie übel sie thäten/ daß sie die Gabe/so ihnen der Himmel verliehen/ so schändlich mißbrauchten/und des Volcks Leichtgläubigkeit mit solchen Fabelwerck/unter der Hoffnung/ einige Ehre oder andere geringe Vortheil-

theile davon zu heben / gefangen hielten. Der mir zur Antwort gab / daß er mir / wie aufrichtig sie / und wie wahr das jenige / so sie lehreten / wäre / durch eine Historia darthun wolte / welche er folgender Gestalt erzehlet: Der vornehmste Bramane einer berühmten Pagode / wolte das Volck zu mehrer Andacht bewegen / und ermahnete seine Zuhörer / etwas zu Verfertigung einer göldenen Schlange mit zwölff dergleichen Eyern zusammen zu bringen / mit der gemachten Hoffnung / daß / wenn sie also an einen Orth in die Pagode gesetzet / und der daselbst befindlichen Gottheit geweyhet werden würde / selbige in sechs Wochen lebendig werden / die Eyer ausbrütten / und alsdenn die Schutz-Götter dieser Pagode werden würden. Diese Proposition wurde gebilliget / und der Bramane erhielte gar bald / was

vas er haben wolte; Die Statua wur-
e gefertiget / und von dem Brama-
nen, unter Begleitung einer grossen
Menge Volckes / in die Pagode gese-
zet.

Der Bramane gieng alleine hinein /
tellete die Schlange an ihren Ort /
schloß zu / und verwahrete diese Ey-
er mit der alten auff das sorgfältigste.
Da sechs Wochen vorbey / kam er mit
dem vorigen Volck wieder hinein / und
als er weder die alten noch jungen
Schlangen gefunden / glaubten sie al-
le / daß sie würcklich lebendig worden.
Dieses Wunder wurde durch allge-
meines Zuruffen bestätiget / und gra-
tulirte sich ein ieder / daß er zu Zeugung
einer neuen Gottheit etwas beygetragē
hätte ; Uber diese sehr handgreifliche
Lügen muste ich lachen / und war auch
nicht weniger böse darüber / und wolte
dem Bramane die Betrüglichkeit des

jeni-

jenigen/ so er vor eine Warheit ausgä-
be/zu erkennen geben; Er stritte aber
hart darwider / und ich muste den
Star-Kopff auff seinem Sinn lassen.

Da es denen Heyden in ihrem Ge-
setze verboten / die Schlangen nicht zu
tödten/ so ist es doch denen Christen und
Mahometanern nicht untersaget.
Man trifft sie gar offte in Häusern an/
und ich habe dergleichen auch unter un-
sern Betten gefunden. Anderswo
will ich von denen Artzney-Mitteln/
so man wider ihre Bisse gebrauchet/
melden. Die Schlangen/ so gar von
sonderbahrer Art/ sind zwantzig Schuch
lang/ und so dicke/ daß sie gar leichte ei-
nen Menschen verschlingen können;
Indessen sind sie noch lange nicht so
schädlich/ als die andern/ weil man ihnē
gar leicht entgehen kan. Man siehet sie
sonst nicht leichte/ als in denen Wüste-
neyen/ und wenn man ihrer ja an den

Dörf-

Dörffern/ oder an dem Ufer des Mee-
es zu sehen bekommt/ ist es nur zu der
Zeit/ wenn die Flüsse übertreten/ da sie
enn durch das Wasser hingeführet
oerden. Ich habe sie nur todt gese-
en/ und man hätte sagen sollen/ es wä-
e ein Stück Holtz von einem umbge-
vorffenen Baum. Ich habe es von
inem Christen/ der ein Heyde gewe-
en/ erzehlen hören/ daß/ wie er einmahl
n der Reiß-Ernde auf dem Lande mit
llen seinen Haußgenossen gearbeitet/
wäre ein Kind/ so man kranck zurücke
gelassen/ aus dem Hause gegangen/
nd sich vor der Thüre auf das Laub
niedergeleget/ wo es bis auf den Abend
geschlaffen. Als sie nun/ von der Ar-
beit ermüdet/ nach Hause gekommen/
und Anfangs nicht an das Kind ge-
dacht/ auch/ da es geweinet/ davor ge-
halten/ es geschähe/ weil ihm ohne dem
nicht wohl wäre/ hätte man gewartet/

biß-

bis die Abend-Mahlzeit fertig/ da sie es alsdenn hinein nehmen wollen. Da aber das Kind nicht mit Schreyen aufhören wollen/ wäre einer hinaus gegangen/ und gesehen/ wie eine von solchen grossen Schlangen das unglückliche Kind schon halb im Leibe gehabt. Es ist leicht zu erachten/ was ein solcher kläglicher Zufall vor Schrecken unter denen/ so solches mit angesehen/ und denen es der Natur wegen angehöret/ verursachet. Man wolte erst solch Ungeziefer nicht böse machen/ aus Furcht/ es möchte das Kind vollends hinab schlingen. Und unter tausend Vorschlägen/ die ein ieder that/ wurde man endlichen Raths/ solche Schlange mit einem Sebel in Stücken zu hauen. Der Geschickteste verrichtete den Streich gar glücklich/ weil aber diese Bestie nicht flugs starb/ ob sie gleich in stücken gehauen war/ that sie doch einen

Biß

iß in solchen zarten Leib/und vergiff-
te ihn/ daß das Kind in wenig Au-
nblicke darauf starb. Wir höreten
nmahl eine Adive schreyen/ welche/
schon die Hunde sehr belleten/ doch
icht weg wolte/ als nun unsere Leute
it dem Lichte darzu kamen/ sahen sie/
aß es von einer Schlange verschlun-
en wurde/ indem es von ihr vermuth-
ch schlaffend angetroffen worden.
Man tödtete beyde/ und ob gleich die
Schlange nur zehen Fuß lang war/ so
ar sie doch dicke genug/ diese Adive
u verschlucken.

Malabar bringet auch Crocodile
on unterschiedlicher Grösse hervor:
Und hier war es/ wo ich/ wie schon ge-
meldet/ eines todt machen
helffen.

Das

Das 28. Capitel.

Von dem Malabarischen Volck und ihren Gebräuchen.

DJe Einwohner in Malabar sind von guter Gestalt/ fast alle schwarz oder sehr braun/ und haben nichts ungestalltes / wie die Africaner/ an sich. Sie lassen ihre Haare lang wachsen, und mangelt ihnen an Verstande nicht, sie wenden ihn aber nicht an/ und legen sich weder auff Wissenschafften / noch Künste; Zur Verrätherey sind sie am meisten geneigt/ und sein Wort nicht halten/ wird bey ihnen vor nichts geachtet. Die Mahometaner hält man vor das untreueste Volck/ aber die Heyden sind auch von keiner bessern Treu und Glauben.

Die letzten sind aus diesem Lande entsprossen / oder die eingebohrne Einwohnere/ und also auch viel mächtiger/

ls die andern. Sie sind in absonder-
che Linien und Geschlechte vertheilet.
Die erste bestehet aus den Fürsten; Die
ndere machen die Nambouri oder
ornehmsten Priester aus; Die Bra-
manen sind die dritte/ und die Na-
ers oder Edelleute die vierdte. Die-
e alleine werden mit dem Vorzug ge-
ohren/daß sie Waffen tragen dörffen/
und ohne Schmälerung ihrer Ehre
keine Handlung treiben/ und ihren A-
del-Stand sonst durch nichts/ als da-
durch/ wenn sie ihre Religion verän-
dern/verlieren können. Die Tives
heissen die jenigen/so das Land bauen/
und den Tary eintragen/ denen lässet
man noch die Waffen zu/ aber nur aus
gutem Willen.

Die Monconas oder Fischer dürf-
fen nur am Meerstrand wohnen/ le-
ben nur von den Fischereyen/und wer-
den nicht tüchtig gehalten/ Waffen zu
füh-

führen / auch mag man die Soldaten noch so nöthig brauchen / so nimt man von ihnen keine darzu.

Die Wäscher oder Bleicher machen wieder eine besondere Linie / sowohl als die Cheti, welches eigentlich die Lein- oder Zeug-weber und Oelmacher sind. Die Pouliats sind die letzten / und die allergeringsten; Sie haben keine stete Wohnung / weil sie kein Mensch umb sich leyden will / und werden von denen andern nur gebraucht / den Reiß zu hüten / da sie sich denn unter kleinen Hüttgen von Palm-Zweigen behelffen. Es ist / mit ihnen umzugehen / oder auf 20. Schritte zu nahe zu kommen / schimpfflich / und ist es eine Nothwendigkeit / daß man sich reinigen muß / wenn man in der Nähe mit ihnen geredet; Doch sind zu solcher Reinigung / im Fall der Näherung zu ihnen / nur die Linien / so unter den Nahers sind / verbunden;

Und

lnd die Fürsten/ Nambouris, Bra-
manen und Nahers haben die Frey-
eit/sowohl einen als den andern zu be-
ühren / ohne daß sie sich zu baden nö-
hig haben. Wenn ein Nambouri,
Bramane oder Naher einen Pouli-
t auff dem Wege antrifft/wird er ihm
gar von weiten zuschreyen / daß er ihm
us dem Wege gehen soll; und wo er
icht Augenblicks gehorsamet/ kan er
hn mit der Mousqvete oder Pfeil-
chüssen darzu nöthigen / indem sie die-
e arme Leute umbringen dürffen/ wie
ie wollen / wenn es nur an keinem
privilegirten Orthe geschicht. Wenn
ein Naher sein Gewehre probiren
will / wird er es an einem von diesem
unglücklichen Geschlechte / es sey alt
oder jung / Mann oder Weib/ versu-
chen / ohne daß er deswegen in An-
spruch genommen wird. Dieses/ ihrer
Niedrigkeit anklebendes Unglücke ver-

urſachet/ daß ſie ſich nicht ſehr verme
ren. Sie dürffen ſich in keinen Ze
noch Leinwand kleiden / ſondern ſie h
decken einen Theil ihres Leibes m
Baum-Blättern. Die Verachtun
ſo man ihnen anthut / macht ſie au
gantz träge und liederlich/ſie eſſen oh
Unterſchied allerhand Aeſer und G
würme; was aber bey den Heyden a
meiſten Abſcheu erwecket/iſt/daß ſie
Aeſer der natürlich geſtorbenen od
umgefallenen Rinder verzehren.

Man nimmt von dieſen Armſe
gen weder vor die Götter noch vor
Fürſten einige Geſchencke / auf
Gold und Silber. Und müſſen
noch darzu gar weit davon auff
Erde legen/ und die Leibwache/neh
lich die Nahers, gehen alsdeñ hin u
holen es / indem ſie von weiten mit
nen reden / und ihnen auch alſo a
worten.

Ni

Nicht selten werden diese Pouliats in eine grosse Geld-Straffe verdammet: Und weil es einen zu befrembden scheinen möchte / wie diese von aller menschlicher Gesellschafft ausgeschlossene Leute/und die so gar ohne Handel und Wandel leben / diese auffbringen können; So dienet zu wissen/wie die Malabaren diese thörichte Gewohnheit haben / daß sie ihr Gold und Silber/so sie besitzen / vergraben / und niemahls nichts davon nehmen. Diesen suchen die Pouliats mit allen Fleisse nach / und bereichern sich durch solches Mittel ; Man hält sie vor Zauberer/und ist keine That so böse/so man ihnen nicht Schuld giebt / und mögen sie noch so unschuldig seyn / so nimmt man sie auff den geringsten Verdacht doch bey dem Kopffe/ und spricht ihnen der Fürst das Todes-Urthel. Gegen die andern Geschlechter aber sind sie nicht

ſo ſcharff / und muß man unverwerflichen Beweißthum haben / wenn man einen von ihnen nur mit einer Bürgerlichen Straffe belegen ſolle.

Die Malabariſchen Völcker / und faſt alle Heyden in Indien / nehmen dieſes Geſetze überaus in acht / daß niemand höher ſteigen kan / als es der Zuſtand ſeines Geſchlechts erfordert / er mag ſo reich ſeyn / als er immer wolle / und weder dieſer noch ſeine Nachkommen werden ihren Stand niemahls verändern.

Das 29. Capitel.

Von denen Nahern.

DJe Naher ſind die Edelſten und anſehnlichſten Leute dieſes Landes / welche man nicht weniger wegen ihrer Geſchickligkeit und Höfflichkeit / als ihrer Geburth wegen hoch hält. Es iſt mit der Zeit in den Kö-

nig-

igreichen der Malabarischen Küste
in Gesetze in Schwang kommen /
welchem unumbgänglich nachgekom-
nen werden muß: Nehmlich/daß kein
Fremder / noch der von einer andern
Religion/ über Land reisen kan und
darff/als unter dem Gleite ein und des
ndern Nahers. Und dieses ist eine
othwendige Vorsichtigkeit/sonst wür-
e der Fürst/wenn einem ohne ihre Be-
gleitung Gewalt geschehe / solches
icht einmahl ahnden.

Wenn die Fremden aus einem Kö-
nigreich in das andere reisen / werden
ie Nahers derjenigen Landschafft/da-
innen sie sind / Sorge tragen/ daß sie
hm dergleichen Nahers aus dem Lan-
e/ wo sie hin wollen/ zuwege bringen.
Diesen Nahers zahlet man täglich 8.
Tares, welches an einen halben Fa-
non hinansteiget. Der Fanon ist ei-
ne kleine göldene Müntze / so 16. Ta-

res gilt / und die Tare eine kleine silberne Müntze / so 6. Pfennige werth ist. Wenn er ein Hauß bewahret / bekommet er nur vier Tares des Tages / aber über Feld bekommt er doppelten Lohn; Diese Leute haben eine Eigenschafft an sich / welche nicht gnug zu loben ist / daß sie die jenigen / so sie begleiten / niemahls verrathen / oder im Stiche lassen werden. Solte einer unter ihren Geleite umkommen / werden sie sich unfehlbar darbey niederhauen lassen / und würde unter ihnen zur Zagheit ausgedeutet werden / weñ einer auff solche Weise das Leben vor jenem davon bringen würde. Ich habe mir etwas erzehlen lassen / so sich wohl die Mühe verlohnet / daß ich Meldung davon thue. Zween reiche Portugiesische Kauff-Leute / welche Nordwerts herkamen / und längst der Küste gegen Süden zu reiseten / nahmen /

en / nach Landes-Gebrauch / Na-
ers zu sich / und als sie durch das Kö-
greich Cananor kommen / gaben
ese ihnen andere zu / nehmlich Un-
rthanen des Königs zu Samorien.
Diesen kam nach dem Gelde / so die
Kauff-Leute diesen zu tragen gegeben /
in Apetit an / und damit sie sich dessen
emächtigen könten / schlugen sie die
Kauffleute todt. Und weil ihnen die
Schärffe der Gesetze mehr als zu wohl
ekannt waren / giengen sie damit in ein
nder Land. Die ersten meyneten / sie
hätten diese Kauff-Leute gar in guter
Hand gelassen / und begaben sich wie-
der zu denen Ihrigen. Inzwischen
fande man die beyden Leichname der
Erschlagenen / und die Sache wurde
untersuchet / man erfuhr der Thäter
Nahmen / welche endlich an Tag und
herbey gebracht wurden. Das Geld /
so sie guten Theils noch bey sich hatten /

überzeugte sie gnugsam der begangenen Schelmerey/ und da durffte man nach keinem andern Scharff-Richter schicken/sie aus dem Wege zu räumen/ es verrichteten es selbst ihre Eltern und Weiber/die über diese Untreue sehr entrüstet waren.

Es ist noch etwas merckwürdigers von diesen Nahers beyzubringen. Ein Ausländischer ist nicht so sicher/ wenn er deren viel bey sich hat/als wenn er von einem ihrer Kinder begleitet wird; weil die Räuber alle starcke und wehrhaffte Leute ohne Unterschied angreiffen/vor der Schwachheit und jungen Jahren der Kinder aber Scheu tragen. Wenn der Naher ihre Kinder über Feld gehen / tragen sie einen gedreheten Stab / anderthalb Schuch lang/welcher eine Spitze wie ein Dolch hat/ der aber nicht spitzig / sondern der Fauſt dicke vornen zu ist; Diesen brauchen

hen sie so lange/ biß sie Alters halben die Waffen führen können/ iedoch tragen dergleichen Stöcke keine/ als der Nahern Söhne/ wiewohl/ man aber weniger Gefahr bey ihnen zu besorgen hat/ so brauchet solche doch niemand sonst/ als der kein Geld hat/ maßen von dem Reichthum der Reisenden/ nachdem sie viel oder wenig um sich hat/ geurtheilet wird.

Das 30. Capitel.

Von noch mehrern Gebräuchen.

DJe von denen Vornehmern Geschlechten haben mit denen Geringern keine Gemeinschafft/ absonderlich mit Essen und Trincken/ können auch keine Speise/ so von iemand anders/ als der ihres/ oder noch edlern Herkommens ist/ zubereitet worden/ gebrauchen; welche Strengigkeit sich auch so weit erstrecket/ daß sie nicht aus einem

Brunnen Wasser schöpffen dürffen; So sind auch die Seen hierinne abgetheilet/ und hat ein iedes die seine/ sich darinnen zu baden/ und sind nur die Flüsse unter einander gemein. Eben dergleichen wird auch bey denen Häusern in acht genommen. Denn wenn eine geringere Person/ als der/ so es bewohnet/ hinein kommt/ sobald werden die Bramanen herbey geruffet/ die Unreinigkeit mit gewöhnlichen Ceremonien heraus zu treiben. Daß im Heyrathen ieder seinem Stand gemäß heyrathe/ wird bey ihnen überaus genau in acht genommen/ und machen sie sich ein Gewissen/ auch ausser der Ehe einige Gemeinschafft mit dergleichen Weibes-Personen zu haben.

Eine Manns-Person kan eine seinem Stande gleich heyrathen/ oder auch mit einer von dem Geschlechte/ so straks nach dem seinen ist/ auch einig

heim-

heimliches Liebes-Verständniß mit ihnen haben; Aber mit einer von höhern Stande nicht/und würde es sowol ihm als ihr das Leben kosten/ weñ sie/daß sie wider solch Gesetz gesündiget/ überführet würden; Davon aber das Weibs-Volck von dem Stamm der Nambouris und Bramanen ausgenommen sind/ als welche/ wenn sie dergleichen Fehler begangen/vor den Fürsten des Orts geführet werden. Dieses kan sie als Sclavinnen verkauffen/und weil es gemeiniglich die Schönsten in Malabar sind/ so sind die Fremden gar begierig/ sie zu kauffen.

Als ein Portugiesischer Capitain, der sein Schiff verlohren/und nach Cananor kommen/ ohne Hoffnung/ sein Glücke dergestalt wieder zu finden/ in Erfahrung gebracht/daß eines Bramanen Tochter mit einem Tiven ertappet worden/ und verkauffet wer-

den solte/ meldete er sich darzu an; und weil sie ihm gefiel/ so kauffte er sie. Dieser kam mit seiner Sclavin zu uns/ da wir sie denn aufs beste bewirtheten: Etliche unter uns befragten die Indianerin über diese Begebenheit/ welche anfänglich schwer daran gieng/ es zu beantworten. Nachdem sie aber sehr geweinet/ erzehlete sie/ daß sie nach ihrer Mutter Tode bey ihrer Vettern einem aufferzogen worden; Als sie aber mit andern Töchtern ihres Alters auf das Feld zur Arbeit gegangen/ hätte sich ein junger Tive, der ihr gefallen/ und sie ihm auch schön vorkommen/ ungeachtet der Ungleichheit ihres Standes/ und der Schärffe der Gesetze/ Meister von ihrem Hertzen gemacht/ daß sie eins worden/ ihn mit in ihres Vetters Hauß zu nehmen/ dahinein sie ihn denn/ aus einer unglücklichen Treuhertzigkeit/ geführet; Das Glücke

aber

aber wäre ihr so zuwider gewesen/ daß es das erste mahl offenbar worden/ da denn der Tive, wegen der Beleidigung/ so ihre Familie dadurch erlitten zu haben vermeinte/ sein Leben lassen müssen/ sie aber zum Fürsten gebracht worden/ von dem sie der Portugiese/ der Gewohnheit nach/ gleich gekauffet hätte. Ihre Thränen gaben uns leicht zu erkennen/ daß sie ihn sehr lieb muste gehabt haben/ und war keiner unter uns/ so sie nicht betauerte. Der Portugiese mochte was mehrers/ als ein bloses Mitleiden bey uns vermercken/ daher er uns einer/ seiner Nation sonst angebohrnen Eyfersucht/ bald Abschied/ seine junge Malabarin mit sich nahm/ und die tauffen liesse; Nach diesem ich sie auch unterschiedene mahl bey ihm gesehen.

Wenn ein Mann niedriger Geburt überwiesen/ daß er von einer Frau

höhern Standes einige Gunst erhält/ werden sie beyde in Ketten und Banden an Füssen/ zum Fürsten/ das jenige/ was die Gesetze erheischen/ an ihnen zu vollstrecken/ geführet. Die von dem Geschlechte der Verbrecherin haben das Recht/ daß sie drey Tage nach einander/ vom Tage der Execution an zu rechnen/ alle die/ so ihnen von dem Geschlechte des Schuldigen vorkommen/ ohne Unterscheid/ es sey Mann oder Weib/ Jung oder Alt/ niedermachen dürffen/ wiewohl nur in dem Bezirck der Lands-Hauptmannschafft/ da der Fehler begangen worden. Die Naher haben diese Gewalt über die Tives und Chetes; Diese über die Macoves: und diese letztere über die Pouliats. Die Nambouris und Bramanen aber können niemand tödten/ und haben keine andere Freyheit/ als daß sie die arme Sünder zur Wahl-

stadt/

stadt / wo sie ihr Recht erwarten / führen dürffen. Das ist eine grausame Gewohnheit / aber damit wird bey dieser Gelegenheit viel Blut ersparet / daß man die Beklagten manchmahl biß acht Tage im Gefängnisse behält / da denn die jenige / so etwas zu fürchten haben / sich aus dem Staube machen können.

Das 31. Capitel.

Fernere Erzehlung ihrer Gewohnheit.

DJe Pouliars werden ungestrafft todt geschlagen / ohne daß jemand ihren Tod räche; wiewohl man auch derer jenigen Mord / so noch vornehmer sind / mit keiner Lebens-Straffe anzusehen pfleget. Das Recht schreibet hier der Rache kein Maaß noch Ziel vor / und hierunter was zu ahnden / kommt nur denen Anverwandten

Aber wegen des Diebstahls verhält es sich gantz anders; Dieses Volck hat vor dem Laster einen solchen Abscheu/ und straffet es so scharff/daß der jenige/ der eine Pfeffer-Traube / oder noch was geringers stiehlet / grosse Mühe haben wird / mit dem Leben davon zu kommen.

In Malabar hat man keine Gefängnisse/und werden die Gefangenen gar schlecht bewachet / und legt man ihnen / biß zur Todes-Straffe/ Eisen an die Beine. Alle Bürgerliche und peinliche Sachen werden vor dem Fürsten durch die Parthien selbst vorgebracht/und wenn die Anklage Zweifelhafft / werden die Beklagten zum Juramente gelassen/welches dergestalt geschicht: Man lässet das Eisen von einer Axt glüend werden / und wenn nun der/ so schweren soll / herbey kommen ist/leget man ihm ein Bananien-

Blat

Blat auff die Hand/ und das glüende Eisen darauf/ welches er denn/ so bald es wieder schwartz worden/ wegwirfft; Darauff hat eine von des Königs Geräth-Wäscherin ein Serviet/ in Reiß-Wasser getuncket/ umwickelt ihm damit die Hand/ und bindet umb solch Tuch ein Band/ welches mit des Königs Petschafft versiegelt wird. Nach drey Tagen siehet man wieder darnach/ und wenn man gewahr wird/ daß ihm nichts wiederfahren/ wird er vor unschuldig/ so aber das Feuer einige Merckmahl hinterlassen/ vor meineidig gehalten. Der Fürst spricht das Urtheil/ von dem kein Appelliren gilt/ und wenn es ans Leben geht/ geschicht die Execution auff der Stelle/ und wird der arme Sünder aus dem Pallast geführet. Und weil ein jeder sichs vor eine Ehre schätzet/ dem Fürsten zu gehorchen/ so hat man hier keine

ne

ne Hencker/ sondern die Nahern verrichten solch Amt gemeiniglich. Sind nun die Missethaten wider die Gesetze/ so dringen sich des Missethäters nächste Freunde selbst darzu/ sein Blut zu vergiessen/ ihrem Geschlechte die Schande/ so er ihnen bewiesen/ wieder dadurch abzuwischen. Die Leibes-Straffe ist insgemein diese: daß man denen armen Sündern einen Spieß durch den Leib jaget/ sie viertheilet/ oder an Bäume auffknüpffet.

An iedem an der Malabarischen Küste befindlichen Königreiche sind unterschiedliche Fürstliche Familien, welche aber nur einen Stamm ausmachen. Denn wenn in einem oder andern Staat oder Land ein König mit Tode abgehet/ so folget ihm der älteste an Jahren allezeit in der Regierung/ ohne einzige Widerrede/ also/ daß man niemahls einen jungen Herrn auf dem Thron sehen wird. Die

Die nun diese Würde überkommen/ wehlen sich unter ihren Unterthanen einen aus/ der am meisten Verstand hat/ und machen ihn zu ihrem Stadthalter/ dessen Sorgfalt sie die Angelegenheiten der Reichs-Geschäffte überlassen. Dieses ist nun ein hochwichtiges Ambt; Und ob gleich solches nicht selten den meist-biethenden gegeben wird/ so kan doch der König es dem/zu welchem er Beliebung hat/ auffragen; Maßen denn man bey dessen Vergebung mehr auf die Geschicklichkeit/ als den Stand siehet/weil solch Ambt dem/ der es hat/ Ehre und Stand gnug mit bringet; maßen es mag ein Naher oder Cheti damit beliehen seyn/ ihm auch die von Fürstlichen Geblüte unterthänig seyn müssen/ wiewohl man doch dergleichen Leute darzu nimmt/ aus dessen Familie eine und andere diese hohe Würde ge-

gehabt. Alle Brieffe und Patente werden mit einem eisern Griffel auff wilde Palmen-Blätter geschrieben.

So bald er nun der Treue und Geschicklichkeit dieses seines Stadthalters gnugsam versichert ist/ so überlässet er alles seiner Verwaltung/ begiebt sich an einen stillen Orth/ da ihm denn ein seinem Stande gleichmäßiger Unterhalt verschaffet wird. Der Stadthalter masset sich aller Gerecht-Sache an/ macht Friede/ wenn er will/ ohne daß er es mit iemand anders/ als dem Könige/ überlegen dürffe/ es wäre denn/ daß Alters halber er sich gar nicht mehr behelffen könne. Er wird sich in seiner Gegenwart nicht setzen/ auch niemand von seiner Leibwacht zu ihm ins Gemach lassen/ und wenn er mit ihm redet/ stets die Hand vor den Mund halten? Welche aber diese Ehr-Bezeugungen unterlassen/ würden bald

ihres

ihres Ampts entsetzet werden/ weil der König sich die Freyheit/ sie abdancken zu können/ vorbehalten/ wiewohl es gar selten geschicht/ weil ein ieder/ da er weiß/ daß er sich viel zubesorgen hat/ es auf das fleißigste in acht nimt. Wenn sich der König zu Cananor außmachet/ lässet er sich auf einem Elephanten oder Tragsessel tragen/ und hat eine Krone von dichten Golde/ so die Gestalt einer Mütze/ und 500. Ducaten schwer wieget/ auf. Diese giebt ihm der Stadthalter/ wenn er erwehlet worden/ und wenn der König stirbt/ wird solche in den Schatz der Pagode geleget.

Wenn dieser Herr auff der Strasse ist/ wird er von vielen Nahers begleitet/ dabey viel Paucker/ Trompeter und andere Kriegerische Musicalische Instrumenten zu hören. Es gehen viel Officirer voran/ welche stets schrey-

schreyen/ daß man aus dem Wege gehen solle/weil der König käme. Alle Printzen und Princeßinnen / wenn sie mit ihm nicht zugleich reisen/ werden mit eben dieser Pracht bedienet; Und wenn der Stadthalter ein Printz ist/ bedienet er sich eben dergleichen / und zwar seines Standes/ nicht aber seines Ambts halber. Ist aber der Stadthalter nicht aus Königlichen Geblüte/ so hat er zwar seine Leib-Wacht/ aber keine Music / auch niemand/ der ihm Platz mache/ vor sich hergehen.

Das 32. Capitel.

Von noch andern Gewohnheiten.

OB schon diese Fürsten/ so viel den Weltlichen Stand betrifft / der Obriste in seinem Reiche / so sind sie doch/ was den geistlichen Stand betrifft / noch unter denen Nambourinen und Bramanen.

Ehe

Ehe wir aber von dem Ehestande reden/ so dienet zu wissen/ daß die Kinder ihren Adel von der Mutter herrechnen/ und man sie von der Mutter und nicht von des Vaters Linie herzehlet/ und zwar aus gewissen Uhrsachen/ die aus folgenden abzunehmen.

Die Princeßinnen verheyrathen sich an die Nambouris oder Bramanen, und die Kinder/ so von ihnen gebohren werden/ sind Printzen/ und rechtmäßige Cron-Erben/ wenn sie die Reihe trifft. Weil aber die Anzahl der Princeßinnen nicht eben so groß ist/ so nehmen die Nambouris und Bramanen Weiber von ihrem Geschlechte/ und die alsdenn darinnen gebohren/ sind Nambouris oder Bramanen, nachdem ihrer Mütter von eines von beyden sind. Die Printzen oder Fürsten vermählen sich mit keiner Princeßin/ sondern mit Naherinnen

oder

oder Bramanninnen, mit welchen ſie denn Nahern und keine Printzen zeugen.

Die Nahers verheyrathen ſich mit den Weibern von ihrem Stamme / oder von dem/der am nächſten auff den ihrigen folget/als von denen Mainats oder Cheti. Die andern Linien haben eben dergleichen Freyheit/ſich entweder aus ihren Geſchlechten / oder auch in dem folgenden geringern Stamm ein Weib zu nehmen / aber/ wie ſchon gemeldet/ſo können die Weibes-Perſonen nicht geringer / als ſie ſind / bey Lebens-Straffe ſich verehlichen.

Die Fürſten Nambouris und Bramanen, oder auch die reicheſten Nahers, haben ein Weib vor ſich allein/ſo ſie auff alle Weiſe durch die allerhöflichſte und liebreicheſte Begegnung/daß ſie ſich keinen andern Mann

ſu-

chen soll/ zu gewinnen trachten. Hat
er eine solche ein unbeständiges Ge-
müthe/ können sie solches nicht wehren/
wäre denn/ daß sie einen Kerl/ der
geringeren Standes/ als sie/ nehmen
wolte.

Die Heydnischen Weiber in Mala-
bar, sind so viel Männer/ als ihnen be-
liebet/ zu nehmen berechtiget/ zuwider
denen Mahometanischen Gewohn-
heiten/ ohne daß daher einige Händel
entstünden. Die Männer/ so Ge-
wehr tragen/ lassen solches vor der
Thüre der Frauen Cammer stehen/
damit wenn ein anderer kommt/ er
sehen könne/ daß die Post besetzet
sey.

Die Zusagen/ so sie bey ihren Hey-
rathen thun/ tauren nicht länger/ als
es ihnen anständig/ und so bald die
Liebes-Hitze verrauchet/ so bald schei-
den sie auch ohne Wiederwärtigkeit

von einander / das Heyraths-Guth ist insgemein ein Stück Leinwand / so der Mann der Frau / sich darmit zu kleiden / giebt.

Diese Frechheit / daß sie so viel Männer nehmen / und auch wenn sie wollen / wieder von einander kom̃en können / ist Ursache / daß kein Kind iemahls weiß / wer sein rechter Vater sey. Die Söhne erben niemahls / sondern die Vettern haben die Erb-Folge / weil man nicht zu zweiffeln / daß sie Recht darzu haben / iedoch müssen solche Vettern der Schwestern Kinder seyn. Die Mahometaner, so genau als sie sonst ihre Weiber hüten / vereinigen sie doch / so viel den Gebrauch dieser Erbschaffts-Falle in Malabar betrifft / mit ihnen. Die Töchter verheyrathen sich gemeiniglich im zwölfften Jahre / und haben offte / ehe sie noch so alt werden / Kinder. Sie sind durchgehends klein / und ist

ver-

ermuthlich/daß der so jung angefan-
gene Ehestand ihren Wachsthum ver-
hindert. Die Alten haben durchge-
hends die Verrichtung der Wehe-
Mütter. Die Kindes-Betterinnen
baden sich/ so bald sie entbunden/wie die
Africanerinnen / und nehmen sich her-
nach ihrer Kinder nicht viel mehr an.
Alle Malabarischen Weiber sind
durchgehends schön und wohlgebildet /
jedoch werden die grossen nicht so hoch/
als die andern / geachtet. Weil diese
Indianerinnen viel Männer haben
dürffen / sind sie der grausamen Ge-
wohnheit/daß sie sich mit der Leiche ih-
rer Männer verbrennen müssen/ ü-
berhoben / wie wohl bey denen/ so nur
einen Mann haben/ geschiehet.

Das 23. Capitel.

Von ihren Kleidungen.

ES ist fast kein Unterscheid unter

den Manns- und Weiber-Kleidern in Malabar. Ihre Haare ſind lang und ſchwartz/ ſie gehen biß an den Gürtel nackicht; Ihre Fürſten tragen ſich eben ſo/ und ſo ſie ja Camiſöler tragen/ ſind ſie vorne nicht zugemachet. Sie gürten ein Stück Gewand umb ſich/ ſo ihnen biß auff die Knye gehet/ und tragen weder Schuch noch Strümpffe. In andern Ländern werden alle vornehme Weiber/ zum Unterſcheid der geringern/ von Gold und Seide gewürckte Zeuge tragen; Aber in Malabar iſt das Widerſpiel/ da ſich dergleichen nur die geringen Standes bedienen. Und weder die Nahern, noch die/ ſo vornehmern Standes ſind/ tragen was anders/ als weiſſe Cattun-Leinwand. Die Reicheſten haben göldene Gürtel/ Armbänder von Silber oder Horn/ damit ſie ſich ausputzen. Man ſiehet an Weibes-Perſonen keine E-

del-

elgesteine / ausser etliche Ringe. So-
wohl denen Manns- als Weibes-Per-
onen sind die Ohren von Jugend an
urchlöchert / darinnen sie göldene
Ohr-Geheneke tragen; doch ist dieses
einem / als denen es der König / wegen
einer begangenen tapffern That / ver-
gönnet und erlaubet. Ihre Ohren sind
so lang / daß sie ihnen biß auf die
Schuldern hangen. Die Löcher ma-
chen sie mit Fleiß so groß / daß man den
Daum durchstecken kan / und die Oh-
ren-Gehäncke / so sie hinein hängen /
wiegen iede zwo Untzen schwer. Die
Malabaren lassen sich alle den Bart
butzen / etliche lassen einen Knebel ste-
hen / etliche gehen gantz glatt. Ihre
Häuser sind durchgehends von Erden /
mit Cocos-Blättern gedecket / und
findet man sie selten von Stein gebau-
et. Ihr gantzer Hausrath bestehet in
etlichen Körben und erdenen Töpffen /

darinnen sie ihre Speise zurichten. Ihre Trinck-Geschirre sind von dergleichen gemacht / und brauchen sich auch die Könige keiner andern / weniger daß sie sich / zum Unterscheid derer andern / aus Silber bedienen liessen. Zum Leuchten brauchen sie kein anders / als Cocos-Oehl / und wenn sie essen / kehren sie dem Licht den Rücken zu. Sie haben keine Rauchfänge / weil sie ihr Feuer außer den Häusern / indem es daselbst keinen Frost giebt / machen.

Weil in dieser gantzen Gegend von Indien kein Getreyde gebauet wird / so nähret man sich nur von Reiß. Ihre Speisen sind von keiner Niedligkeit / und ihre Betten bestehen aus Bretern / so bey denen Reichen mit kostbaren Tapeten / bey denen Armen aber nur mit Matten beleget sind.

In Malabar giebt es keine Dörffer /

fer / und die Wohnungen stehen hin und her zerstreuet / ein iedes in seiner eigenen Vermachung. Und weil sie nicht alle an den Ufern wohnen können / und ihrer Nachbarn Wasser nicht gebrauchen dörffen / so hat ein iedes seinen besondern Brunnen.

Das 34. Capitel.

Von dem Reichthum ihrer Pagoden.

IHre Pagoden sind prächtig / deren etliche mit Kupffer / einige auch gar mit Silber bedecket / und sind allezeit bey ieder Wasserhalter / so mit der Grösse derer Pagoden überein kom̃en / sich darinnen zu reinigen. Die Anzahl der Bramanen richtet sich nach dem Einkommen der Pagoden: Täglich theilet man daselbst eine Parthey Reiß vor die Armen in der Nachtbarschafft / und den Frembden vorüber rei-

fenden/ sie mögen seyn von was vor einer Religion sie wollen/ aus. Nur daß die Heyden sich hinein begeben/ die andern aber haussen unter einer Bedachung bleiben; und dürffen sie auch/ wenn sie die Nacht überfället/ daselbst schlaffen. Ungeachtet die Pagoden ihre gewisse Einkünffte haben/ so bleibet es doch nicht nach/ daß nicht das Volck alle Tage Opffer-Gaben bringen/ welche die Bramanen annehmen/ solche ihren Göttern zu bringen. Und weil unter solchen nichts Lebendiges seyn darff/ so bestehet es insgemein in Reiß/ Butter/ Früchten/ Zuckerwerck/ Gold oder Silber. Wiewohl diese letzten von Metallen seltener einzulauffen pflegen/ als die anderen Dinge. Die Bramanen, so sich und ihre Familie von diesen Opffer-Gaben erhalten/ überschwatzen das dumme Volck leicht/ daß die Götter dieses/

das man ihnen geschencket/ verzehret haben; und man glaubt auch nicht Ursache zu haben daran zu zweiffeln/ wenn man die leeren Schüsseln zurücke bringet. Die vermögensten Pagoden haben auch Ländereyen/ so ihren Göttern geheiliget sind; In solchen Blut zu vergiessen/ ist eine Sünde/ so nicht vergeben werden kan/ und wenn man noch so unschuldig darzu käme. Es wird da keiner geschonet/ er sey wer er wolle; und wenn ein solcher Thäter sich weit weg machet/ dem Tod zu entgehen/ so muß diese Ubelthat/ damit die Majestät ihrer Götter beleidiget worden/ mit dem Blute des nächsten Anverwandtens verbüsset werden. Weil ich mich in solchen Landschafften aufhielt/ wurden zween Naher, indem sie durch den Bazar oder Flecken Baliepatan durchgiengen/ gewahr/ daß ein reicher Mahometanischer

Kauffmann eine groſſe Summa Geldes in Ducaten erhielte / vereinigten ſich alſo / ihm vom Brodte zu helffen / damit ſie Herr über ſein Geld würden. Sie giengen ihm alſo nach / und weil ſie memeten / daß er aus den Ländereyen der Pagode zu Baliepatan wäre / welche aber ein groß Stück Landes in ſich begriffen / durchſtachen ſie ihn etliche mahl / und machten ſich alſo davon / in das Königreich Calicut, unter des Samorinis Gebiethe. Des Mahometaners Leiche wurde alſo gefunden / und die Bramanen begaben ſich nach dem Ort / da der Mord geſchehen / und bewieſen / daß durch dieſe Mordthat der Pagode ihre Landſchafft wäre verunreiniget worden. Man lieſſe dieſes an den Fürſten Onitri klagbar gelangen / welcher eine ſtrenge Inqviſition anſtellete : Endlich erfuhre man die Nahmen dieſer Mörder / welche

Brü-

Brüder waren: Man liesse sie also in ihren Häusern suchen/ und sie vor den Printzen Onitri fordern. Da sie aber nicht gefunden worden/ nahm man ihren Vetter bey dem Kopffe/ der so viel Jahre auf sich hatte/ daß er ohne Anhalten nicht aus der Stelle kunte. Der Onitri befragte ihn über dem Abwesen seiner Vettern/ und als er antwortete/ daß er deren Uhrsache nicht wüste; sagte ihm der Fürst/ daß er ihm acht Tage Zeit geben wolte/ solche herbey zu schaffen; und wenn die Zeit vorbey/ würde es über ihn hergehen. Da nun dieser unglückliche Greiß viel vergebliche Mühe angewendet/ solche zurück zu ruffen. Wurde er den Tag/ nach Verfliessung solcher acht Tage/ zum Tode verurtheilet/ und/ ungeachtet seiner Unschuld/ Thränen und grauen Haare/ an ihm vollstrecket.

Das 35. Capitel.
Von denen Götzen.

AUsser denen Götzen/ so lauter übernatürliche Figuren vorstellen/ haben sie auch viel Bildnisse derer Thiere/ so sie anbethen. Doch bezeugen sie ihre tieffste Ehrerbietung gegen Sonne und Mond. Wenn neuer Mond ist/ so freuen sie sich/ und wenn er verfinstert wird/ machen sie ein groß Gethöne/ ihrem Vorgeben nach den Drachen/ so ihn verschlingen will/ zu verjagen. Die Götter und Könige begrüssen sie auff einerley Arth/ und das Alter ehren sie dergestalt/ daß auch ein Naher, so mächtig als er seyn mag/ nimmer/ in Gegenwart eines ältern/ als er ist/ sich niedersetzen wird/ und wenn es auch sein Feind wäre.

Sie zählen nach dem Monden-Schein/ und können also nicht gewiß

die

ie Tage ihrer Feste/so sie feyren sollen/
usrechnen / daß also alles auff der
Braminen ihr Gutdüncken ankömt.
Diese Priester halten ihre Fasten über-
aus strenge. Wo man aus einer Pa-
gode die Götzen heraus nehmen/und
olche auff einen kostbaren Elephanten
etzen wollen/kommen die in der Nach-
barschafft befindlichen Braminen da-
hin / und führen sie gleichsam in Tri-
umph in denen Flecken herumb / und
weisen also dem Volck ihre Götzen/
welche / zu desto mehrer Ehrbezeu-
gung/auff die Erde niederfallen. Den
Elephanten umbgeben ein Hauffen
Nahers, welche auff lange Rohrstäbe
gesteckte Fliegen-Wedel tragen / die
Mücken/ welche die Götzen/der Pfaf-
fen Vorgeben nach / plagen / zu ver-
treiben / oder vielmehr sich selbst vor
dieser Plage zu verwahren; da inzwi-
schen ein vermengt Gethöne von aller-

hand Instrumenten / und ein groß Freuden-Geschrey erschallet. Ein Bramane, der in der Hand einen zweyschneidigten Sebel / an dessen Handgriff Schellen sind / trägt / läufft hin und her / und macht allerhand seltsame Stellungen / giebt sich mit dem Schwerdte unterschiedene Streiche über den Kopff / und opffert also sein Blut den Göttern / von denen er doch nichts / und sie auch von ihm nichts wissen. Nachdem man nun die Oerter / die man sich den Tag vorgenommen / durchzogen / kehret man wieder zurück in die Pagode, wie bey dem Auszuge. Es sind auch noch andere Ceremonien bey diesen Völckern / so man aber Erbarkeit wegen nicht melden kan.

Die Leichen der Fürsten / Nambouris, Bramanen und Nahern werden verbrennet / aber die von den andern Linien werden begraben.

Das

Das 36. Capitel.

Von ihren Waffen.

DJe Malabarn, so Waffen führen / wissen sich solcher überaus wohl zu gebrauchen / und wendet man sonderlichen Fleiß an / die Jugend hierinnen wohl zu unterweisen. Ja / die Kinder haben kaum gehen gelernet / so giebt man ihnen schon Bogen und Pfeile / daß sie damit denen Vogeln nachgehen sollen. In jedem Königreiche sind gewisse Schulen / welche von denen Königen unterhalten werden / dahin schicket man sie. Die Indianer machen allerhand Gewehr / nur daß sie von den Fremden den Zeug darzu nehmen. Ihre Mousqveten sind / ob sie gleich 6. Schuch lang / dennoch überaus leicht / und hat ein jeder Naher seine Kugel-Forme / und wenn sie schiessen / legen sie den Anschlag an Backen /

ecken/ und nicht an die Achseln an!/ und treffen alle Schüsse gewiß. Sie bedienen sich auch der Lantze/ des Sebels und des Bogens; Und mit diesem letzten wissen sie so meisterlich umzugehen/ daß ich offte 2. Pfeile nach einander in die Lufft schiessen sehen/ da der erste von dem letzten ist getroffen worden. Ihre Bogen sind 6. Schuch und die Pfeile 3. Schuch lang / das Eisen ist 3. Finger breit/ 8. aber lang; sie tragen solche nicht in Köchern / wie die zu Suratte, da die Waffen viel kleiner/sondern halten derer 7. oder 8. nur mit der Hand / und haben darbey eine Plempe / einen halben Schuch breit / und anderthalben lang / so ihnen an einem eisern Hacken an der Seite hänget / welche sie / wenn sie in der Nähe fechten / brauchen; Die aber einen Sebel tragen / haben auch einen runden Schild. Ihr Gewehr ist allezeit bloß / und wenden

grof-

rossen Fleiß an / es blanck zu hal-
en.

Die jungen Leute exerciren sich in Gegenwart des Königes und der Vornehmsten im Reiche. Diejenigen / die meynen / daß sie was rechtes in solcher Ubung begriffen haben / laden auff einen bestimmten Tag gewisse Zeugen ein / daß sie von ihrer Geschicklichkeit urtheilen sollen / da denn denen / so es verdienet / Geschencke ausgetheilet werden. Dieses Kämpffen wird alsdenn in Ernst gehalten / und bleiben bey solchem blutigem Spiel gar viel von diesen jungen Leuten auff dem Platz. Wenn die Nahern in ihrer Familie Händel zusammen haben / so erwehlen sie ein und andern geringen Standes unter ihren Unterthanen aus / welche sie mit guten Essen und Trincken unterhalten / und ihnen die Waffen führen lehren. Wenn sie nun

nun wohl abgerichtet/beſtimmen ſie einen gewiſſen Tag und Orth/dahin ſich denn der Fürſt mit ſeiner gantzen Hoffſtadt begiebet/ und die Kämpffer von beyden Theilen fechten mit gewiſſen darzu gemachten Plempen nacket/ biß ein oder der ander Theil zu Boden liegt; Da denn der Handel dem/ deſſen Parthie die Oberhand behalten/ und vielmahls ſeinen Sieg kaum überlebet/ zugeſprochen wird.

Die Malabaren ſind von Natur gedultig / und werden nicht leicht in Harniſch gebracht werden können; Schelmiſcher / hinterliſtiger Weiſe werden ſie ſich niemahls rächen/ und der Gifft iſt bey ihnen gantz unbekannt; Wenn ſie aber was ahnden / ſo thun ſie es auff eine ehrlichere Arth.

Im Kriege halten ſie keine Ordnung/ nehmlich daß ſie Glieder und ordentlichen March halten ſolten. Der

Sie-

Sieger gröste Ehre bestehet in plündern. Die Könige bekümmern sich nicht/ ihre Länder zu erweitern / und geben nach gemachten Friede alles / was sie in währendem Kriege erobert/ wieder.

Das 37. Capitel.

Von denen Mahometanern.

DJe Mahometaner in Malabar stammen von den Frembdlingen her/ welche sich wegen der vortheilhafften Handlung daselbst gesetzet haben: Weil die Heyden / und besonders die Nahern, keine treiben können/ und es gehet alles / so ein und aus dem Lande verführet wird/ durch ihre Hand. Die Dörffer / da sie wohnen / nennen sie Bazars oder Marck-Flecken. Die Wohlhabenste findet man umb der Handels-Leute / welche gemeiniglich Europäer sind / Bequemlichkeit willen

len am Strande des Meers/ und an dem Mund der Flüſſe. Dieſe Mahometaner ſind Schelmen in der Haut/ und ſind unter ihnen viel Capers/ welche ohne Unterſcheid alles/ ſo ihnen auff dem Meer begegnet/ und ſie zu überwältigen gedencken/ auff der gantzen Küſte von Indien wegnehmen/ und ihre Sclaven oder Gefangene über die maaſſen grauſam tractiren.

Ihre Barqven ſind wie unſere Galleren gemacht/ haben 5. biß 600. Köpffe auff/ und gehen damit wohl gar in das rothe Meer hinein/ ſie nennen ſolche Paro. Die Europäer werden ſie niemahls/ oder doch gar ſelten/ in ihren bewehrten Schiffen antaſten/ und wo weder ihr Muth noch Krafft hinlanget/ muß Hinterliſt und Betrug das Beſte thun.

In den Bazars, zumahl wenn man

Na-

Jahers bey sich hat / ist sich nichts zu fürchten. Denn zu Lande wird der Diebstahl scharf gestrafft/aber zur See die Rauberey frey. Die Könige haben bey solchen Wagnüssen auf diesem Element noch niemahls Theil nehmen wollen / da / ihrem Vorgeben nach / der Stärckere des Schwächeren Meister ist. Ihre Capitains geben dem Könige von allen / das sie an Geld und Sclaven erbeuten / den zehenden Theil / und wird einen vor ihren Anfall weder Nachbarschafft / noch die Religion / noch die von den grossen Herren / so sie doch sonst respectiren / unterzeichnete Pässe schützen können. Ihr möget mit ihnen noch in so fester Freundschafft zu Lande stehen / so werden sie doch / wenn das Unglück euch zu Wasser in ihre Hände fallen lässet / euch in Eisen und Banden zu schlagen nicht unterlassen / so lange / biß ihr die Ranzion

zion bezahlet. Unter den Mahometanern sind es die gröbsten und wildesten Leute / und wird man zwischen sie und den Heyden keinen Unterschied / als am Barte / Turband und ihren Kleidern / abmercken.

Wenn sie Heyden oder Mohren fangen / sind sie vergnügt / daß sie ihnen nehmen / was sie haben / und machen sie nicht zu Sclaven / es wäre denn / daß sie was rechtes vor sie zubekommen vermeinten. Mit den Christen aber gehen sie viel grausamer um / welche / wenn man sich nicht stracks ranzioniret / in solchem Elende umkommen müssen. Es wäre denn / daß einige unter ihnen so liederlich handelten / und ihren schändlichen Gottesdienst annähmen / da sie denn ihre beste Freunde werden / denen sie die grössesten Schiffe untergeben. Wenn nun einer von diesen auf die See kommt / ist sein grö-

sies

es Verlangen/dem ersten Christen/so
hnen begegnet/den Halß zubrechen.
Und haben unter allen Christlichen
Völckern die Portugiesen am meisten
von ihnen ausstehen müssen; Dahe-
ro denn diese Nation genöthiget/ sie
mit öffentlicher Kriegs-Macht zu ver-
folgen. Da denn die Tapfersten un-
ter ihnen solche/ wenn sie sie überwälti-
gen können/ gar offte bis nach Goa
bringen/ daselbst man sie denn auf die
Galeen oder auf das Pulver-Hauß
setzet/wo sie alsdenn ihre Freunde/aus
einem unerhörten Geitz/ verschmach-
ten/und in Eisen und Banden verder-
ben lassen; Die Capitain wollen sich
zuweilen auslösen/ allein/ weil die
Portugiesen nicht vergessen können/
was sie von ihnen ausstehen müssen/ so
werden sie solche nicht leichte loßgeben.

Die Mahometaner in Malabar
müssen sich nach allen Gebräuchen des

Lan-

Landes richten/auser was ihrer Religion schur-stracks zuwider laufft. Ihre Mosqveen werden sie nicht viel ausputzen/ sondern bloß dahin trachten/ wie sie grossen Reichthum samlen.

Das 38. Capitel.

Die Einführung der Colonie zu Tilcery.

WEil wir zu Baliepatan nicht gar beqvem und zu weit vom Meere wohneten/ so hielten wir/ so bald die Schiffe/ Maria und Force, nach Franckreich gereiset waren/ bey dem Printz Onitri an/ uns einen andern Oth anzuweisen/welches er uns auch/ vermittelst etlicher Geschencke/ verwilligte/ und führete er die Unsrige selbst in eine ihm zugehörige Landschafft/ Talichere genannt/ welche wir hernach Tilcery benienten. Dieser Platz lieget von Baliepatan vier Mei-

Meilen Sud-werts / und dreye von Cananor. Cananor liegt unter em 2. Grad 40. Minuten der Nörd- ichen Breite. Der Hafen daselbst / o gut er des Sommers / so schlim und efährlich ist er des Winters. Es ist er berühmteste Orth im gantzen Kö- igreiche / daselbst sich auch die Portu- iesen auffgehalten / als sie Indien ent- ecket. Es ist auch noch allda ein von Steinen / so von Lissabon dahin ge- racht worden / auffgebaueter Thurm / o mit einer Mauer umbgeben ist: Nachmahls ist nahe an der Festung die Stadt erbauet worden; und diese Frembdlinge machten sich bey allen Einwohnern des Landes sehr furcht- ar.

In Cananor ist kein Fluß / da man nfahren kan / sondern man ländet in einem kleinen Meerbusen an. Die Indianer gebrauchten sich der Holländ-

der/ welche der König zu Cananor in Schutz nahm/ umb der Portugiesen Macht in etwas einzuschräncken; und ob zwar diese tapffern Widerstand thäten/ so wurden sie doch/ mit Beystand der Nahers, daraus vertrieben. Und als sie nun überal Meister waren/ schleiffeten sie die Stadt/ und erhielten nur die Festung.

Gegen Mittag liegt ein grosser Bazar oder Marckt-Flecken/ so von Morischen Kauffleuten bewohnet ist/ in welchem eine vornehme Person von ihrer Religion mit Autorität des Königs und seines Stadthalters commandiret. Den ich gesehen/ den nasten sie Alyraja, und war ein König über etliche Maldioische Insulen. Es ist daselbst ein gesunder und fruchtbarer Landes-Strich/ wo von allen Indianischen Waaren ein grosser Handel ist. Es sind keine ordentliche Strassen/

ẽn / sondern nur Fußsteige daselbst / weil man daselbst weder Karren nach Wagen brauchet / und nur auff Elephanten / Tragsesseln und zu Pferde zu reisen pfleget. Daselbst wachsen die so genannten Bambous-Röhre in grosser Menge / welche so starck / als das dickste Bein / und zwantzig biß dreyßig Schuch lang wachsen; Wenn sie noch zart seyn / werden sie abgeschnitten / in Eßig gelegt / und Achar daraus gemacht; Ehe sie drucken werden / werden sie gebeuget / sie zu denen Palanquen zu gebrauchen / und wenn sie vollkommen / auff 200. Thaler hoch verkaufft.

Uber die Holländer zu Cananor waren die Indianer so wenig vergnügt / als über die Portugiesen / und da durch der ersten Grobheit ihnen deren Beywohnung unerträglich gemacht / und der andern ihren Nachbarn

nicht beſſer / ſondern eben ſo unfreundlich begegnen / ſo würden ſie es leicht mit denen halten / ſo an ihre Stelle kommen wolten.

Wenn man auff eine Meile von Cananor Sud-werts reiſet / kommt man nach Carha; allda wohnen lauter Tives und Cheti, und macht man allda gute Leinwand / ſo von dem Orth den Nahmen behält. Auff der andern Meile / eben auch gegen Süden / liegt Tremepatan, oder wie es in der Landes-Sprache heiſſet / Talmorte, ſo eben auch ein wichtiger Moriſcher Marckt-Flecken iſt. Gar nahe darbey lieget auf einer Höhe eine Feſtung / darauff die Könige und Fürſten / wenn ſie hier vorüber reiſen / ihren Abtritt nehmen / wiewohl darinnen keine Garniſon unterhalten wird.

Es fleuſt nechſt an den Bazar ein ein ſchöner Fluß vorbey / der hundert

Schrit-

Schritte davon ins Meer fällt. Er ist zwar breit/aber so seichte/daß Schiffe über 100. Tonnen nicht da einlaufen können. Vor dessen Munde liegen/ ungefehr eine Meile davon / viel Stein-Klippen/und eine kleine unbewohnte Insul / dahin man sich nur Jagens halben begiebt ; Und ist vor die Barqven gar ein bequemer Ort/wenn sie etwa ein Sturm überfällt.

Zu Tremepatan giebt es zwar keine See-Räuber oder Capers aber von andern Orten kommen sie offte hin/und verstecken sich darhinter/um die Schiffe zu überfallen.

Das 39. Capitel.

Die Abreise Von Baliepatan.

EHe wir von Tilcery Meldung thun/ so dienet zu wissen/ daß/als die Herren Flacour und de la Serine mit dem Fürsten Onitri, um den Orth

in Besitz zu nehmen/ sich dahin begeben hatten/ ich zurücke bliebe/ um unsere Sachen zu unserer neuen Wohnung zu schaffen/ und folgete also den Barqven unter Begleitung einiger Nahern. Fuhre demnach die Vestung Cananor und den Flecken Carsa vorbey/ ohne daß uns eine Paro oder Raub-Schiff begegnet wäre; Als wir aber Tremepatan naheten/ kam eine hinter der Insul hervor/ und gerade auf uns an: Man sagt uns so bald/ daß es See-Räuber wären/ und damit ich der Gefahr entgienge/ ihnen nicht in die Hände zu kommen/ liesse ich unsere Schiffe in einen kleinen Bach einlauffen/ und als ich sie unter der Aufsicht unserer Leute zurücke gelassen/ gieng ich mit 2. Nahern zu Lande nach Tilcery, da ich das Schiff/ die Stadt Marseille, so von Mons. Perotin, der vormahls auf dem Schiffe/

mit

nit dem ich aus Franckreich nach dem Fort Dauphine gekommen/ Lieutenant gewesen/ antraff. Als ich nun das jenige/ was mich ietzt hieher triebe/ entdecket/ so lude man vier Stein-Stücke/ nebst 20. bewerther Mann/ in eine Chalouppe, welche denn unsere Schiffe/ ohne einzige Hinderniß/ erledigten.

Das gemeldete Schiff wurde so bald mit Pfeffer / Cardomomen und Zimmet beladen/ und fuhr nach Persien ab/ liesse aber bey uns den ehrwürdigen P. Gabriel de Chinon, einen Capuciner/ der als ein Missionarius nach Malabar von dem R. P. Ambrosio de Previlly eben dieses Ordens und Superioren der Mission, nach Indien gesendet war.

Der Ort/ den uns der Fürst Onitri geschencket/ oder vielmehr verhandelt/ liegt 11. und einen halben Grad

der Linie Nord-werts/ eine Meile von Tremepatan und dreye von Cananor, viere von Baliepatan, und diesen allen Mittag-werts. Nicht weit davon ist ein erhabener Orth zusehen/ auf welchem etwan 300. Cocos-Bäume stehen/ darinne in der Mitte ein von Erden und Holtz gebautes Hauß/ und ein wenig weiter hinunter eine Vermachung voll Cocos- und andere fruchtbare Bäume/ so mit einem Graben umbgeben ist. Land-werts ist ein kleiner Bazar, oder Marck-Flecken/ darinnen Mohren/ und darbey eine übel-gebauete und noch schlimmer in baulichen Wesen gehaltene Mosqve, worinne die Mahometaner ihre Andacht verrichten. Es sind um die gantze Gegend herum schöne Ländereyen/ so denen reichen Nahern zukommen/ und an dem Strande 2. Dörffer/ so von Moucovos oder

Heyd-

Heydnischen Fischern bewohnet werden.

Tilcery gehörete dem Fürsten Onitri, der solches der Königlichen Compagnie zum besten abtrat; weil in dieses Königs Bothmäßigkeit kein bequemerer Orth anzutreffen war/und behielt nichts mehr/als die Ober-Herrschafft/ sich bevor.

Man baute stracks mit den Materialien, wie man sie zu Lande antraff/ ein Haus zur Wohnung/ und Pack-Häuser zu den Wahren/ und befestigte sie nach Mögligkeit/ damit man die Diebereyen und Einbrüche abwenden möchte. Dazumahl wurde Pater Gabriel mit einem gefährlichen Durchlauff befallen/ und ließ einen Panditen oder Indianischen Medicum zu sich holen/ indem er davor hielte/daß er viel bewährter seyn würde/als ein anderer aus seinem Lande. Als er nun

kam/versprach er/ihm/allen sich ereignenden Anzeigungen zuwider/in dreyen Tagen wieder auffzuhelffen; verfertigte eine Artzney/ davon er ihm Abends und Morgens eingab/ solches bestunde/ so viel ich abmercken kunte/ aus dem Opio,(welchen die Indianer Amphion nennen) Oel/ und Sagre oder Cocos-Zucker. Diese Artzney-Mittel machten der Kranckheit dieses Paters würcklich ein Ende/ nemlich den 27. Junii/ durch den Tod. Durch diesen Verlust wurden wir des Trostes beraubet/ so wir in einem so abgöttischen Lande sehr bedürfftig waren/ indem wir keinen Seelen-Hirten mehr hatten/ und uns also nichts/ als das Andencken eines so wohl seines Alters als Tugend wegen Ehrwürdigen Mannes übrig blieb/ der so wohl von den Heyden/ als Mahometanern/ mit denen er umgegangen/ in grossen Ehren gehalten wurde. Da-

Damit wir unsere Colonie desto besser versichern möchten/ waren wir 150. Nahers umb Sold anzunehmen und zu unterhalten/ eine lange Zeit gemüßiget/ indem man uns alle Tage Lermen machte. Denn die Indianer machten über unsere schönen Gebäude grosse Augen/ und hielten Tag und Nacht Rath über uns/ wie sie uns den Hals brechen möchten. Musten also den Fürsten umb Schutz anflehen; Weil er aber damahls nicht in Person zu uns kommen kunte/ so verbothen die/ so unseren Werck-Leuten zu befehlen hatten/ daß sie uns nicht arbeiten durfften/ und verhinderten also unsere Anschläge so sehr/ als sie vermochten. Inzwischen ließ der Fürst Onitri, nach vielen Verdrüßlichkeiten/ öffentlich kund thun/ daß er uns in Schutz genommen/ straffte die/ so uns zuwider gewesen/ und ließ uns hernach/ nach-

dem er fast 6. Monat in der Gegend Tilcery geblieben/ umb die Auffrührer im Zaum zu halten/ in ruhigen Stande.

Das 40. Capitel.

Des Herrn Flacour Reise nach dem Samorin.

DJe Holländer/ welche sich niemals wohl mit denen Indianischen Fürsten vertragen können/ fiengen eben dieses Jahr den Krieg mit dem Samorin, dem mächtigsten Könige in Malabar, von neuen an. Beyde Theile fochten lange mit einander/ ohne daß sich der Sieg auff eines Seiten lencken wolte/ endlich hatten die Holländer das Glück/ selbigen davon zu tragen. Welche/ nachdem sie die Indianer aus dem Felde geschlagen/ unterschiedliche Plätze schleifften/ die Pagoden plünderten/ und eine Festung Batacota, oder Trian-

anvaxa, Calota, Batacota attaqvirten. Weil nun an diesem Platz viel gelegen/liesse es der Samorin an nichts ermangeln/ daß er ihn erhalten möchte. Aber das Knallen der Canonen machte die Nahers furchtsam: Der Fürst sahe sich in Nöthen/ und hatte keine Hülffe von denen Nachbarn/ welche mit denen Holländern nicht gerne brechen wolten/ zu erwarten/ nahm also seine Zuflucht zu denen Europæern. Die Portugiesen kunten ihm nicht beystehen/ und vielleicht auch darumb/ weil er ihnen auch nicht behülfflich seyn wollen/ daß sie wieder zu ihren Ländern gelangen könne/ derowegen wendete er sich zu uns. Und ob schon damahls der Krieg zwischen uns und Holland noch nicht angekündiget war; Dieweil aber diese Nation unsere Fest-setzung in Indien zu unterschiedenen mahlen verhindert/ so

ergriff man des Samorins Parthey; Und die Herren Flacour und Coche reiseten mit gewisser Vollmacht von Tilcery ab / mit selbigem sich in ein Bündniß einzulassen. Daselbst nahm man sie mit Freuden an/und unter andern verschrieb der Samorin auffs kräfftigste einen Orth in seinem Königreiche/ Alicote genannt/mit allen Zugehörigen/zum Geschencke/ und vergönnete uns nicht allein daselbst uns feste zu setzen/sondern überliesse uns auch die Ober-Herrschafft darüber. Dieser Orth liegt nicht weit von Cochin, und ist daselbst ein Fluß / der die wohlbeladensten Schiffe tragen kan.

Als nun die Holländer von den Tractaten des Herrn Flacour Wind bekamen/griffen sie die Vestung noch eins so starck an; und der Fürste/ damit er die Frantzosen zu seinem Entsatz sich desto verbindlicher machen möch-

nöchte/ versprach auch ihnen den bela-
gerten Platz zu übergeben/ ließ auch
diese Abhandlung in der Belägerer
Feld-Lager kund machen. Es war a-
ber vergebens; denn die Holländer
giengen tapffer drauff/ und Mr. Fla-
cour, der die Vertheidigung dieses
Platzes über sich genommen/ muste/
nach vieler angewendeter Mühe/ ab-
ziehen. Den Nahern entfiel der
Muth/ und die Festung wurde end-
lich geschleiffet. Als nun der Samo-
rin sahe/ daß er den Krieg nicht län-
ger austauern könte/ und der von Su-
ratte erwartende Succurs aussen
bliebe/ thät denen Holländern Frie-
dens-Vorschläge/ welche sie auch an-
nahmen. Und Monf. Flacour kam/
nachdem er einem Fürsten/ der so gute
Zuneigung zu uns getragen/ nicht nach
Willen helffen können/ wieder zurü-
cke.

Weil

Weil er aber aus keinem andern Absehen Friede machte/ als daß er den Krieg mit der Zeit/ so bald unsere Directores ihm Volck würden zugeschicket haben/ wieder verneuern möchte/ brachte er Mr. Flacour dahin/ daß er Monſ. Coche, weil er die von der Königlichen Compagnie beschehene Verheissung erwartete/ an seinem Hoffe liesse.

Das 41. Capitel.

Neue Unruhe zu Tilcery.

INdessen machten unsere Feinde/ deren Grimm durch die Gegenwart des Fürsten Onitri etwas Einhalt gethan worden/ so bald er wieder von Tilcery fort war/ uns von neuen Ungelegenheit. Und hatten wir uns nicht allein vor den Nahers, und andern Heyden/ sondern auch vor den Corsairen zu Bargara und Cognaly vor-

vorzusehen/ welche unsere Pack-Häuser zu plündern/und wenn sie uns nicht lebendig fangen könten/ ums Leben zu bringen vorhatten. Musten also auffs neue zu unserer Sicherheit von dem Fürsten Nahers annehmen/und uns so gut / als möglich/verwahren/ mit dem Entschluß / lieber zu sterben / als dieser Ungläubigen Sclaven zu werden.

Einige Zeit nach des Mr. Flacour Abreise nach dem Samorin, sahen wir Sud-werts ein Schiff ankommen/ welches eine weise Flage führete. Wir steckten unsere gleichfalls auff/ und der Jähnrich kam an das Land/uns kund zu machen/ daß es das Schiff S. Franciscus, so der Compagnie zuständig wäre/ und von dem Herrn Vimont commandiret würde / auch den Herrn Pilavoine, einen Bürger von Paris, als einen Director, bey sich hatte,

te. Dieses Schiff war aus Franckreich nach Suratte geseegelt / und als es das Vorgebürge der guten Hoffnung vorbey geschiffet / von einem grausamen Sturm überfallen worden / darbey es auch die Masten und etliche Matrosen eingebüsset; Und da das Schiff an allen Orten leck worden / hatten die Officirer ein Gelübde gethan / daß / wenn sie behalten würden / sie zu dem Begräbnüß des Cörpers des heiligen Francisci Xaverii in Goa eine Wallfarth thun wolten: Nach gelegtem Sturm waren sie zu Batavia, einer den Holländern zugehörigen Stadt / auff der Insul Jora eingelauffen / und als sie das benöthigte gefunden / sie also ihre Gelübde zu erfüllen / nach Goa gegangen / von dar sie nach Suratte wolten. Dieses Schiff war nur 24. Stunden auff unserer Rhede / während der solcher Zeit wir ihm allerhand Erfri-

tischungen zubringen liessen; und weil die Officirer erfuhren / in was vor Furcht wir stets schwebeten / überliessen sie uns etliche Sebel / Feuer-Röhre / Pulver und ein Bäßgen Brandewein. Unsere Feinde wurden / als sie das Schiff und die erhaltenen Waffen sahen / auch wie wir mit Fleiß ausstreuen liessen / erfuhren / daß in kurtzen eine grosse Menge Frantzosen zu Tilcery ankommen würden / darüber schüchtern / und liessen in ihrem Grim ein wenig nach. Das Schiff S. Franciscus reisete also fort / und nahm Monsr. des Hayes, dem es in Malabar nicht gefallen wollen / sondern längst gerne daraus gewesen wäre / mit fort.

Als Monsr. Flacour von dem Samorin wieder zurück kame / that er denen Holländern zu Cananor die Schenckung / so der Samorin an die

Kö-

Königliche Compagnie gethan / zu wissen, aber sie nahmen so wenig/als die zu Cochin, die Billigkeit hierunter an.

Das 42. Capitel.

Unterschiedlicher Schiffe Ankunfft.

DAs Schiff / die Stadt Bourdeaux, welches von Suratte kam / und nach Mascate, einer in Arabien an dem Persischen Meerbusen gelegenen Stadt / wolte / kam zu Tilcery an.

Die Portugiesen hatten eine Festung an diesen Orientalischen See-Paß gebauet / daraus sie hernachmahls die Araber geschlagen/und nachdem hatte unsere Compagnie eine Factorey daselbst angerichtet.

Auf diesem Schiffe commandir-

te

te Monsr Petit. Dieser hielte sich nicht lange auff unserer Rheede auff/ und seegelte nach Mangalor, allwo er Reiß laden solte. Wir erfuhren/ daß in wenig Zeit Monsr. Caron, General Director, uns vorbey seegeln würde/ und daß alles zu seiner Reise nach Bantam fertig stünde/ machten wir also alles zu seiner Annehmung parat. Man stellte Schildwachen aus/ welche in acht nehmen solten/ ob etwa ein Schiff gegen Norden seegelte. Wir wurden aber bald gewahr/ daß wir unrecht berichtet worden/ als das Schiff S. Paul zum Vorschein kam. Denn so bald das Schiff Vautour, oder der Geyer und S. Franciscus folgeten/ auf welchen Monsr. Caron sich befande/ welcher auff dem Wege nach Bantam begriffen war/ daselbst nahe bey Batavia eine Handlung oder Factorey anzurichten. Als

er

er sich nun unsers Zustandes zu Tilcery erkundiget/ verfolgte er seinen Weg weiter.

Der Fürst/ der Stadthalter/ hatte seine Ankunfft erfahren/ und wolte ihm eine Visite geben/ er war aber schon unter Seegel/ weil sich ein guter Wind erhoben. Monsr. Caron schickte ihm ein Præsent, und liesse sich entschuldigen; und dieser that dergleichen gegen ihm/ und schickte ihm eine Chaloupe nach.

Man hatte schon lange Zeit davon geredet/ daß man zu Sirinpatan, so insgemein Padenate genennet wird/ einen Handels-Ort anrichten wolte. Monsr. Caron liesse also dem Monsr. Flacour Ordre zurücke/ sich unverzüglich deswegen hinzubegeben. Dieser lase mich unter andern mit aus/ daß ich ihm Gesellschafft leisten solte/ und liesse sich den Regen/ so daselbst ohne

eini-

iniges Aufhören in Malabar gantzer
echs Wochen fällt/und schon das gan-
ze Land unter Wasser gesetzet/und daß
wir fünff und zwantzig Meilen zu rei-
sen hatten / nicht abhalten / und ob
ich ihn gleich überreden wolte / daß er
doch noch etwas warten möchte / so
blieb er doch auf den Gedancken/ daß
wir viel bessern Weg antreffen wür-
den / als wir meineten.

Das 43. Capitel.

Die Abreise von Tilcery.

WIr traten den 16. Junii 1672. in
Begleitung unserer Wegweiser
und Nahern unsere Reise an; unsere
Reise-Kleider bestunden in Hemdern/
Schlaff-Hosen / und einer gewissen
Arth von Pantoffeln / und waren mit
einer Regen-Decke von Palm-Blät-
tern versehen. Den ersten Tag fan-
den wir das Wasser so hoch/daß es uns

biß

biß an Gürtel gieng / und war nicht möglich / den Tag weiter als zwo Meilen zu kommen. Man hatte Mühe unterzukommen uns in einen Bazar zu schaffen / da wir uns leicht wieder abtruckneten / weil unsere Kleider nur von Leinwand waren. Nachdem wir nun eine sehr schlimme Nacht gehabt / machten wir uns wieder auff den Weg / und hatten inzwischen ein Bißgen gut Wetter / so aber nicht lange tauerte; Und weil wir stets im Wasser waten muſten / so hiengen sich die Blut-Egeln an unsere Beine / also / daß wir nicht länger / als biß Mittags / austauren kunten. Kehreten also bey einigen Mohren ein / und nach der Mittags-Mahlzeit ließ Monſ. Flacour einem Naher die Visite geben / von welchem / ob er gleich ein Unterthan des Königes zu Cananor war / wir dennoch Vergünſtigung haben / und solche durch ein

Ge-

Geschencke erlangen musten / daß wir weiter reisen durfften. Des Tages darauf war der Weg nicht so beschwerlich / aber weil unsere Wegweiser den Weg nicht recht wusten / befunden wir uns nach einer vierstündigen Reise an eben dem Orth / wo wir ausgangen waren; Hier war nun nicht Zeit böse zu seyn / sondern musten uns / in Ermangelung anderer Hülffe / ihnen nothwendig weiter vertrauen. Der Regen wurde wieder sehr hefftig / und traffen nichts als steinigte Oerter und breite Gräben voll Wassers an / über welche wegen des strengen Stromes auff Bretern und Bäumen gefährlich überzukommen war. Endlich erreicheten wir einen Mahometanischen Marckt-Flecken oder Bazar, welcher an dem Fluß / der Cognali vorbey läufft / liegt. Daselbst nahme man uns gantz höflich auff / und weil das

Wetter ſo gar ſchlimm / wurden wi
einen Tag daſelbſt zu bleiben genöth
get. Alles / was uns bißher begegne
war nichts gegen dem / ſo wir noch aus
zuſtehen hatten / zu rechnen. Und we
es uns ſo gar übel beſchrieben wurde
nahme ich Urſache / den Herrn Fla
cour anzugehen / und zu bitten / daß e
nicht weiter gehen möchte; Die an
dern alle / ſo bey uns waren / beſtätig
ten es / daß noch viel Gefahr zu beſor
gen / er aber wolte von nichts hören
ſondern die Reiſe vor des Herrn Ca
rons Rückkunfft vollführen. Ich / de
ich eben darzu nicht beſtellet / und ſonſ
nicht verbunden war / die Reiſe zu thun
entſchloß mich / weil mir mein Leben
lieb war / den Herrn Flacour, dem ich
ohne dem nichts nütze war / zu verlaſ
ſen / und mich Gelegenheit funde / auf
einem gewiſſen Fluſſe an das Meer zu
kommen. Setzte mich alſo in einen

Kahn /

Kahn/ und wolte kein Gewehr zu mir
ehmen/ weil ich solches nicht nöthig
u haben vermeynet/ ob ich gleich nicht
ehr als den Mohren/ dem der Kahn
ehöret/ und einen kleinen Jungen bey
ir hatte/ und ich selben Abend in Ba-
ara, bey Couteas Marcol, einem
eichen Mahometanischen Kauff-
ann und beruffenen Caper, bey wel-
hem ich unterschiedliches zu verrich-
en hatte/ zu schlaffen vermeynte. Ich
uhr also den Bazar oder Marckfle-
ken Cotta oder Cognali, so den Nah-
nen von den forchtbarsten Meer-
Räubern auff diesem Meer hat/ wel-
her auch Herr darüber ist/ vorbey.
Ich vermeynte auch schon zu Bagara
u seyn/ als die See-Räuber mich er-
blickten/ und geschwinde ein Schiff
nach mir abschickten. Weil ich nun
wuste/ daß alles/ was diese Leute auff
dem Wasser nehmen/ ihre ist/ liesse ich

geschwind nach dem Fluß zu ruderte. Ich war aber da kaum angekommen / als der Mann / dem der Kahn zugehörete / und der / so meine Sachen trugen / von mir weg liefen / und mich also diesen Räubern in Händen liessen / welche den Kahn nicht achteten / und mir nachsetzeten. Alsdenn merckte ich / was ich vor einen Fehler begangen / daß ich kein Feuer-Rohr zu mir genommen / mit welchem ich mich wider zwey Kerl / die nur Lantzen hatten / leicht wehren können / welche itzund alle beyde zugleich auff mich zustiessen / und weil ich alleine in ihrer Gewalt war / mich zwungen in ihr Schiff zu treten.

Sie führeten mich also nach Cognali allwo man mich als den ersten Frantzösischen Sclaven betrachtete / und also vor ihren Herrn gebracht wurde / der von mir eine grosse Summa Geldes zu erlangen verhoffte; Als

er

r aber nichts fand/ fragte er mich/ wa-
umb ich Monſ. Flacour verlaſſen/
nd ob er auch wohl durch ſeinen
Rarck-Flecken zurück kohren würde/
arauff ich antwortete/ daß ich es nicht
wüſte. Und endlich brachte man Ei-
en und Bande/ legte ſie neben mir/ und
vartete ich alſo/ was über mich vor ein
Urtheil würde gefället werden. Das
Glück aber wolte/ daß er unſer mit
dem Samorin, deſſen Unterthan er
war/ gemachtes Verbündniß/ und das
Geſetze/ daß auff dem Lande oder dem
Fluſſe nichts geraubet werden dürff-
te/ in Betrachtung nahm. Man trug
die Bande wieder weg/ und wurde er
durch unverhoffte Veränderung ganz
höflich/ und bothe mir ein Lager in ſei-
nem Hauſe an. Weil ich aber nichts
als die Freyheit wüntſchete/ bate ich/
daß man mich immer nach Bargara
laſſen ſolte/ dahin ich dieſen Abend/ we-

gen wichtiger Geschäffte/ gerne kommen wolte; womit er auch zufrieden war/ und liesse mir inzwischen/ da ein Schiff zurecht gemacht wurde/ unterschiedene eingemachte Sachen auffragen/ davon ich Wohlstandes halber etwas nahm/ aber nicht davon aß/ weil ich mich vor Gifft fürchtete/ wiewohl er bey den Malabaren nicht sowohl/ als bey andern Nationen, bekannt ist. Nachdem ich nun von diesem Corsaire Abschied genommen/ satzte ich mich in ein Schiff/ so sie eine Almadie nennen/ das mich nach Bargara bringen solte. Allda traff ich den Kahn/ der mich verlassen hatte/ mit meinen Sachen an/ dessen Herr vorgab/ wie er auf mich gewartet hätte. Ein Fischer aber meldete/ daß ein Frantzose zu Bargara ankommen wäre; So bald suchte ich ihn/ und sahe/ daß es Monſ. de la Serine der ältere war/ so von

Ca-

Calicut zurücke kam. Diese glückliche Begegnung machte/daß ich alle Verdrüßligkeit/so mir bißher zugestossen/vergaße. Ich erzehlete ihm alles/wie es mir ergangen/und weil er mit dem Corsairen zu Bargara schon gesprochen/reiseten wir des andern Tages mit einander nach Tilcery, welches nur drey Meilen davon lag/und kamen Vormittags wieder an. Meine Zurückkunfft wurde von iederman bewundert/und war wohl niemand/der mir nicht recht gab/daß ich mich nicht/ohne Noth/der Mühseligkeit einer solchen über die maßen gefährlichen Reise unterworffen.

Beschreibung Von einer Reise nach Ost-Indien /

Der andere Theil.

Das 1. Capitel.

Die Reise nach Tanor.

DEr Herr de la Serine hatte zu Calicut und Tanor eine Quantität Pfeffer erhandelt/ welche er / damit selbigen die Schiffe bey ihrer Ankunfft in Bereitschafft finden möchten / abwägen und einpacken lassen muste. Also reiseten wir beyde nach gedachten zweyen Orten/ welche Tilcery Sud-werts liegen.

Das erste Dorff / so man auff dem Wege dahin antrifft/ heisset Meali, gar nahe dabey ist ein kleiner Marck-Flecken oder Bazar, das Dorff aber wird

von

von lauter Tiven bewohnet/der Fluß/
der vor diesem Dorff vorbey laufft/liegt
stets voller Schiffe von mäßiger Grös-
se/ und wird nicht leicht eine schönere
Gegend gefunden werden können.

Bargara liegt zwey Meilen von
Mealy, welches einer von den wichtig-
sten Bazars an der gantzen Küste ist/ so-
wohl wegen der grossen Handlung / so
daselbst getrieben wird / als wegen des
Reichthums der daselbst wohnenden
Capers.

Es befindet sich allda kein Fluß /
müssen also sowohl die Capers, als
Kauffleute/wenn sie ihre Raub-Schif-
fe und Barqven wollen ausbessern las-
sen/ oder der Sturm sie nöthiget/solche
daselbst stranden lassen.

Bargara liegt an den Grentzen des
Königreichs Cananor, und ist ein Na-
her Herr darüber/ob er gleich des Kö-
nigs Colitri Unterthaner / und ihm

Zinsbar ist. Gar nahe bey diesem Bazar ist ein kleiner Meerbussen / welchen der Fluß bey Cognialy macht/der den Corsairen sehr zu statten kömmet. Eine halbe Meile von Bargara liegt der Bazar, welchen die Malabarn Cota oder Cognialy nennen; Der erste Nahme bedeutet die Festung / und der andere ist der Nahme des Corsairen/ der drinne zu befehlen hat. Cota ist eine Halb-Insul / dahin ist auch von der Land-Seite/wegen des Lemnichten Erdreichs oder Triebsandes/so die See daselbst ausspielet / und darauff liegen lässet / schwer zu kommen / der Fluß trägt Schiffe von 300. Tonnen / aber der Eingang ist etwas beschwerlich; An dessen Munde liegt eine kleine Insul/ daselbst die Schiffe und Paros oder Raub-Schiffe verdeckt liegen können. Der von Cognialy ist ein berühmter Caper oder See-Räuber / der stets 10.

biß

ß 12. Paros oder Raub-Schiffe in
r See hält/so mit 6. biß 700. Mann
esetzet. Dessen Unterthanen sind
ach seinem Beyspiel ebenfalls Meer-
Räuber/ und alle sehr reich/und von ei-
em unerträglichen Hochmuth. Eins-
nahls machten sie wider ihren König/
en Samorin, einen Auffstand/der sich
enöthiget befunde/ die Portugiesen
mb Hülffe anzusuchen/ seine auffrüh-
rische Unterthanen zu bahren zu brin-
gen.

Der Samorin belägerte sie/ und
ängstete sie/ an der Land-Seiten/da in-
zwischen die anderen sie zu Wasser an-
griffen; Aber die eine Flotte kam in
der See zu Schaden/ wie nicht weni-
ger die andere Armee zu Lande/ ohne
daß die Meer-Räuber gedemüthiget
wurden.

Das folgende Jahr aber war ihnen
nicht so glücklich/ denn die Portugiesen

landeten/ und bekamen das Haupt der Rebellen gefangen / welchen sie in Banden nach Goa führeten / daselbst er von den Kindern mit Steinen zu Tode geworffen / und das Ubel / so er denen ausländischen Nationen angethan / an ihm gerochen wurde.

Einer von seinen Vettern succedirte ihm sowohl in dergleichen Meer-Räubereyen / als in seiner führenden Gewalt / nachdem er sich dem König unterwürfig gemachet. Dieser hat nun fortgefahren/die Wasser zu durchstreichen / und gantz Orient in Schrecken gesetzet.

Die Festung / davon dieser Bazar den Nahmen führet / liegt nicht weit davon / und daselbst fängt sich des Samorins Königreich an; Von dar rechnet man sieben Meilen biß nach Calicut, und sind in dieser Gegend drey oder vier kleine Dörffer anzutreffen / wel-

welche aber nicht der Mühe verlohnen/ daß man sich dabey auffhalte.

Das 2. Capitel.

Von Calicut.

CAlicut, welches man in der Landes-Sprache Coi-cota nennet/ hat seinen Nahmen von denen 2. Wörtern/ deren eines einen Hahn/ und das andere eine Vestung bedeutet: weil/ der Malabaren Vorgeben nach/ das Königreich des Samorin sich nicht weiter erstrecket/ als so weit man einen Hahn hat krehen hören können; und ob zwar seine Länder sich sehr vermehret/ so hat doch dieser Ort/ als der wichtigste/ den Nahmen Calicut noch immer behalten. Er liegt unter dem 11. Grad der Nordlichen Breite/ und eilff Meilen von Tilcery. Es ist sonst daselbst die beste Handlung in gantz Indien gewesen: Und ob es zwar

von seinem ersten Glantz viel verlohren/ so befinden sich doch noch gar viel reiche Kauff-Leute daselbsten. Und ist dieses das Land/ da die Portugiesen/ als sie Ost-Indien entdecket/ das erstemahl angeländet/ und weil der König seine Residentz damahls daselbst gehabt/ ist die Stadt in treflich Auffnehmen gerathen. Der damahlige Fürst hat sie gar wohl empfangen/ und sie daselbst feste setzen zu lassen ihnen versprochen; Aber sie haben sich des Fürsten Gnade nicht lange zu gebrauchen gewust/ so gar/ daß sie sich auch nicht entblödet/ ihn selbst an seiner Person schimpflich anzugreiffen/ uñ mit seinen Unterthanen übel umzugehen. Welche Undanckbarkeit er so ungnädig empfunden/ daß er sie aus dem Reiche gejaget/ und nachdem niemahls wieder darinne leiden wollen. Das Land von Calicut liegt sehr niedrig/ und wird

gar

gar offt von den See-Fluthen über-
schwemmet/ auch wird kein Jahr ver-
gehen/daß nicht ein Theil davon unter
Wasser gesetzet wird/ und ist die Ve-
stung/ welche die Portugiesen tieff ge-
nug ins Land/ und weit vom Strande
erbauet/anitzo 2. Meilen in der See/
uñ halb in Wasser versuncken/also/daß
die Barqven zwischen ihr uñ dem Lan-
de unschwer durchsegeln können. Sol-
che Spring-Fluthen entstehen/ wenn
der Wind Sud-westl. wehet/ welcher
auf dieser Küste vom Monat Majo an/
biß auf den September währet/ und
ich habe/ weil ich daselbst gewesen/ mit
meinen Augen gesehen/ wie der En-
gelländer Wohnung/welche doch nicht
von so langer Zeit gebauet war/ einge-
suncken. Diese Verwüstungen ha-
ben die Handlung von Calicut abge-
zogen/ und durch diesen Verlust ist
Goa reich worden/ weil sich die mei-
sten

sten Kauffleute dahin gewendet. Dieses ist die vornehmste Stadt unter allen/die die Portugiesen in Ost-Indien haben/ und weil der unmäßige Reichthum/ den die Handlung von allen Orten her dorthin gebracht/ sie so stoltz gemacht/ daß sie gar viel Kaufleuten übel begegnet/ haben sie sich endlich nach Suratte begeben/ wo anitzo die treflichste Handlung von gantz Ost-Indien ist.

Es ist zwar noch ein grosser Bazar in Calicut, der aus 4. oder 5. grossen sehr gleichen Gassen bestehet; Ein Dorff/ darinnen Mocovas oder Fischer wohnen/ und die vielen Häuser/ darinnen sich Tiven auffhalten/ diß alles macht endlich noch eine grosse Stadt zusammen.

Seither der Samorin nicht mehr darinne residiret/ hat sich ein Stadthalter daselbst aufgehalten/ den sie Rajador

ador nennen/welcher in dem Königlichen Pallast wohnet / und ist in dessen Hofe noch eine grosse Glocke/ und etliche metallene Stücke / welche aus der Portugiesischen Vestung genommen worden/ daselbst zu sehen. Der Sand am Ufer ist mit Gold-Körnern vermenget / welches überaus köstlich ist/ und einem ieden zu suchen frey stehet. Das gröste / so ich gesehen/war 15. Sols, und sonsten insgemein 4. biß 5. Sols schwer. Indessen leben ihrer viel davon/ und wenn es der Rajador vergönnet/ kan man den Sand zu sich heim nehmen/und mit seiner Gelegenheit heraus suchen/ zumahl wenn man von 100. Barren was gewisses giebt.

Die Engelländer haben sich schon vor langer Zeit zu Calicut gesetzet/ da aber ihre Wohnung verschwemmet wurde/ waren sie genöthiget/ eine andere auff einen höhern und sicherern

Ort

Ort zu bauen. Weil in solchen entlegenen Ländern alle Europäer sich unter einander höfflich begegnen/ und es vor einen Schimpff ausgeleget wird/ wo ein und ander/ ohne sich bey ihm aufzuhalten/ vorüber gehen solte/ so sprachen wir auch denen Engelländern zu/ welche uns über die Maßen herrlich bewirtheten/ und wir hielten uns auch länger auf/ als wir gemeinet/ weil ein Paro oder Raub-Schiff auf uns/ bis wir aus dem Hafen wären/ alsdenn uns anzugreiffen/ passete. Da sie nun so feste auf der Rheede liegen blieben/ fasseten wir auch den Entschluß/ uns fortzumachen/ und liessen also bey hellen Tage/ wiewohl gantz nahe am Ufer/ fortrudern/ damit/ wenn wir angetastet würden/ bald aussteigen könten. Weil aber diese Räuber nichts gerne andere/ als solche anzugreiffen pflegen/ welchs schwächer/ als sie/ oder

icht viel Hertze haben / so mochte sie
nser Unternehmen / daß sie beydes bey
ns finden möchten / Vermuthen ma-
hen; Liessen uns also in Frieden fah-
en. Wiewohl dieses nicht die einzi-
ge Gefahr / so uns bevor stund / und
waren wir jenen noch nicht zwey
Stunden entgangen / als eine nahe
am Lande anckernde Barque uns in
neues Schrecken setzete. Weil nun
weder auf der einen noch der andern
Seite Häuser waren / und unsere Na-
hers und Schiff-Leute versicherten /
daß es See-Räuber / berathschlagten
wir uns lange / was anzufangen wä-
re; und hielten wir vors sicherste / ans
Land zu steigen / und zu erwärten / daß
der Caper fortseegeln möchte / da denn
wir zu Fuße nach Tanor gehen wol-
ten / das Schiff aber bey Nacht durch-
zukommen versuchen solte. Es wur-
de aber dieser Vorschlag nicht zu Wer-
cke

rke gerichtet / sondern wir fasseten den vorigen Entschluß / und fuhren / mit dem Gewehr in der Hand / zwischen dem Caper und dem Lande hinweg / und langeten gegen Abend zu Tanor an.

Das 3. Capitel.

Von Tanor.

TAnor ist der vornehmste Ort eines Königreichs dieses Nahmens / es liegt fünff Meilen von Calicut Sudwerts ; Es ist auch kein Fluß allda / sondern die Schiffe / so dahin kommen / anckern auff der Rhede / wiewohl sie da nicht / als den Sommer über / sicher liegen können. Des Bazars Einwohner sind reiche Mahometaner, und an dem Strande sind zwey grosse Fischer-Dörffer / deren eines von Christen / das andere von Heyden bewohnet werden. Nahe bey dem ersten Dorff ist eine klei-

kleine Kirche zu sehen/ davor ein ziemlicher Platz/ auf welchem ein hohes Creutz aufgerichtet.

Der König wohnet weit vom Meer/ eine Meile davon / und hat einen Stadthalter daselbst/ die Gerechtigkeit über die Mohren zu handhaben / der über die Christen keine Gewalt hat/ sondern der Director über die Kirche hat die Macht/ wenn sie etwas verbrechen/ selbige zu straffen. Die Jesuiten sind lange hier in Besitz gewesen/ welche sich angelegen seyn lassen/ allezeit solche Leute dahin zu schicken/ welche geschickt sind/ stets neue Christen zu machen. Der dieses Amt damahls / als ich daselbst war/ versahe / hiesse Mattheus Fernandes, der schon 7. biß 8. Jahr daselbst gewesen/ und die Landes-Sprache vollkommen wohl redete. Ob wol das Königreich Tanor über 10. Meilen nicht ins gevierdte in sich begreifft/ so ist doch der

Kö-

König / gegen einen andern in Malabar, weder geringer noch Zinßbar. Er hat mit den Portugiesen / sieder sich dieselbe da befunden / eine genaue Freundschafft unterhalten / und diese haben seine Freundschafft sorgfältig beobachtet. Weil der Mißverstand zwischen denen Holländern und uns fast zum gäntzlichen Bruch zu kommen schiene / und dieser Fürst zu allen Zeiten ihr Todt-Feind gewesen / haben wir seine Freundschafft zu suchen nicht unterlassen / sondern ihn von wegen der Compagnie mit einigen Geschencken beehret.

Das Land Tanor ist fruchtbar / die Lufft gesund / auch gut jagen und fischen daselbst / die Inwohner nähren sich insgemein von Fischen / und werden nur verleckerte Mäuler von Flügel-Werck und Reh-Wildpreth essen / denn das

Rind-

Rind-Fleisch hier / wie in gantz Indien verboten ist.

Nachdem wir nun das jenige / weßwegen wir nach Tanor gereiset / ausgerichtet / nahmen wir unsern Weg wieder zu Lande nach Calicut, wohin wir unsere Almadie oder Schiff schon zurücke geschicket.

Das 4. Capitel.

Die Abreise von Tanor.

WEil wir sehr späte zu Tanor auffbrachen / kunten wir nicht weiter / als nach Chali, zwey Meilen von dannen / kommen / da wir über Nacht blieben. Dieser Ort gehöret dem Samorin, und bestehet aus einem Basar, und unterschiedlichen Wohnungen / darinnen Tiven wohnen / und hat daselbst einen Fluß / so Barqven von 100. Tonnen trägt / aber mehr zum Auffenthalt der Caper, als

zur

zur Sicherheit der Kauff-Leute / dienet.

Wir kehreten bey einem Tiven ein / daselbst wir die seltsamen Ceremonien, die bey den Heyden in acht genommen werden / wenn sie ihrer Anverwandten Gesundheit erhalten wolten / mit ansahen. Ein Vetter von unsern Wirthe / den er gar lieb hatte / war von einem hefftigen täglichē Fieber gar darnieder geworffen worden / und sein Vetter hatte es auch zu seiner Wieder-Genesung an nichts fehlen lassen; Weil aber diese Kranckheit von keiner Artzney zu gewinnen war / suchte er bey den abergläubischen Mitteln / wie sie in seiner Religion gegründet / seine Hülffe / und ließ aus der nächsten Pagode einen Bramanen holen / daß er dem Krancken zusprechen solte. Es kam einer / welcher den Anfang damit machte / daß er alle Anwesende stille schweigen

en/und sich ein groß höltzern Gefäß / nit Laub bedecket/bringen hieß/darein hat er frische und trockene Cocos, Bananen, Jagre, oder Cocos-Zucker / gekochten und rohen Reiß / gebratene Fisch / und eine Schaale voll Brantewein. Der Bramane legte / indem er etliche Worte murmelte/und darbey allerley närrische Stellungen machte/alles zu rechte: Um das Becken steckte er viel angezündete Wachs-Lichter / und zwischen iedes ein Stäbgen von eben der Dicke / mit Blumen umbwunden.

Da der Bramane nun sein Gebeth verrichtet / liesse er einen von den Zuschauern zu sich kommen / dem er ein angezündet Wachs-Licht gab / das er in Mund nehmen muste. Er hatte dieses kaum gethan/so stellte er sich/als wenn er vom bösen Geist besessen wäre/und alsdenn glaubt man/daß er geschickt

schickt sey/ wahrzusagen / ob der Krancke sterben oder genesen werde. Aber das war kein kluger Geist/ den wir damahls sahen / denn er versprach dem Kranken/ daß er gesund werden solte/ welcher aber wenig Tage darauff seinen Geist aufgab. Folgenden Tages reiseten wir nach Chaly, und kamen des andern Tages nach Calicut, wo wir die Engelländer antraffen/ wie sie beschäfftiget waren / wegen der Überschwemmung der See / ihre Sachen an einen andern Orth vollends zu bringen. Eben diesen Tag reiseten wir wieder weg / unser Nacht-Lager eine Meile von dar zu halten / den Tag drauff aber geschahe solches zu Bargara, und des folgenden wieder zu Calicut.

Das

Das 5. Capitel.

Di Reise nach Baliepatan.

Als die Schiffe/ welche die Englische Compagnie alle Jahr/ um Pfeffer zu laden/ an die Malabarische Küste versendet/ auf der Rhede zu Baliepatan angelanget waren/ machte ich mich mit einem guten Freunde dahin/ um etwas neues aus Europa und von Suratte zu hören. Wir kamen an den Mund des Flusses vor Mittage/ und in die Englische Wohnung/ gleich um die Zeit/ als sie sich zu Tische setzen wolten. Ihre Factorey zu Baliepatan ist mehr als eine halbe Meile von der See/ auf einer Höhe am Ufer des Flusses/ in welchen aber die Schiffe nicht einlauffen können/ gelegen. Die Kauffleute und Capitains empfingen uns mit grosser Höfligkeit/ und brachten wir den gantzen Tag in gu-

ter Luſtigkeit zu; Weil wir aber uns des vielen Trinckens beſorgeten/ reiſeten wir die folgende Nacht/ nachdem wir unſere Schiff-Leute etliche Stunden ruhen laſſen/ wieder ab/ und kamen gegen Morgen nach Tilcery, da uns die Engelländer wenig Tage hernach wieder zuſprachen. Weil dergleichen Luſt bey uns ſehr ſeltſam/und darzu eben nichts ſonderliches anzuſtellen war/ ſo geſtehe ich gerne/ daß es mir allmählich anfieng/in dieſem Lande ſehr verdrüßlich zu werden. Und ich hatte auch ſchon gar offte bey denen Directoribus ſchrifftlich Anſuchung gethan/mir zu vergönnen/ daß ich wieder von Tilcery möchte weggeholet werden; hatte auch ſchon den Entſchluß gefaſſet/ wenn man mir ſolches zu verwilligen noch länger anſtehen würde/ ohne Order mich wegzumachen. Wir reiſeten noch einmahl nach

Ta-

Tanor, und daselbst erfuhren wir / daß der junge Tive, dem man die Erlangung seiner Gesundheit prophezeyet hatte / gestorben wäre. Wir verharreten wenige Tage / und so bald wir unsere Sachen ausgerichtet / nahmen wir unsern Weg wieder zu Wasser nach Tilcery.

Weil man nun nicht gerne / aus Furcht vor den Capern, längst der Küste hinfähret / begaben wir uns aufs hohe Meer / und wichen also von dem Gestade / wo sich solche gerne auffhalten. Wir waren aber kaum eine Meile geseegelt / als wir von einer grossen Menge Fische / von der Gröse der Mackerelen / überfallen wurden / welche in unsere Almadie sprungen / also / daß / da wir uns erst über diese Begebenheit sehr belustiget hatten / hernachmahls darüber zu sincken vermeyneten. Wir wendeten allen Fleiß an / ih-

ver einen Theil in die See zu werffen/ da inzwischen unsere Schiff-Leute sich auffs äusserste bemüheten/ wieder ans Land zu kommen. Als nun dieser Sturm vorbey/ verliessen wir das Gestade zum andern mahl/ und weil wir uns allzu lange auffgehalten/ kamen wir erst nach Mitternacht nach Calicut.

Die Engelländer/ samt ihren Leuten/ und wir/ aßen des folgenden Tages von denen Fischen/ so in unser Schiff gesprungen/ und unsere Schiff-Leute verkaufften noch unterschiedliche Körbe voll. Wir blieben daselbst nicht länger als zwey Tage/ und reiseten/ nachdem wir unsere Almodie oder Fahrzeug heimgeschicket/ zu Lande nach Tilcery.

Das

Das 6. Capitel.

Des Herrn de Flacour Wiederkunfft.

ZU Ende des Novembris kam der Herr de Flacour wieder von Sirinpatan, der uns nicht gnug sagen kunte/ was er auf dieser Reise/ darauff er/ ob es nur gleich 30. Meilweges/ 35 Tage zugebracht/ ausgestanden/ und tausendmahl vermeynet/ in den erschrecklichen Wasser-Brüchen zu ersauffen/ darinnen er auch viel von seinen Leuten eingebüßet. Aber weil seine Verrichtung so wohl abgelauffen/ so achtete er alle diese Mühe und Verdrüßligkeit nichts.

Die Waaren/ so man von Sirinpatan haben könte/ bestehen in schöner Leinwand und Sandel-Holtze/ welcher also häufig in diesem Lande wächset/ daß der König und seine Großen

auch Gemächer von solchem Holtze gebauet haben. So fände sich auch trefflich schöner natürlicher Salpeter / der nur ein wenig purificiret werden dürffte / und zwar alles in ziemlichen guten Preiße. Der Herr de Flacour brachte von solcher Leinwand Muster mit / welche umb die Helffte / nach dem Preiß / als wie man sie zu Suratte hat / besser war. Die übrige Jahres-Zeit kauffte man vor die Schiffe / so erwartet wurden / Pfeffer ein / und zu Anfang des Januarii 1672. kam das Schiff Provence von Suratte, solchen abzuholen. Der Herr Petit commandirte solches / und hatte nur 7. Frantzosen bey sich / das andere Volck waren alle Mahometaner. Durch ihn erfuhren wir die Ankunfft des Herrn Blot, eines Directoris von der Compagnie, welcher an den Herrn la Serine Ordre überschicket /

von

von Malabar weg und nach Suratte zu kommen. Ich hätte verzweiffeln mögen / daß man von mir nichts melde. Weil aber die Herren meine gute Freunde waren / so brachte ich es dahin / daß sie es vor gut befunden / mit zu Schiffe zu gehen / maßen es mir nicht in Kopff wolte / meine jungen Jahre und Curiosität bloß in diesen Winckel von Indien einzuschliessen. Der Herr Flacour wolte zwar einige Schwürigkeit machen / mich wegzulassen / weil er nicht gerne alleine hier bleiben wolte; allein / ich brachte es doch zu wege / und machte mich reisefertig / so bald / als der Herr Petit von Tanor und Calicut, dahin er die Waaren / so wir erhandelt / einzunehmen gereiset war / zurück käme / mitzufahren. In dessen Abwesenheit kam ein Schiff / le grand Breton genannt / mit 60. Canonen montirt / darauf der Herr Clos Ca-

pitain war / auf unserer Rhede an. Zwo kleine Fluyten, so mit ihm von Franckreich abgereiset / hatten ihn vor etlichen Tagen verlassen / und sich mit dem Herrn de la Haye conjungiren wollen / welcher ein Jahr von ihnen abgeseegelt / und die Bezahlung vor die Völcker bey sich gehabt hatten. Sie waren wegen des widrigen Windes von einander gekommen / und der Herr Clos war ungewiß / ob sie vor oder hinter ihm wären. Als er die weisse Flagge sahe / so wir auffsteckten / wurde er bewogen / daß er uns sich näherte / aber er hielte sich nur einen einigen Tag bey uns auf / Erfrischungen einzunehmen. Und dieses Schiff war kaum 4. Stunden weg / als der Herr Petit ankam / und machten wir so bald Anstalt / die folgende Nacht unter Seegel zu gehen.

Eben diesen Tag wurden wir ein

klein

lein Schiff gewahr / welches / als es unsere Flagge gewahr worden / dem Lande näher kamen / und sein Chaouppe aussetzete / welche aber erst bey Nachte dem Schiff Provence an Bord kam; Selbige hatte den Lieutenant von einem der Fluyten von des Herren Breton Gesellschafft auff: Und weil dirser Officier erfuhr / daß wir folgende Nacht fort wolten / so begab er sich nicht an das Land / und wurden also eins / daß der Herr Barbot und sein Capitain die Ancker / so bald als wir es thun würden / auch lichten solten / darzu wir ihm denn ein Zeichen mit einem Stück-Schuß geben wolten.

Das 7. Capitel.

Der Auffbruch von Tilcery.

DEn 20. Januarii, ohngefehr zwey Stunden nach Mitternacht / gaben wir das Zeichen / so bald

lichtete der Capitain auff der Fluyte seine Ancker/ wie auch wir thaten. Da uns denn ein Land-Wind bald auff die hohe See triebe/ und vermittelst dessen erreichten wir die Sand-Banck vor Baliepatan, umb daselbst den Sandel/ so der Herr Flacour dahin gesendet/ einzunehmen. Wir musten biß auff den 22. daselbst verharren/ und ehe wir uns noch Seegel-fertig machen kunten/ entdeckten wir eine Barque, von welcher unsere Morische Schiffleute versicherten/ daß es ein Raub-Schiff sey. Wir machten uns bald fertig/ ihm nachzuseegeln; Die Fluyte gieng auff der einen Seite/ und wir auff der andern/ umb selbiges zwischen uns zubekommen/ aber nachdem wir solchen lange nachgesetzet hatten/ und etliche Canonen-Schüsse nach ihm gethan/ entkamen sie uns/ und verlohren sich auch in wenig Stunden

aus

aus unsern Gesichte. Wir waren zu denen Officirern von der Fluyte übergegangen/welche sehr froh waren/ daß wir ihnen Zeitungen von dem Grand Breton zu sagen wusten/ und hatten ein grosses Verlangen/ bald zu ihm zu gelangen.

Ob wir gleich bey Tage das hohe Meer hielten/ so musten wir doch des Nachts uns wieder ans Land machen. Welches denn alle Schiffe / welche längst der Küste herseegeln/in acht nehmen müssen/um sich des Land-Windes zu bedienē/ welcher sonst nicht/als nach Mitternacht/ wehet. Den 24. nach Mittags kamen wir zu Mangalor an/ da wir uns mit dem Barbot und seinen Officirern lustig zu machen vorgenommen hatten. Es gieng nicht ohne grosse Beschwerligkeit zu/ als wir Abends um 8. Uhr auf diese Rhede gelangen kunten; die Fluyte konte ihre Ancker

cker nicht eher/ als des andern Tages/ fincken laſſen. Sie waren aber auch nicht in ſolcher Gefahr zu ſcheitern/ als wir/ geweſen/ maſſen/ indem wir uns darauf verlieſſen/ daß etliche von uns ſchon in dem Hafen geweſen/ uns der Sand-Banck/ welche überaus gefährlich iſt/ allzunah wagten. Und als wir uns bey Nacht in einen Chaloupe, damit deſto beſſer ans Land zu kommen/ geſetzet/ verfehleten wir im Finſtern den Orth/ wo man ſicher in Strohm gelangen kan. Wir vermeinten vielmahls/ durch die an die Klippen anſchlagende Wellen/ welche unſer Schiff ſehr mit Waſſer anfülleten/ in Grund geſchlagen zu werden; jedoch kamen wir endlich glücklich ans Land. Die Fluyte wurff ihre Ancker des Morgens nahe bey unſerem Schiff/ und als die Officirer an das Land geſtiegen/ brachten wir dieſen

und

und folgenden Tag in guter Lustigkeit zu Weil aber Monsr. Barbot ein heftiges Verlangen hatte/ mit seiner Flotte zu dem Herrn de la Haye zu kommen/ nahme er Abschied/ und segelte des andern Tages fort.

Mangalor ist eine von den wichtigsten Plätzen in im Königreich Canara, liegt 18. Meilen von Baliepatan, sie hat eine gute Rhede / und so lange der Regen anhält/ können die Schiffe auff dem Strohm liegen/ welcher breit und tieff ist/ weil aber viel Sand-Bäncke darinnen / so ist die Einfarth gefährlich/ muß man also die Zeit/ wenn grosse Ebbe und Fluth ist / abwarten. Auf einer ziemlichen Höhe ist ein Flecken zusehen/ welcher von Heydnischen und Mahometanischen Kauff-Leuten bewohnet ist/ und auf eben der Küste ist der Portugiesen ihr Stapel/ so sie Feiturja nennen. Alle die Vestungen/

so

so in dem Hafen des Königreichs Canara gelegen/ haben vormahls denen Portugiesen zugestanden. Weil aber die Canarien selbige/ wie die andern Indianer/ überdrüßig wurden/ haben sie solche in dem letzten Krieg/ so sie mit den Holländern geführet/ ausgetrieben. Die Portugiesen haben/ seither sie wieder Friede gehabt/ alles angewendet/ die Plätze/ so man ihnen genommen/ wieder zu erlangen; und weil ihre See-Armaden sich stets auff dieser Küste sehen liessen/ wurde der Handel zu Canara dergestalt unterbrochen/ daß der König das Elend seiner Unterthanen nicht länger ansehen kunte/ sondern den Portugiesen Friedens-Vorschläge that/ und dem Vice-Roy, Lovis de Mendonza, die Vestung Mangalor und Barcalor wieder in seine Hände zu liefern anbote; Weil aber die Portugiesen darinnen

kei-

eine gnugsame Besatzung unterhal-
en kunten/ vergnügten sie sich damit/
aß sie in der beyden Hafen Facto-
eyen anrichteten/in solchen die Helff-
te der Zölle von allen in- und ausge-
führten Waaren zu erheben/ und also
bis auf eine gelegene Zeit verschöben/
diese Oerter in Besitz zunehmen.

Der König zu Canara, und der grö-
ste Theil seiner Unterthanen/sind Hey-
den/ die übrigen aber Mahometaner.
Bey ihnen nimmt man weder den Un-
terscheid der Geschlechter / noch der
Malabaren Gewohnheit in acht/und/
unbetrachtet sie Nachbarn / so führen
sie doch einen stets-währenden Krieg
mit einander / darinnen die Cana-
rien gemeiniglich den Kürtzern ziehen/
ihr Thun und Wesen kommt mit de-
nen / so bey den Unterthanen des gros-
sen Mogols üblich/bey dem der König
zu Canara auch Zinsbar ist. Sie ha-
ben

ben eine schwartz-braune Haut/ uñ mittelmäßige Statur/ lange Haare/ und ihre Kleidung ist wie der Heyden zu Surratte; Sie sind alle Soldaten/ und wohl abgerichtet/ und verstehen sich trefflich auff das Miniren/ und halten auch bessere Ordnung im Fechten/ als die Malabaren/ aber sie sind nicht so behertzt. Die sich auff die Handlung legen/ werden von freyen Stücken sich aus ihrem Lande begeben/ und das Ihrige bey Frembden verhandeln.

Das Fantastische Wesen/ womit sie bey ihren vornehmsten Festen sich auffführen/ ist kaum zu beschreiben. Sie führen ihre Götzen auf einem mit Blumen gezierten Wagen herumb/ an dem vier grosse Räder sind/ an diese hefftet man/ zwischen der Felge und der Nabe/ grosse eiserne Hacken/ auff welchen die/ so ihren Eyfer am meisten sehen lassen wollen/ sich mit gantzen Leibe le-

gen

n und also mit herumb drehen las-
n.

Andere legen sich gar an die Erde /
amit sie von dem schweren Wagen zer-
vetschet werden mögen. Auff welche
rt / aus eitler Einbildung / daß sie / in-
em sie also / ihren Göttern zu Ehren
as Leben lassen / zur Unsterblichkeit
elangen / so wohl diese als jene umbs
eben kommen.

Wie die Ubelthäter in Canara ge-
rafft werden / ist wohl würdig / daß
man es anmercke: Man legt solche na-
ckigt / mit gebundenen Händen und Füs-
sen auff den Sand / wenn die Sonne
am heissesten scheinet / damit sie nach
und nach durch die Sonne und die
Mücken zu tode gemartert werden
mögen. Und damit sie ja nicht etwa
einige Ruhe empfinden / wenn sie an ei-
nem Orth bleiben / und die Erde kühle
werden möchte / so kehret man sie von
einer

einer Seite zur andern fleißig umb/biß sie die Seele ausblasen.

Durch gantz Canara ist gar reine Lufft/ auch das Land lustig und fruchtbar/ und ob es gleich ein sehr klein Königreich / so wächst doch daselbst so viel Reiß / daß damit das gantze Europa versorget / und über dieses dessen noch gar viel nach Bantam, Achem, Socotora, Mocqva, Mascare, Balsora, Monsambiqve, Bombase, und viel andere Oerter mehr verführet wird.

Das 8. Capitel.

Die Abreise von Mangalor.

DJe Flupte / darauff der Herr Barbot war / reisete den 26. und wir den 24. weg. Des andern Tages fuhren wir Barçalor vorbey/ allwo wir uns aber nicht auffhielten/ weil wir selbigen Tages noch nach der

Rhe-

hede vor Mirseou wolten. So
ld wir die Ancker fallen liessen/bega-
n wir uns zu dem Gouverneur,
ojabdella, unsere Schuldigkeit ab-
legen / von dem ich schon vor diesen
Meldung gethan; welchem inzwischen
s sehr übel gegangen war. Man hatte
yn beschuldiget / daß er die Untertha-
en sehr gepresset / und als er sich vor
einen König gestellet/hätte man ihn in
inem harten Gefängniß eine lange
Zeit gehalten / und noch andern
Schimpff mehr bewiesen. Er wur-
de aber mit der Zeit unschuldig befun-
den/ und seine Redligkeit an Tag gele-
get/ da man ihn denn in alle seine Eh-
ren-Aembter/so man ihm genommen/
wieder eingesetzet. Man kunte ihm
den Verdruß / den er ausgestanden/
noch anmercken/ als wir bey ihm wa-
ren/welches aber nicht verhinderte/daß
er uns nicht aufs höflichste begegnet

hät-

hätte. Er war ſehr Unmuths/ als e
ſahe/ daß die Compagnie ſich von die
ſem Orte wegbegeben wolte/ und tha
ſehr bekümmert/ als er alle unſer
Waaren einladen ſahe. Er gab ſich
aber auch/ auf die Verſicherung/ da
wir bald wieder kommen/ und uns be
ſtändiger daſelbſt niederlaſſen wolten
ein wenig zufrieden/ und ſchrieb des
wegen an die Directores zu Surat
te. Den 29. reiſeten wir von Mirſeo
ab/ und den 30. früh entdeckten wir d
Königliche Schiff-Flotte/ ſo in 1
Seegeln beſtunde/ und durch Mſr. L
Haye commandiret wurde. De
Admiral nahete ſich ſo bald/ neben
einem andern Schiffe/ uns zu reco
gnoſciren/ da wir denn erfuhren/ da
der Herr Caron in einem von dieſe
Schiffen wäre. Der Herr Petit fuh
ſo bald nach ihm; und als er wiede
kam/ verfolgten wir unſere Reiſe

Mar

Man sagte uns/ daß die Flotte gegen Süden gehen/und auff der Insul Ceylon eine Colonie anrichten solte.

Des Abends bekamen wir die Vestung/so an dem Strohm vor Goa lieget/ins Gesicht/ weil es aber zu gefährlich ist/ des Nachts solcher Rhede zu nähern/ so wurffen wir erst den andern Morgen/ welches der letzte Januarii war/daselbst Ancker.

Das 9. Capitel.

Die Ankunfft zu Goa.

GOa ist eine Stadt/ so untern funffzehenden Grad des Æqvatoris Nord-werts lieget; der König von Visapour war sonst Herr darüber/aber ietzund führen die Portugiesen die Herrschafft darinnen. Der Fluß/ darauf man dahin gelangen kan/ist einer von den Schönsten/ und können auch die grössesten Schiffe darauf fortkom-

kommen. Er ist durch eine Insul abgetheilet/ welche den Nahmen Goa führet/ davon auch die Stadt den Nahmen hat/ weil sie darauf gebauet. Diese Insul ist Oval-rund/ und hat ungefehr 7. Meilen in Umkreiß; die eine Spitze reichet bis an das Meer/ und fast an die beyden Vorgebürge vom festen Lande/ also/ daß sie fast zween unterschiedliche Häfen machet/ davon einer so gut vor die Schiffe/ als der andere.

Die südliche Spitze vom festen Lande wird Cabo de Rama genennet/ auf welcher man die Vestung Mourmougon gebauet/ welcher auf dieser Seite den Eingang bestreichet; Es wird stets darinnen eine gute Garnison und viel Canonen unterhalten. Auf der Spitze/ welche die beyden Einfahrten abtheilet/ ist noch eine andere Schantze/ welche den Nahmen

von

on einem Convent der Recollen hat / deren Kirche der H. Mutter Gottes gewiedmet / und Nossa Senhora Docabo genennet wird; nd an der Westlichen Spitze des ten Landes ist die Vestung d' Agvala, welche daher also beniemet wird / weil daselbst treflich gut Wasser / daher o sich alle Schiffe daselbst mit solchem u versehen pflegen.

Die Vestung d' Agvada ist die wichtigste unter allen / weil daselbst der bequemste Orth / da die Schiffe anckern können / und da sie nothwendig auf einen Canon-Schuß weit vorbey müssen / wenn sie nach Goa wollen. Der Vice-Roy begiebt sich offt dahin / allwo ein Haus ist / so in Europa vor einen großen Palast angesehen werden dürffte. Drey Meilen von der Stadt sind noch andere Schantzen / welche man aber nicht besetzet hält /

und an beyden Seiten des Strohms viel schöne Häuser / welche denen Einwohnern zu Goa gehören / nebst grossen Dörffern / so die Portugiesen Aldea nennen. Die Gärten allda stehen voll Bäume / darauff man durchs gantze Jahr Blätter / Blüthen und Früchte zugleich finden wird. Wiewohl Pangim, eine Meile von der Stadt / ein so groß Dorff oder Aldea ist / das es auch viel Städte übertreffen wird; Und an diesem Orthe sind alle die vornehmsten Palläste / dahin sich die Vornehmsten bey der grossen Hitze begeben / deren Gärten eben so / und alles von wunderbahrer Schönheit ist. Auff dem halben Wege nach Pangim trifft man die Kirche de nossa Senhora de Ribaudar an / von der die Portugiesen vorgeben / daß eines ihrer Schiffe / von Lisabon kommend / auf der Höhe des Vorgebürges

der

der guten Hoffnung von einem grausamen Sturm hin und wieder geworffen worden/ und nachdem es lange Zeit zu Grunde und zu scheitern zu gehen sich besorget/ und der Wind sich geleget/ sich vor Goa an dem Orth/ worauff man nachmahls eine Kirche/ zum Andencken dieses Wunderwercks/ gebauet/ vor Ancker befunden. Zum Gedächtniß ist dieses Schiff an die Thüre gemahlet/ und an dem Ufer des Stroms sind zweene Steine gesetzet/ welche die Länge dieses Schiffes/ das in einer Nacht 200. Meilweges soll gefahren seyn/ andeuten sollen.

Das Pulver-Hauß/ oder la Casa de Polvera, liegt gegen der Stadt zu/ dahinein pflegt man die Missethäter/ daß sie die in den Urtheln ihnen zuerkannte Jahre abarbeiten/ wie auch die Malabaren, die sie auff der See ertappet/ zu legen. Die Schiffe/ so zwi-

schen dem 20. Maji. und letzten Aug. zu Goa anlangen / sind genöthiget / an der Seite der Festung de Mourmongon einzulauffen / weil an der Seite d' Agvada umb selbe Zeit die Sand-Banck feste liegen bleibet / und selbige nur die übrige Jahres-Zeit davon befreyet ist. Alle und iede Schiffe / so bey guter Jahrs-Zeit anlangen / können biß an die Stadt kommen / und die Ancker unter des Vice-Roy Fenstern fallen lassen.

Das 10. Capitel.

Von Goa.

GOa ist eine von denen herrlichsten Städten in Indien gewesen / welche aber in währenden letzten Kriege zwischen den Portugiesen und Holländern viel von ihrer vorigen Herrlichkeit verlohren. Indessen ist es doch der berühmteste Orth / welchen die Christen

in

GOA

in Orient haben / und wird daselbst das höchste Gericht gehalten. Die Helfte der Stadt ist an einem Hang / gegen den Strohm zu gebauet / und die andere Helffte in einen Thali / allwo die Hitze übermäßig groß / also / daß die Inwohner gezwungen sind / sich / wenn die Sonnen-Hitze zu hefftig wird / nach Pauginy zu begeben. Die Märckte und Gassen sind in Goa schön / sie ist mit einer schwachen Mauer umbgeben / weil die Zugänge ohne dem wohl verwahret sind: Das Gerichte wird in dem Pallast des Vice-Roy gehalten / und nennen die Portugiesen diesen Hoff Relaçam, dahin kan man von allen Unter-Gerichten in Goa, auch von allen Orten / so unter der Portugisischen Bothmäßigkeit liegen / appelliren. Es sind lauter schöne Häuser in Goa, aber sie sind etwas dunckel / weil die Fenster von dünn-gespaltenen Au-

ster-Schalen gemachet. Die Haupt-Kirche/ der heiligen Catharina gewidmet/ ist ein groß Gebäude / aber ohne einigen Zierath. Nahe darbey ist des Ertz-Bischoffs Pallast / und die Behausung des Bischoffs oder Obristen Vicarii, welcher mit jenem in gleicher Würde/ und Pispo d' Anelt genennet wird.

Ferner ist daselbst das Aljouvar, wo man die Gefangenen in Kirchen-Sachen hinein setzt.

Vor der Haupt-Kirche ist auff einem grossen Platz das jenige entsetzliche Haus / davor man erschrecken muß/ wenn man es nur nennen höret/ nehmlich die strenge Inqvisition, welche die Portugiesen Santa Casa oder Casa d'o santo officio nennen.

Es ist in der Stadt ein Nonnen-Closter/ deren strenge Lebens-Art derjenigen Freyheit/ wie sie in Portugal

bey

bey dergleichen im Schwange gehet/ schnur-stracks zuwider ist. Man hält ihr tugendhafftes Leben in grossen Ehren/ und heget von der Heiligkeit der Inqvisition so ein zuversichtliches Vertrauen/ also/ daß die Portugiesen alles das gute Glücke/ so ihnen begegnet/ ihnen zuschreiben. Es sind auch in solcher Stadt unterschiedliche Pfarr-Kirchen und Clöster/ von allerhand Ordens-Leuten. Die Jesuiten besitzen drey schöne Kirchen/ in welcher einer der Leichnam des heiligen Francisci Xaverii begraben lieget/ ingleichen 3. Häuser/ darinnen Könige residiren könten/ nebenst vielen umb die Stadt liegenden Ländereyen/ von welchen sie grosses Einkommen erheben. Alle Kirchen sind überaus schön/ und absonderlich das Hospital. Und ob gleich der Theatiner Kirche eben nicht die prächtigste/ so ist sie doch unter denen/

denen / die in Goa sind / eine von den Schönsten / dabey auch die Bau-Kunst am besten in acht genommen worden / und Nossa Senhora da divina Providentia geweyhet. Das Gebäude von der Kirche der Barmhertzigkeit / hat eben vor andern nichts sonderliches / aber die Gesellschafft / so solche unterhält / und ihr den Nahmen giebt / verdienet schon / daß man etwas von ihr melde. Sie wird auff Portugiesisch Irmandad da Misericordia, und die / so sich darinnen befinden / Irmavus di Misericordia tituliret. Die frömmsten Bürger in der Stadt / auch die vornehmsten / ja der Vice-Roy selber nicht davon ausgeschlossen / schätzen sichs vor eine Ehre / in solcher Brüderschafft zu seyn. Sie begehen zwey Feste im Jahre / nehmlich den grünen Donnerstag / als an welchem unser Heyland sich am meisten erniedri-

riget / indem er seinen Aposteln die Füsse gewaschen / und sie mit seinem Fleische gespeiset / und das Fest der Heimsuchung Mariä. Dieses Fest ist das feyerlichste bey ihnen / weil sie unter der Protection derer jenigen sind / welche von der allgemeinen Kirche / als Mutter der Barmhertzigkeit verehret wird. Wenn sie in Processi-on gehen / tragen sie einen schwartzen Uber-Rock / und den Tag nach diesem Feste halten sie eine Versammlung / dabey sie die Beambten ihrer Gesellschafft erwehlen. Sie machen so dann einen Prior, den sie Prouvedor nennen; Und konten vor diesen nur Edelleute eingenommen werden / aber der Kauff-Leute Reichthum hat ihnen diese Würde ebenfalls zu wege gebracht. Da ist nun kein anders Absehen / als daß dem Armuth einige Hülffe geschehen möge / und legt ein Prouvedor

selbst/wenn er seinem Amte wohl vorstehen will/ mehr als zwantzig tausend Pfund von dem Seinigen darzu.

Uber diesen Prouvedor haben sie auch einen Schatz-Meister/ und noch einen Prouvedor oder Verwalter über die Gefangenen/ und bestehen allezeit aus den Vornehmsten der Gesellschafft. Diese beyden letzten theilen Allmosen aus/ und beobachten die Nothdurfft der armen Gefangenen/sie mögen in peinlichen oder Bürgerlichen Sachen sitzen/ und erhalten nicht selten Gnade vor sie/wenn sie gleich schon verurtheilet sind. Der Prouvedor bey der Gesellschafft nimmt sich aller Sachen an/ und leistet unter der Hand denen Wittben / Wayſen und allen elenden Leuten hülfliche Handreichung.

Alle und iede von dieser Brüderschafft sind verbunden / die armen

preß-

preßhafften und gefangenen Personen zu besuchen/die Gestorbenen zu begraben/ und sie zu Grabe zutragen / auch die armen Sünder zur Pein-Stadt zu begleiten/ und ihnen biß an ihr Ende zuzusprechen / auch das Volck zu vermahnen/daß man vor sie beten möge. Alle diese Aembter währen nur ein Jahr/ damit ein jeder darzu gelangen könne; und ob es gleich etwas kostet/ so ist doch niemand / der sich nicht darzu trünge. Es ist eine auffrichtige gute Brüderschafft / bey welcher die Christliche Liebe über alles am meisten in acht genommen wird.

Diese Brüderschafft in allen Städten und Flecken der Portugiesischen Herrschafft auffgerichtet / da denn iede ihre eigene Kirche dieses Nahmens / darinne eben diese Ordnung beybehalten wird/ und iedes sein eigen Vermö-

gen/ iedoch keine mit der andern etwas zu thun hat.

Das 11. Capitel.

Von denen Einwohnern zu Goa.

MAn pflegt die Einwohner zu Goa abzutheilen/ in rechte Portugiesen/ welche Reinols genennet werden/ in Mesticen, welche von Portugiesischen Männern und Indianischen Weibern gezeuget/ und in die Schwarzen. Dieser Anzahl ist gröſſer/ als derer andern; es sind auch wahrhafftige Indianer da/ welche aber zum Christlichen Glauben bekehret. Die Sclaven sind Caffern oder Indianer. So sind auch in Goa Banianen anzutreffen/ mit welchen die Portugiesen gar gütig umgehen/ weil sie solche in der Handlung wohl brauchen können. Es ist ihnen auch alles vergönnet/ als die

Reli-

Habitans de Goa.

BRACE

Religion nicht / und sie können eben so wohl in die Inqvisition kommen/weñ sie überführet werden/ etwas wider die Gesetze verbrochen zu haben / als die Christen/ welche die Religion verleugnen.

Die Vornehmsten in Goa lassen sich durch ihre Sclaven in Tragsesseln tragen/ und werden niemahls reuten/ sie leisteten denn dem Vice-Roy Gesellschafft / wenn er über Feld reutet / oder wenn sie nach dem Ring rennen/ oder ein Stier-Gefechte halten.

Weil sie wissen / daß die Sclaven hier gar gute Gelegenheit haben durchzugehen / und in Länder zu kommen/da man sie nicht wieder habhafft werden kan / werden sie genöthiget/ gantz gelinde mit ihnen umzugehen/ und die Gütigkeit/so man nothwendig gegen sie hegen muß/ macht selbige so trotzig/ daß es bald nicht zu erleiden ste-

het. Es sind ihrer genug/ die stehlen/ und ob sie gleich aufs schärffste gestrafft werden/ so achten sie es doch nicht groß/ daß sie es deswegen liessen. Sie haben sonst kein Gewehre/ als dicke Rohrstäbe/ damit sie die jenigen/ so sie bestehlen wollen/ niederschlagen. Einer von Adel kam von seinem Lust-Hause/ das er bey Goa hatte/ und war mit seinem Rappire und Dolch bewehret; Dieser wurde von einem von denen Schwartzen angetastet/ welcher ihm mit seinem Rohr den Kopff in Stücken zu schlagen dräuete/ wenn er ihm nicht alle sein Geld gäbe; weil er sich aber/ ohne Gefahr zu Boden geschlagen zu werden/ nicht zur Wehre stellen durffte/ so that er/ was der Caffre haben wolte; Er liesse aber mit Fleiß etwas Geld fallen; als sich nun der Sclave/ solches aufzulesen/ angelegen seyn liesse/ brachte er ihm unterschiedliche Stiche an/

daß

daß er todt auff dem Platz liegen blie-
be.

Der Portugiesen Sitten und Ge-
bräuche sind in Franckreich so bekannt/
daß es unnöthig/ sich dabey auffzuhal-
ten; Jederman weiß/ daß sie in ihrer
Andacht so weit gehen/ daß sie gar in
Aberglauben dadurch gerathen/ingleи-
chen so verliebt/ daß sie auch den Ver-
stand darüber verlieren/ und in ihrer
Eyfersucht sich vollends nicht zu mäs-
sigen wissen. Das Frauenzimmer in
Goa hat die schönen Manns-Perso-
nen eben so lieb/ als wie die zu Lissa-
bon, und mag man sie noch so genau
verwahren/ so wissen sie doch Mittel
auszusinnen/ ihnen Vergnügung zu
schaffen/ und wo es ihnen fehl schläget/
werden sie es gegen die/so schuld daran
sind/ scharff genug ahnden.

Ein junger Engelländer/ der sich
zu Goa in Geschäffte seiner Compa-
gnie

gnie befunde/ wurde von einer Portugiesischen Dame / als er durch ihre Gasse gieng/allzugenau betrachtet/selbige hatte ein Hertz/so bald Feuer fienge; und als die Annehmligkeit dieses Frembdlinges solches so hefftig eingenommen hatte/ schickte sie eine von ihren Sclavinnen / die in dem Handwerck kein Neuling war/ zu ihm/ umb diesen Engelländer zu bitten/ daß er zu ihr kommen möchte. Dieser junge Kerl nahm dieses Compliment ganz kaltsinnig an/ ob ihm schon die Sclavin sagte/ wie der Ehemann dieser Dame nicht zu Hause wäre/ und daß ihm das Glücke keine angenehmere Gelegenheit gönnen könne. Auf dieser ungestümes Anhalten gab er sich / und versprach zu kommen; und diese kam also mit Freuden zurücke / ihrer Frau zu sagen / daß der Engelländer Willens wäre/ zu erscheinen. Diese liesse / aus

ver-

erliebter Ungeduld/die Sclavin noch
Stunden vor der angestellten Zu-
mmenkunfft achtung geben. Aber
ieser Cavalier hielte sein Wort nicht/
nd die unglückliche Sclavin kam zu-
ücke/ nachdem sie ein gut Theil der
Nacht umsonst aufgewartet: und be-
kam also ihrer Frauen Zorn gnugsam
zu fühlen/ welche/als sie sahe/daß sie in
ihrer Hoffnung betrogen/ihr wohl tau-
send Schläge mit dem Prügel gab/
und sie verfluchte/ daß sie selbige so be-
trogen hätte; liesse auch nicht eher
nach/als biß sie zusagte/ wie sie hinge-
hen/und dem Engelländer/ wegen so
schlecht gehaltenem Versprechen/ ei-
nen Verweiß geben wolte. Diese be-
kümmerte Mohrin traff ihn zu allem
Glück wieder an/ und eröffnete ihm/
wie es ihr so übel gegangen; bathe/ er
möchte doch Erbarmniß mit ihr haben/
und sich gefallen lassen/ ihre Frau zu
be-

besuchen / welche ihr wegen ihrer hefftigen Liebe so einen Gedenck-Zettel auf den Puckel gehencket / er versprach es / und hätte vielleicht nachmahls besser Wort gehalten / iedoch zog er wenige Zeit darnach weg.

Die Portugiesen und Mesticen tragen sich in Indien wie in Portugall / ausser daß sie keine Strümpffe haben / und ihre Hosen ihnen biß auff die Knöchel herunter gehen / umb ihre Schenckel vor der Sonnen-Hitze zu beschirmen.

Das Frauenzimmer aber hält sich in der Kleidung gantz anders / als die zu Lissabon, sie haben Hembden von einer treflichen klaren und feinen Leinwand / nicht sowohl sich zu decken / als sich vor den Mücken / so ihnen sonst Ungelegenheit machen / zuverwahren: Sie gehen kaum biß an Gürtel / die Ermel aber biß auff die Hand hervor / ih-

e Röcke sind von weisser Leinwand/so
biß halb an die Beine gehen/daran un-
ten/nach Gelegenheit ihres Standes/
ein bunder Zeug zweymahl herum an-
genehet/welcher weit über die Knöchel
reichet. Sie haben eben/wie das
Manns-Volck/keine Strümpffe an/
und tragen nichts als Pantoffeln/in der
Kirche kan man sie nicht sehen: wo-
hin sie sich in ihren Polanqvinen/wel-
che mit einen Tuch überdecket/ tragen
lassen/ und werden sie auch ihre nech-
ste Freunde sich gar selten/ da/ wo sie
seyn/ einfinden.

Es sind zu Goa mehr Priester/ so
schwartz sind/als rechte Portugiesen; sie
tragen lange Kleider/ und halten sich/
dem äuserlichen Ansehen nach/ noch
ziemlich in Schrancken. Es haben
die Geistlichen gewisse Häuser in der
Stadt/ darinnen sie die Sclaven be-
herbergen/ weil aber die Hitze in Goa
un-

unerträglich / so habe ich ihrer gesehen, welche sich nach der Farbe ihres Ordens in Taffend gekleidet hatten.

Das 12. Capitel.

Von unsern Auffenthalt zu Goa.

Auff dem Strohm bey Goa sind viel kleine fruchtbare Insulen anzutreffen; So ist auch an einem Orth auff dem festen Lande/so unter des Sevagi Bothmäßigkeit ist / ein schöner Brunn mit Bäumen besetzet / dahin die Dames auff vergöldeten Chalouppen, welche von den Portugiesen Balons genennet werden / spatzieren fahren.

Als wir daselbst angelanget/ war es unsere erste Sorge/ dem P. Cornelio de S. Cyprien eine Visite zu geben / welcher/ als ein Frantzose / uns mit aller möglichsten Höflichkeit empfieng:

Und

Und des andern Tages besuchten wir Monsr. Martin, einen reichen Kauffmann / der uns drey Tage bey sich bewirthete / und uns zu erwehnten Brunnen / welche das Frauenzimmer zu ihrer Lust sich so wohl zu gebrauchen weiß / führete; Als wir dahin kamen / waren Frauenzimmer daselbst / und musten wir also so lange / biß sie wieder weg waren / damit wir weder wider die Gewohnheit / noch der dem Frauen-Zimmer gebührenden Respects, etwas begiengen / verziehen. Man liesse zum wenigsten zwantzig Täntzerin holen / welche sich bey angezündeten Lichtern nach dem Thon unterschiedlicher Instrumente tapffer sehen liessen / und uns grosse Lust machten. Es waren etliche vollkommen schön / daher unterschiedliche von den Unsrigen sich gantz nahe zu ihnen machten. Und geschahe dieses Tracta-

ſtament allein auff Unkoſten der Herrn Martins.

Das 13. Capitel.

Von unſerer Abreiſe aus Goa.

ALs wir zwiſchen Sandbocken hervor ſchifften / war uns der Wind ſehr zuwider / und fuhren mit groſſer Ungelegenheit im Geſichte von Bengoula, ſo zu denen Ländern des Sevagy gehörig / und ohngefehr 8. Meilen von Goa Nordwerts lieget / vorbey; Wir wolten zwar nach Rajapour, aber die Zeit lieſſe es nicht zu / und muſten zu Achara, ſo auch unter des Sevagi Bothmäßigkeit lieget / landen / umb uns von neuen zu proviantiren. Wir waren nur noch eine Meile vom Lande / als wir ſechs groſſe Barqven entdeckten / die wir davor hielten / daß ſie dem Herrn zu Achara zuſtändig

wä-

åren. Als nun die Herren de Pe-
t, de Serine, und ich mit 7. Mo-
schen Schiff-Knechten und einem
Dollmetscher in eine Chaloupe ge-
iegen / wurden wir gewahr / daß diese
Barqven Paros oder Raub-Schiffe
bären / welche mehr als 1500. Mann
uff hätten. Ob nun zwar unsere
Bots-Knechte / weil sie Mahometaner
waren / nicht so viel zu fürchten hatten /
als wir / so erschracken sie nichts desto
weniger so sehre / daß sie in die See
springen und an das Land schwimmen
wolten; Welche wir aber wider ihren
Willen zu bleiben / und Land-werts
einzurudern nöthigten / weil wir
kein ander Mittel sahen / der Gefahr /
worein uns unsere Unvorsichtigkeit ge-
stürtzet / zu entgehen. Unsere Reso-
lution verdoppelte ihre Kräffte / daß
wir in weniger Zeit den Malabaren
ausser Canon-Schuß kamen / wie-
wohl

wohl sie auch nicht einmahl einige Lust Feuer auff uns zugeben / bezeugeten.

Man gab uns / als wir zu Lande gekommen / Nachricht / daß diese Corsairen vor weniger Zeit einen Boot / da ein Schiff nur mit einem Mast ist / der Compagnie zugehörig / und mit seiner Ladung 25000. Pfund werth gewesen / genommen / und solches dem Gouverneur zu Achara verhandelt hätten / wie wir denn auch solches Boot in dem Strohm liegend sahen. Weil nun auff unsern Schiffe nicht mehr als 3. Frantzosen waren / so waren wir / ob schon der Sevagi auff unserer Seite war / nicht ohne Bekümmernüß.

Monsr. Petit war deßwegen am meisten in Aengsten / indem er anitzo sich begriffe / was er vor einen Fehler begangen / daß er sein Schiff verlassen / und sich an einen Orth begeben /

da

da die Compagnie nichts zu thun hatte: Und damit ja die Verdrüßligkeiten desto grösser würde/ so muste uns auch der Wind zuwider werden. Und diese Noth brachte den Herrn Petit dahin/ daß er sich auff einen kleinen Fischer-Kahn/ nebenst zwey Personen / so ruderten/ setzte/ und uns auff dem Lande zurücke liesse. Dieses Wagniß lieff noch glücklich ab / er erlangte sein Schiff ohne Hinderniß / und wir liessen den Capern sagen/ daß wir anitzo kämen/ und das genommene Boot lösen wolten/ und daß unser Schiff / so mit 20. Canonen und 150. Mann besetzet wäre/ auff sie zusegelte / sie in Grund zu schiessen. Solchen unsern Dräuungen glaubten sie nun / als sie unser Schiff auff sie ankommen sahen / und giengen vor Furcht mit einer unglaublichen Geschwindigkeit gegen Süden. Als sie uns den Hafen frey gelassen/

verrichteten wir unsere Geschäffte / und reiseten von Achara mit gutem Winde abe / also / daß wir noch selbigen Abend auff dem Strohm von Rajapour anlangeten. Von welchem ich itzo nichts melden will / weil ich zuvor solches schon gethan.

Des andern Tages reiseten wir wieder fort / und waren kaum eine Meile in die See kommen / als wir ein Schiff an der Nordseite entdecketen / welches eine weisse Flagge führete; Dieses war der Geyer / so der Compagnie zustunde / und auff der Rück-Reise nach Franckreich begrieffen war / und auff Bantam zugienge / daselbst er den Herrn Bischoff von Heliopolis aussetzen solte / welcher nach Siam wolte; aber wider seinen Willen bey den Philippinischen Insulen von den Spaniern auffgehalten / in America / und hernachmahls in Spanien / von da aber in

Itali-

Italien und Franckreich geführet worden/ wie aus denen Relationen, so die Herren Missionarii drucken lassen/ zu ersehen. Wir machten dem Herrn Bischoff alle mit einander unsere Reverenz, und höreten ihn auff seinen Schiff am Tage Matthias Messe halten. Die übrige Reise wurden wir durch die Winde überaus sehr auffgehalten/ denn ob gleich von Rajapour biß nach Suratte nicht mehr als 80. Meilweges/ so kunten wir doch nicht eher als den 20. Martii daselbst ankommen.

Das 14. Capitel.

Die Ankunfft des Schiffes Saint Esprit, oder des heiligen Geistes.

NAchdem wir einen Tag auff der Rhede zu Suratte gelegen/ bekamē wir Ordre, in dem Hafen von Sovaly

einzulauffen / und weil ich mich eben auff dem Schiffe nicht auffzuhalten hatte / gieng ich zu Lande / beyden Herren Directoribus Blot und Baron meine Auffwartung abzulegen.

Das Schiff de Saint Esprit, oder der heilige Geist / von 600. Tonnen / darauff Monſ. le Rond Capitain war / und den Herrn Gueton, General-Directorem, mit seinem Sohn mitbrachte / kam aus Franckreich auff der grossen Rhede an / nachdem es Acht und einen halben Monat auff der See / und in Gefahr gewesen / zwischen die Maldioischen Insuln / da selten eines ohne Schaden davon kömmt / verschlagen zu werden. Das gantze Schiff-Volck war mit dem Scorbut behafftet / und hatte kaum so viel Volcks über behalten / die Seegel zu regieren.

So

So bald es ankommen / schickte man ihm Piloten zu / die solches nach Sovaly bringen solten / und mir wurde die Sorge vor die Krancken auffgetragen / da denn durch die gesunde Land-Lufft und gebrauchte Artzney-Mittel / diejenigen / zu denen man am wenigsten Hoffnung hatte / bald wieder zu vollkommener Gesundheit gebracht wurden. Dieses Schiff rüstete man alsobalden / nebenst einem andern kleinern / die Perle genannt / so mit Seife und Getreide beladen / aus. Und dieses letztere gieng zum Anfang des May-Monats unter Seegel / und S. Franciscus warl zu Ende des Aprilis nach Persien gesegelt. Ich bekam Ordre, mich auff das Schiff / der heilige Geist genannt / zu begeben / erwartete nur den letzten Befehl. Als das Schiff / ob es gleich neu war / überall leck wurde / muste also ausgeladen

werden/weil man es nicht vor thunlich hielte/ sich mit solchem/ weil man gar grosse Fehler und Gebrechen daran fande/ auff das Meer zu wagen. Man nahm auch die Stücken daraus/ daß man es auffn Strohm legen konte/ aber es stieß an eine Sand-Banck/ und scheiterte innerhalb 24. Stunden vollends gar.

Der Verlust dieses Schiffs gieng iederman sehr nahe/ man versuchte noch eines und das andere zu retten/ aber es kostete den Werck-Leuten das Leben/ als welche in den Fluß fielen/ und durch den Strohm mit fortgerissen wurden.

Das 15. Capitel.

Des Herrn Blot Absterben.

DJe Zeit über/ da es regnete/ blieb ich zu Suratte, und ob gleich unter den Directoribus einige Zwistigkeiten entstunden / so blieb es doch nicht nach/ daß man sich ein und andere Ergötzlichkeit geschaffet hätte. Wir wurden aber damahls durch das Absterben des Herrn Blot, eines von den Vornehmsten allhier/ welcher innerhalb 9. Tagen durch ein hefftig Fieber hingerissen wurde/ in ein Trauren gesetzet.

Nach Gewohnheit der Europäer/ liesse man die Vornehmsten der Engel- und Holländer dem Leichen-Begängnisse beyzuwohnen/ ersuchen/ uñ sie erschienen auch mit allen ihren Leutẽ/ wie nicht weniger viel Armenianische und Mahometanische Kauff-Leute.

Die Frantzosen waren alle in Trau-

er gekleidet/ einige zu Pferde/ einige in ihren Trag-Sesseln / und wurde des Verstorbenen Leichnam auff einem schwartz-überzogenen Wagen nach unsern Kirchhoff/ der etwa eine Viertel-Meile von der Stadt war/ gebracht.

Weil nun der Regen diesen Winter über gantz ungemein anhielte / so ergossen sich die Wasser erschrecklich / und der Fluß wurde so groß / daß die besten Ancker-Seile der reissenden Fluth nicht mehr wiederstehen kunten/ so gar / daß etliche Schiffe strandeten / etliche scheiterten/ und ein dem Mogol zuständiges wurde in die See / mit einen einigen Mann / so darauff war/ getrieben/ von dem man hernachmahls weiter nichts gehöret hat; Ein anders von 1800. Tonnen / so eben diesem Herrn gehörete / wurde so tieff ins Land gesetzet / daß / als die Wasser wie-

der

er fielen/ es eine Meile weit auff dem
ande sich befunde.

Es war fast umb diese Zeit/ als wir
rfuhren / daß der Herr de la Haye
ier vorbey nach Ceylon gereiset war/
llda eine Handlung vor uns anzurich-
en. Als aber dieses Vorhaben Krebs-
ängig worden / und er nach S. Tho-
ma in das Königreich Golconda ge-
eiset/ allda Lebens-Mittel zu kauffen/
wären die/ so ans Land getreten / übel
mpfangen worden / da er denn selbst
gelandet / und die Stadt mit Sturm
robert/ welche er anitzo wieder die gan-
ze Macht des Königes im Lande mit
grosser Hertzhafftigkeit vertheidigte.
Diese Zeitung war wohl sehr wichtig/
aber sie wurde mit vielen Brieffen be-
kräfftiget.

Man rüstete sodann im Anfang des
Monats Octobr. das Schiff S. Ja-
cob aus/ welches der Herr Fermanel

commandirte. Ich hatte Ordre, mich dahinein zubegeben / und wir seegelten also ab/ohne daß wir wusten wohin/weil unsre Ordre versiegelt ware/ und wir solche eher nicht / als zwantzig Meilen von Suratte, öffnen solten / wir geriethen auff die Gedancken/ wie die Directores unter der Hand mochten Nachricht erhalten haben / daß der Krieg zwischen uns und Holland beschlossen/und weil wir ihnen an Macht voritzo in Indien gar ungleich wären / so hätten sie/ aus Beysorge / daß sie das Schiff / den heiligen Franciscum, nicht verliehren möchten/ unser Schiff abgehen lassen/ solches bey seiner Rückkehr zu begleiten. Man hatte auch dabey Befehl gethan / alle die jenigen Schiffe/ so schwächer als wir wären/zu visitiren / und denen Holländern abzunehmen/ was wir könten.

Ob uns nun wohl der Wind nicht so

gar

gar günstig war / so lieffe doch unsere Reise noch glücklich gnug ab. Wir entdeckten das Cap de Resalgate, welches an der Einfarth des Persischen Meerbusens gegen Süden liegt / und nachdem wir solches vorbey gesegelt / fuhren wir an Arabien hin / im Angesicht der vortreflichen Stadt Mascate vorbey / allwo die Portugiesen ehemahls eine unüberwindliche Festung gebauet / vermittelst welcher sie den gantzen Persischen Meerbusen in ihrer Gewalt hatten; Sie verlohren sie aber durch die Geldsucht eines Gouverneurs, welcher denen Arabern umb einen überaus hohen Preiß alles Proviant verkauffet / weil er in kurtzen neues zu bekommen hoffte. Aber ehe dieses geschehen / von dem Könige dieses Landes belägert worden / welcher sich dieses Orts bemächtigte / und sie zwang / sich auf Gnade und Un-

gnade zu ergeben. Sie haben zwar nach der Zeit den Krieg immer fortgeführet / und doch das jenige / so sie verlohren / nicht wieder erobern können. Nachmahls blieben wir immer an der Küste / biß an das Vorgebürge de Mosandon, da der Golfo so enge ist / daß man das Land von beyden Seiten erkennen kan. Als wir ein wenig solches Vorbürge vorbey / entdeckten wir ein Schiff / an welches wir / vermöge unserer Ordre, zu kommen trachteten; Weil es aber uns zu entgehen trachtete / thaten wir / als wir unsere Flagge auffgesiecket / einen scharffen Schuß nach ihm / und der Capitain kam darauff zu uns / und meldete / daß dieses Schiff denen Kauff-Leuten zu Surate zuständig wäre / und einen Paß von der Compagnie bey sich hätte.

Nach diesem bekamen wir die Insul Areca oder Larec, welche wir erst-

lich /

lich/ wie es neblicht war / vor die Insul Ormus hielten / wurden aber unsern Irthumb bald gewahr / und weil wir durch die Insulen Areca und Qviqvemiche durch wolten/ so wurffen wir vor der letzten/weil der Wind sehr hefftig wurde / Ancker. Damahls hatten wir eine grausame Nacht / und hatten Ursache zu befürchten / daß die Ancker reissen und wir an den Klippen scheitern würden.

Mit anbrechendem Tage lichteten wir die Ancker/ und liessen sie wieder in den Hafen vor Bander Abassi oder Gameron, nahe bey dem Schiffe S. Franciscus, fallen/welches vor wenig Tagen da-selbst angelanget war. Es war von Bassora dahin kommen/ welches eine Arabische an dem Euphrat gelegene Stadt/die Anno 1669. die Türcken eingenommen hatten.

Das 16. Capitel.

Von Gameron und Ormus.

BAnder Abassy ist eine Stadt im Königreich Persien / welche ihren Nahmen daher hat / weil sie der König SchachAbas wieder anrichten lassen. Sie heisset sonst Gameron, und liegt unter dem 27. Grad der Linie Nordwerts; Sie ist weitläufftig / und von vielen Persischen und andern Handels-Leuten starck bewohnet. Alle Schiffe aus Indien landen da / und über diesem Orth werden alle Wahren in Persien verführet.

Die Häuser haben nur zwey Stock-Wercke / und sind oben wie ein Altan gebauet / darauff Cabinete stehen / der Hitze zu entgehen / und der frischen Lufft zu geniessen. Die Gassen sind enge / die Plätze haben wenig Raum / und die Vornehmsten begeben sich vom

April

pril bis auf den September ins
Gebürge/ und bleiben während der Zeit
ur die Handels-Leute in der Stadt.
Das Lager dieses Orts thut viel dar-
ey/ daß es von der grossen Hitze so
iel leiden muß. Nahe an den Stadt-
Mauern gegen Osten ist ein Gebürge/
arauf viel von den Rosen wachsen/ die
den Nahmen von Jericho haben/ wel-
he sich öffnen/ wenn sie ins Wasser ge-
setzet werden/ und wenn man sie her-
aus nimmt/ sich wieder zuschliessen.
Die Arabischen Gebürge sind auf der
andern Seite des Golfo nur 8. Mei-
len breit/ und die Sonnen-Strahlen
fallen also zurück auf die Stadt und
den Hafen/ allwo die Schiffleute ü-
beraus viel auszustehen haben/ indem
noch darzu die Hitze durch die Mitta-
gischen Winde sehr vermehret wird/
welche einem auf solche massen die
Lufft benehmen/ daß gar viel Perso-
nen

nen des jehlingen Todes gestorben. In dieser Stadt ist kein eintziger Brunnen-Qvell / ja das Wasser im Zieh-Brunnen ist gesaltzen / und wenn man alda gut Wasser trincken will / muß solches eine Meileweges davon geholet werden. Jedoch kan man es bey der grösten Hitze kühle erhalten / wenn man es in Gefässe / von einer gewissen Erde gemacht / giesset / worinnen / wenn man solche an den Wind setzet / es eißkalt wird.

Die Erde um Bander Abassy ist dürre / und wächset wenig darauff / aber etliche Meilen davon ist es gantz anders. Man hat alda den trefflichen Schirasser-Wein / wie auch einen andern / der auff der Insul Qviqvemiche wächst / und haben die Weinbeere allda keine Kernen.

Die Europäer haben ihre Factoreyen / und stehet iederman frey / daselbst

bst zu handeln und zu wandeln. Al-
Perser sind Mahometaner, wie ihr
önig; Es sind aber auch Heyden all-
häfft/ denen man ihre Pagoden
nd öffentliche Bäder vergönnet. Und
aselbst habe ich dergleichen Bäume
esehen/ von denen ich ehemahls ge-
eldet/ daß ihre Aeste auff die Erde
eichen/ und Wurtzel fassen/ worun-
er so dann 6000. Menschen bedecket
ehen können. Es ist mir auch da-
elbst ein Heyde vorkommen/ dessen
Haar 15. Schuch lang/ und von denen
enigen war/ so sie Faqvirs nennen.

Ich habe mich in Gameron nicht
so lange aufgehaltē/ daß ich eine gantz-
liche Kundschafft von ihren Sitten ha-
ben können. Die Manns-Perso-
nen sind noch ziemlich höflich/ die Wei-
bes-Personen sind verliebt und schön/
und wird bey ihnen vor kein Laster ge-
halten/ mit den Fremden sich in eine ge-

naue

naue Bekandschafft einzulassen / wie denn die Vornehmsten hierunter eine grosse Ehre suchen.

Vor der Stadt Gameron liegen drey Insulen/deren gröste Nordwerts/ und drey Meilen vom festen Lande lieget/und sich längst an der Küste biß nach Congo, einen Ort/ so 15. Meilen von Gameron lieget/ erstrecket/ allwo die Portugiesen die Helffte von denen Zöllen erheben/und diese/als die erste/nennet man Qvippe-miche. Arecqve oder Larec, liegt gegen Suden/liegt tieff / ist unbewohnet/ und hat nur 3. Meilen in Umfang.

Wir waren bald in der Durchfarth nach Bander Abassy zwischen solchen verunglücket.

Die Insul lieget nur eine Viertel-Meile von Arecqve oder Larec, Sud-werts / und hat nicht viel mehr Umbfang. Es sind auff selbiger viel

Saltz-

lz-Berge / deren weissen Glantz
n von weiten sehen kan.
Das Erdreich ist röthlich / trucken
folglich unfruchtbar. Man hat
elbst kein ander Wasser / als in Ci-
nen / und muß man sich dessen von
en Lande erholen. Die Portugie-
haben sich ein Gedächtniß in Er-
tung einer Festung gestifftet / so allda
h mit der gantzen Artillerie zu se-
n ist. Der König in Persien jagte /
t Hülffe der Engelländer / sie daraus /
d der König überliesse solchen zu Er-
ntlichkeit der ihnen gethanen Dien-
/ die Helffte von dem Zoll-Einkünff-
n zu Bander Abassy. Er ist ver-
ügt gewesen / daß er die Portugiesen
s deren Besitz gesetzet / denn er ihnen
e Freyheit gegeben / in seine Meer-
häfen zu kommen / und sich daselbst so
nge / als sie wollen / auffzuhalten.
Vormahls fischte man zwischen die-
ser

ſer Inſul und dem feſten Lande ſeh
ſchöne Perlen/ aber die man itzo findet
ſind klein / und noch darzu gar ſelt
ſam.

Das 17. Capitel.

Der Auffbruch von Gameron.

WEil man uns aus keiner andern
Urſache in Perſien geſchicket / al
daß wir das Schiff S. Franciſcus nach
Suratte begleiten ſolten / hielten wi
uns auch daſelbſt nicht länger auff / al
biß unſere Officirer ihren auffgetra-
genen Verrichtungen ein Genügen
gethan. Den 10. Decembris bra-
chen wir von dieſer Rhede auff / und
geſchah mit groſſer Mühe und Be-
ſchwerlichkeit / daß wir unſere Schiffe
aus dem Perſiſchen Meerbuſen heraus
brachten/ weil die Winde faſt alle Au-
genblicke umblieffen. Einige Tage
hernach entdeckten wir 4. Seegel / ſo
uns

s stutzig machten / denn wir sie vor
lländer hielten / mit denen wir hät-
schlagen müssen / nahmen wir also
klein Kauffardey-Schiff / so mit uns
fahren / hinter uns.

Wir hätten aber diese Vorsorge
cht bedurfft / denn es waren Fran-
sische Schiffe / so von denen Herren
Rond, Toilland und de Jonche-
commandiret wurden ; Der
erdte / so von Suratte kam / war ein
olländischer Capitain , so sonst der
ompagnie vor ein Pilotner gedie-
et ; Und hatte dieser groß Glücke /
aß wir ihn davon kommen liessen / ob er
leich seinen Paß und Abschied von de-
en Herren Directoribus auffzu-
weisen hatte. Diese Herren wusten /
was an dem Schiff S. Franciscus ge-
egen war / hatten also diese 3. Schiffe
bgesendet / daß sie sich mit uns con-
ungiren solten / und ihm Ordre gege-
ben /

ben/uns nach Bonbaje zu bringen/
der Holländischen Flotte zu entgeh
von welcher man Zeitung haben wol
daß sie von Ceylon nach Suratte a
geseegelt wären.

Zwischen denen Capitainen a
dem Schiff S. Franciscus und
Paul, gab es einige Ungelegenheit
weil dieser auff dem letzten Schiffe d
Flagge auf dem grossen Mast führet
mit Ordre an den andern Capitain
daß er die seinige / so bald als es ihr
würde angedeutet/ abnehmen solte/ o
er sie gleich die gantze Reise also auffge
habt; Aber diese Zänckerey hatte nicht
auff sich / nur daß ein und anderer Un
willen deraus entstunde / der nicht vie
zu bedeuten hatte / und muste endlich
doch dem Commando Folge geleiste
werden.

Ob uns schon der Wind nachdem
zu wider war / so seegelten wir doch den

6. Ja-

. Januarii 1673. im Angesichte Diu
orbey / allwo die Portugiesen eine
Stadt haben / welche vor etlichen Jah-
en von den Arabern geplündert wur-
e. Es kame uns damahls ein Nord-
Ost-Wind zu statten / und bekamen wir
as Land vor Bassaim den 10. ins Ge-
ichte. Man schickte nach Piloten, die
ns in den Hafen vor Bonbage brin-
en solten / als welche eine Klippe / die
ine Viertel-Meile in der See hervor
aget / überaus gefährlich machet.

Endlich brachten uns unsere Ge-
eits-Leute den 12. dieses Monats
glücklich dahin. Es ist ein Wunder-
schöner Orth / allwo man sich sonst vor
den Klippen nichts zu fürchten hat /
es wäre denn / daß man der Landschafft
gar nicht kundig wäre. Die Portu-
giesen hatten sie sonsten; bey der Ver-
mählung der Infantin von Portugal
mit dem Könige in Engelland aber /

wil-

wurde ſie denen Engelländern über
laſſen/ welche letzten daſelbſt eine treff
liche Schantze angeleget / da der jeni
ge/ ſo ihr Præſident in Indien iſt/ ou
dentlicher Weiſe ſeinen Auffenthal
hat. Man hat angefangen/ eine Stad
daraus zu machen / und weil die En
gelländer die Handlung daſelbſt gern
in Schwang bringen wollen / ſo neh
men ſie alle und iede / ſo ſich da ſetzen
wollen/ ohne Unterſchied der Religion/
oder aus was ſie vor einem Lande ſeyn
mögen/ an / und geben ihnen zehen-
jährige Befreyung von allen Abga-
ben. Man that uns alles zu Gefallen/
was nur möglich war / und zweiffle ich
nicht / daß die vorhabende Alliance
zwiſchen Franckreich und Engelland
mit Urſache daran war / daß man uns
ſo höflich begegnete. Wir ſahen in dem
Hafen ein groß Holländiſch Schiff lie-
gen / welches die Engelländer / als ſie

aus

us Persien zurücke kommen/genom-
nen hatten. So bald als wir zu Bon-
aie ankommen waren/ gaben wir de-
en Directoribus zu Suratte Nach-
icht/ welche uns sodann Ordre zusen-
eten/ unverzüglich dahin zu kommen.
Reiseten also den 30. Januarii ab/und
angeten den 2. Februarii auff der
Rhede von Suratte an. Daselbst be-
unde sich das Schiff S. Johannis von
Bayonne, mit der Fluyt des Herrn
Guillo, alle beyde von der Flotte des
Herrn de la Haye. Sie seegelten
nach S. Thomæ, den Herrn Dire-
ctorem Baron dahin zu bringen/
welcher den 8. dito, vergesellschafftet
mit dem Schiffe S. Jacob, den Herrn
de la Haye, der von der Armee des
Königs von Golconda in der erober-
ten Stadt belagert war/ zum Suc-
curs dahin gieng.

Bey meiner Rückkunfft aus Persi-

en erhielte ich Brieffe von meinem Vater / welche Mr. Carè, ein Prieſter / mir mitgebracht / und dem Herrn Petit überlaſſen hatte / daß er mir ſie überbringen ſolte / weil er ſelbſt / ohne einzigen Auffhalt / nach S. Thomæ gemuſt / umb an den Herrn de la Haye einige Ordren zu überbringen / dahero er über Land angekom̃en war. So bald der Herr Baron fort war / machte ſich der Herr Gueton zu der Reiſe nach Perſien fertig / dahin er als Ambaſſadeur gehen ſolte / und da ſeine Eqvipage zu Stande / ſo gieng er zu Schiffe / ungeachtet / daß ein Geſchrey entſtanden / als ob die Hölländiſche Flotte längſt an der Küſte kreutzete. Als nun die Zeit / darinnen ich der Compagnie Dienſte thun ſollen / verfloſſen / ſo ſtellete ich ihm vor ſeiner Abreiſe ſolches vor / und erhielte meinen Abſchied / daß ich hingehen mochte / wo ich hinwolte. Er

Er reisete den 20. Februarii von Sovaly ab / und ich machte mich mit Freuden Reise-fertig / meiner Curiosität ferneres Vergnügen zu schaffen.

Das 18. Capitel.

Die Abreise von Suratte.

Als ich von Suratte aufbrach / war mein Vorhaben / alle die Städte / so längst an der Küste bis nach Goa liegen / zu besehen / und nachmahls in das Königreich Bengala zu reisen / und weil es niemand schaden kan / wenn man von berühmten Leuten an einen und andern recommendiret wird; So ersuchte ich deswegen den ehrwürdigen Pater Ambrosium de Previlly, einen Capuciner / der mir einen Brieff an den Pater Johann de Fonseca, Rectorem des Jesuiter-Collegii in der Stadt Daman, mit gab / dahin ich zuerst muste / und bat ihn / mir

an die andern Orte/ welche ich etwa zu besuchen Lust haben möchte/ mit Recommendation-Schreiben behülflich zu seyn.

Also nahm ich von allen meinen Freunden Abschied/ reisete den 3. Martii in einem kleinen von 2. Ochsen gezogenen Wagen ab/ und hatte niemand als meinen Fuhrmann bey mir. Wir lagerten uns bey einem Hause/ allwo mein Führer das benöthigste vor sich fande. Den andern Tag kamen wir nach Gandivi, und/ ungeachtet ich einen Paß bey mir hatte/ so machte doch die Wache einige Schwierigkeit/ wegen meiner Sachen. Der Gouverneur aber war viel billiger/ liesse mir solche wiedergeben/ und ich reisete noch vor Tage weg/ damit ich bey Zeiten an das Ufer des Flusses bey Daman kommen möchte/ allwo ich meine Fuhre zurücke schickte. Ich liesse mich also über

ber den Fluß setzin/ und weil ich die Portugiesische Sprache verstunde/kame ich leichte zurechte/ und führete man mich zu einem Jndianer/ der ein Christe war/ und reisende Leute beherbergte. Sein Hauß war von Stroh/ und der Orth/ da ich liegen muste/überall offen/ um die kühle Lufft desto besser zu geniessen. Dieses Mannus Hanthierung war das Brandwein-Brennen aus dem Tary, und sein Hauß war allernechst an der Stadt-Mauer/von der ich erstlich/ehe ich von mir etwas erzehle/ Meldung thun muß: Sie ist durch die Portugiesen erbauet/ welche sich auch darinne bis diese Stunde erhalten; sie liegt zwantzig Meilen von Suratte, und ohngefehr 80. von Goa. Sie ist klein/aber wohl befestiget/ und schön; Die Gassen sind gantz gerade/ aber nicht gepflastert/ damit man

im Regen-Wetter desto besser fortkommen könne. Es sind darinnen wohlgebauete Häuser / und überaus schöne ausgeputzte Kirchen/ absonderlich die Pfarr-Kirche und Capelle de la Misericorde, deren sind noch viere/ als der Jesuiten, Jacobiner, Augustiner und Capuciner. Die Einwohner zu Daman sind die tapfersten Leute in gantz Indien/ indem sie einmahl 40000. Mann/ so der grose Mogul sie zu belägern abgeschickt/ sich erwehret. Es ist ein wichtiges Gouvernement, und hieß damahls / als ich da war/ der solches Amt bekleidete/ Manuel Fortado de Mendonca, ein leiblicher aber unehlicher Vetter des Vice-Roy. Der Fluß fliesset an der Mauer weg/ und sind die Schiffe/ wenn sie einmahl darinne sind/ sicher gnug/ und solte ja eines und das andere verunglücket seyn/ so ist es nur bey

grof-

grossen Gewässer geschehen ; Da sie/ wenn man sie nicht feste eingeanckert/ durch den reisenden Strohm ins Meer geführet worden. Die Stadt liegt nur einen Canon-Schuß von dem Meer und auf der andern Seite des Flusses die Schantze S. Hieronymi, welche zu Beschützung der Stadt Daman viel beyträgt. Und halten die Portugiesen auf solche mehr/ als auf alle die andern/ so sie in Indien haben. Es befinden sich nun weisse Soldaten darinnen/weil weder die Länge der Zeit/ noch das gute Tractament die Schwartzen / sich dahin zu begeben / hat bringen können/ deren Anzahl beläufft sich allezeit auff 400. müssen alle Nacht in der Festung schlaffen/und wo es/ ohne Erlaubnüs des Commendanten/ so sie doch selten erlangen / nachbliebe; werden sie umb eines Tages Sold zum ersten mahl gestraffet/ und das andere

mahl/ohne daß sie wieder hinein dürfften/davon gejaget; Der Commendante stehet nicht unter denen in der Stadt/und bleibt 10. Jahr darinnen/wie in allen Gouvernements, so die Portugiessen haben.

Die Lufft zu Daman ist überaus angenehm/und die Vornehmsten der Stadt haben ihre Aldea, darinnen sie sich die Ernde-Zeit über auffhalten.

Das 19. Capitel.

Von meinem Auffenhalt zu Damon.

KUrtz vor meiner Ankunfft zu Daman, hatte Herr Sainct Jacqves, eines Frantzösischen Medici Sohn/und noch ein junger Mensch von unserer Nation, sich verheyrathet/uñ zwar dieser letzte eine unächte Schwester einer vornehmen Frau/Namens Donna Petronilla de Certa, welche zum andern

ern mahl einem Vornehmen von Adel
vermählet war. Monſ S. Jacqves,
hatte eine Tochter einer Dame, so Do-
na Rosa de Mello hiesse/ genommen/
welcher Nahme mit ihrer Jugend
und Schönheit gar wohl überein
kam.

Weil ich nun zu Suratte mir schon
von ihnen sagen lassen/ so hielte ich es
vor eine Schuldigkeit/ selbige zu besu-
chen. Die Jesuiten, an welche ich
recommendiret war/ nahmen mich
überaus höflich an/ und ich wartete
hernach dem Commendanten auff/
welcher nach vieler erzeugten Höflig-
keit mir anmuthete/ daß ich zu Da-
man bleiben möchte/ wo man nur
heydnische Medicos hatte/ deren gan-
tze Kunst in etlichen Recepten bestün-
de/ so sie ohne Unterschied bey allen
Kranckheiten brauchten. Ich bate
mir einige Bedenck-Zeit aus/ indem

mir die Lust zu reisen stets im Sinne lag. Der Rector des Jesuiter-Collegii riethe mir/den Vorschlag/ den mir der Commendante gethan/ anzunehmen/mit Versprechen/daß er zu meinem Auffnehmen alles nach Möglichkeit beytragen wolte.

Des andern Tages legte ich bey denen vorerwehnten Frantzosen meine Besuchung ab/welche über meine Ankunfft überaus grosse Freude bezeugeten; Ich blieb etliche Stunden bey ihnen/ währender Zeit sie mir eine Collation vorsetzeten/ so in Franckreich vor ein groß Gast-Gebot wäre gehalten worden. Der Herr Sainct Jacqves hatte mir unwissend bey seiner Frau Schwieger-Mutter sich die Erlaubnüs ausgebeten/ daß er mich bey sich behalten dürffte/ und indem ich fortgehen wolte/ wurde ich gewahr/ daß man mir meine Sachen schon geholet

holet hatte/ und muste ich also dem inständigen Bitten dieser beyden Frantzosen statt geben.

Weil man bey denen Portugiesen/ so viel das Frauenzimmer betrifft/ sehr vorsichtig seyn muste/ erwehnte ich solcher mit keinem Worte; Des andern Tages aber trugen sie mir selber an/ daß ich ihnen auffwarten möchte. Ich that/ als wenn ich was schwer daran gieng/ hielt mich auch den gantzen Tag bey Patienten auf/ damit es nur das Ansehen hatte/ als ob ich es mir sehr angelegen seyn liesse; Endlich kunte ich sie in ihren Zimmer nach aller Frantzösischen Freyheit besuchen/ welches ihnen auch gar wohl anstund. Sie legten mir viel Fragen zu beantworten vor/ und liesse sich die Donna Petronilla am meisten angelegen seyn/ mich mit Gesprächen zu unterhalten/ brachten ein gut Theil der Nacht mit

einander zu; wie ich sie denn hernachmahls alle Tage zu sehen bekommen/ und erwiese sich die Petronilla überaus gütig gegen mir/ welche/ ob sie schon 39. Jahr alt/ dennoch von gar annehmlicher Gestalt war: sie war wohl gewachsen/ die Liniamenten im Gesichte gantz vollkommen und annehmlich/von muntern Augen/einem sittsamen doch scharffsinnigen Geiste/ und einem willfährigen Gemüthe. Wir brachten gemeiniglich die Abend-Zeit mit einander zu/ und habe ich kaum iemahls/ als diese 3. Wochen über/ vergnügter gelebet.

Das 20. Capitel.

Von Trapor.

DOnna Petronilla wohnete sonst insgemein zu Trapor, und hielte sich nur zu gewissen Zeiten zu Daman auf. Ihr Eheherr war ihrer noch vor Ostern

stern wieder gewärtig/uñ sie bate mich/ daß ich diese kleine Reise auf 10. Meilen mit thun möchte. Ich nahm es mit Freuden an; Und als ich von dem Commendanten Erlaubniß erhalten/reisete ich mit ihrer Familie fort. Den Montag in der Marter-Woche hielten wir zu Danou Nacht-Lager/ so der Donna Petronilla ersten Sohne zuständig war. Daselbst ist der hohe Berg/ den sie Pic de Danou nennen/ weil er hoch/ und in Gestalt eines Zucker-Huts ist; Und weil zwischen Daman und Bassam keine andere Höhe ist/ und dienet er darzu/ daß die jenigen/ so an diese Oerter kommen/ wissen können/ in welcher Gegend sie sich befinden. Es ist auch ein Fluß darbey/ der aber nur Barqven trägt.

Wir traffen also der Donna Petronilla Ehemann zu Danou an/ der mich mit aller Höfligkeit annahm/ und

die Mittewoche kamen wir nach Trapor oder Tarapour, welches eine kleine an dem Ufer des Meeres/ auff halben Wege zwischen Daman und Bassam gelegene/den Portugiesen gehörige Stadt ist/hat einen Commendanten, welcher aber unter des zu Daman Commando stehet: Die Einwohner darinne sind reich; der Fluß trägt nur kleine Schiffe/ und mäßige Barqven, welche man mit grosser Mühe darauff bringen kan. Es hat da eine Pfarr-Kirche/ eine Capelle de la Misericorde, und eine den Jacobinern zustehende Kirche. Den Char-Freytag nach Mittags hörten wir einen Sermon, zwischen welchem zu unterschiedenen mahlen stille gehalten wurde/ damit man dem Volcke dieses heilige Geheimniß desto besser beybringen möchte.

Das Weibs-Volck ist von den Manns-

Manns-Personen durch ein Gegitter/vor welches ein Vorhang gezogen/ abgetheilet / und ob wir sie gleich nicht sahen / so kunten wir doch die lauten Seufftzer und die Schläge/ die sie sich gaben / so offte der Prediger etwas vorbrachte / so ein Mittleiden erwecket/ gar wohl vernehmen.

Indessen mißbrauchen die meisten die Heiligkeit dieser Tage durch dergleichen gezwungen Mittleiden zu solchen Dingen/ so eben so klug nicht heraus kommen.

Nach gehaltener Predigt gieng die Procession vor sich/und kamen zu erst unterschiedliche Büssende/mit verdecktem Angesicht und blossen Rücken / welche sich dergestalt geisselten/daß/wo sie hiutraten/das Blut von ihnen flosse. Von der Bürgerschafft hatte jeder ein brennend Licht in der Hand / und nach

der

der Geistlichkeit wurde das Bildnüs des HErrn JEsu CHristi/in Gestalt/ wie er vom Creutze genommen worden/getragen; Umb welchen her wohl zwantzig Mohrische verkleidete und bewehrte Knaben giengen/ welche ein Hauptmann mit Trompeten und Paucken auff-führete. Nachdem sie nun umb die Stadt herumb gezogen/ legten sie den gecreutzigten in ein zubereitetes Grab.

Uber dergleichen Ceremonien, so bey uns eine Andacht erwecket/ weil es etwas ordentlicher dabey zugehet/muß man bey den Portugiesen lachen/und ich gestehe/ daß es grosse Mühe bedurffte/mich dessen zu enthalten. Den Sonnabend wohnete ich der Messe bey/ dabey nichts sonderliches vorgieng.

Aber den ersten Oster-Feyertag/ nachdem ich das heilige Sacrament

von

on der Jacobiner-biß in die Pfarr-
Kirche begleiten helffen/ bekam ich eine
Predigt zu hören/ so mir sehr wunder-
ich vorkam/ und ich mich davon etwas
u melden nicht entbrechen kan. Der
Prediger kam auff die Cantzel/ machte
das Zeichen des heiligen Creutzes/ und
fieng an: Es ist bekannt/ meine Herren/
daß die Oster-Predigt umb dreyerley
Ursachen willen gehalten wird. Die
erste ist / denen Zuhörern gute Feyer-
Tage zu wüntschen; Zum andern/ die
Oster-Eyer einzufordern; Drittens/
etwas lächerliches vorzubringen. Da-
mit ich nun dem ersten Punct eine
Gnüge thue / so wüntsche ich allen mit
einander einen guten Tag; Vors an-
dere / werdet ihr mir Eyer schicken / so
will ich sie zu Danck annehmen; Vors
letzte habe ich zu melden/ daß ich gestern
den dicken Gregor antraff/ welchen ich
fragte: Höre du Dieb / wilst du denn
alle-

allezeit des Pilati Person in der Paßion vorstellen? Jedermann fieng alsdenn über laut an zu lachen / und der trefliche Prediger stieg von der Cantzel / und liesse leden seinen Weg gehen / ohne daß er den Seegen gesprochen hätte. Ich brachte also das Fest zu Trapor zu / und / ohngeachtet man mir sehr hefftig anlage / noch länger zu Trapor zu bleiben / machte ich mich doch wieder auff den Rückweg nach Daman, wie ich dem Commendanten versprochen hatte.

Das 21. Capitel.

Von meiner Rückkunfft nach Daman.

DJe Donna Petronilla hatte mir / ehe wir nach Trapor giengen / die Bekandschafft mit P. Michaeli, Superiori der Jacobiner, zu wege gebracht / und gab mir auch einen

Brieff

Brieff mit/ um ihn zu vermögen/ daß er mir in ein und andern beförderlich seyn möchte. Wie ich nun meine Sachen in seinem Closter gelassen/ also gieng ich bald nach meiner Ankunfft dahin. Dieser Pater wolte mich so lange bey sich behalten/ bis ich entweder selbst mein Unterkommen haben/ oder/ wenn ich nicht länger zu bleiben mich entschliessen könte/ so lange/ bis ich mich in dieser Stadt nach Gnügs umgesehen. Blieb also 14. Tage bey ihm/ inzwischen der Commendant allen möglichen Fleiß anwendete/ mich in Daman zubehalten. Die Einwohner thaten das Ihrige auch darbey/ und geschahen mir solche Anerbietungen/ die ich mit Ehren und zwar solchen Leuten/ die mich bey sich zu haben sichs so angelegen seyn liessen/ nicht abschlagen kunte. Also verließ ich das Closter/ und bezog vor mich ein Hauß/ suchte

mir

mir auch hier und da gute Freunde zu machen/ mit denen mich zu vergnügen ich Zeit genug hatte/ indem die Stadt nicht groß/und ich also meine Patienten zu besuchen nicht viel Zeit brauchte.

Die ersten Tage drauf/als ich mich eingerichtet / wurde ich zu einer vornehmen Dame, Nahmens Senhora Franciſca Pereira geholet / wegen ihrer kleinen Tochter / so sie überaus lieb hatte / und sehr gefährlich kranck war. Ich hatte das Glücke/daß meine Cur wohl anschluge / und von der Zeit an erwieſe mir dieſe treffliche Frau so viel Erkänntligkeit und guten Willen/ daß ich versichern kan/ wie sie mehr/ als die andern alle / mir Gelegenheit gegeben/ daß ich mich so lange zu Daman aufgehalten. Nichts destoweniger so mochten die Einwohner dieſer Stadt mich in Ehren halten wie sie wolten/ so war doch mein Sinn auf

Rei-

ns Reisen/und alle Tage in neue Be-
andschafften zu gerathen / auch alle
Tage etwas neues zu sehen gerichtet/
aß ich mich festiglich entschlosse / aus
Daman wieder fort zugehen.

Dieses nun ins Werck zu setzen/ be-
ienete ich mich der Flotte/ so die Por-
ugiesen alle Jahr nach Campaja sen-
den. Selbige reisete zu Ende des De-
cembris Daman vorbey nach Goa,
und wurde von Joseph de Mello
commandiret / und war gleich den
letzten Tag im Jahre Seegel-fer-
tig.

Das 22. Capitel.

Die Abreise von Daman.

NAchdem alle meine guten Freun-
de sich lange Zeit her vergebens be-
mühet / mich länger in Daman zu be-
halten / nahm ich endlich Abschied
von ihnen / und begab mich den letzten
De-

Debembris 1673. auff eine Galiot bey der Flotte / und gieng alſo mit ſolcher den 1. Januarii nach Baſſaim unter Seegel / allwo wir die übrigen Galioten / ſo von Cambaje noch nicht zurück kommen waren / erwarten wolten.

Des andern Tages nach Mittage kamen wir nach Baſſaim. Ich gieng in die Stadt / da traff ich den Herrn Segvineau, einen Frantzöiſchen Medicum an / der auff eben dem Schiffe / darauff ich nach Suratte gefahren / von Madagaſcar dahin kommen war. Er hatte ſich nach der Zeit daſelbſt verheyrathet / und erwieſe mir alle erſinnliche Ehre.

Die Stadt Baſſaim liegt 20. Meilen von Daman Sud-werts / und iſt viermahl gröſſer / als jene. Es ſind da reiche und prächtige Kirchen / trefflich ſchöne Häuſer / groſſe Märckte / und

nd gerade und schöne Gassen : Die
Nauren sind eben so starck nicht/ aber
er Fluß/ so darneben weg fleust/ und
i allen Jahres-Zeiten auch die schwe-
enSchiffe trägt/ziehet die Handlung
i dieser Stadt / und macht solche sehr
erühmt.

Man trifft daselbst mehr Edelleu-
e/als in Goa an/ daher denn das Por-
ugiesische Sprichwort: Fidalgos de
Bagaim, das ist/Edelleute von Bassa-
m, entstanden. Das Erdreich her-
umb ist fruchtbar/und trägt viel Reiß.
Ausserhalb nahe bey dem Thore ist die
berühmte Kirche de Nossa senhora
de remedio, welche/nachdem sie lan-
ge denen falschen Gottheiten gewey-
het gewesen / endlich eine eine Kirche /
darinne der rechte GOtt angebetet
wird/worden ist. Man erzehlet/daß
einmahl ein Dieb die kostbare Crone/so
die Mutter GOttes auff dem Haupte
hat/

hat / habe stehlen wollen / sich auch zu dem Ende in der Kirche versteckt; Da nun die Thüren verschlossen / wäre er / sein verruchtes Vornehmen auszuführen / auff den Altar gestiegen / da denn so wohl die Crone / als der Kirchen-Rauber / also unbeweglich und erstarret blieben / auch in dieser Positur, als die Kirche wieder auffgemachet / angetroffen worden. Es ist an dem Bilde / an der Stirne / wo dieser Schelm seinen Daumen angesetzet / ein glantzender Fleck zu spüren / welchen man vor einen schimmernden Stern ansehen solte: Den man aber / wenn man nahe darzu kommt / nicht so wohl erkennen / auch wenn man es anrühret / eben nichts sonderliches daran fühlen kan.

Die Heyden und Mohren thun eben so wohl / als die Christen / ihre Gebeth an diesem heiligen Orthe / umb Glück und Seegen in ihrem Vorneh-

men

nen zu erbitten. Und weil stets dahin
Opffer-Gaben eingebracht werden/
st daselbst ein unsäglicher Reichthum.
Wir blieben in Bassaim nicht länger/
ls biß auf den 7den dieses/ und nah-
nen/ als wir die Ancker gelichtet/ un-
ern Strich nach Goa, dahin wir auch
en 14. gelangeten. Des andern Ta-
ges begab ich mich ans Land; und als
ch in dieser grossen Stadt/ von der ich
ereits Meldung gethan/ vortrefliche
Belegenheit vor mich antraff/ hielte
ch mich biß in das 1676. Jahr darin-
nen auff. Sodann stiessen mir eine
und andere wunderliche Begebenhei-
ten zu Handen/ die nicht zulassen wol-
ten/ länger in Indien zu verharren:
Muste ich also meine Reise-Begier-
den abbrechen/ und mich fortmachen/
umb wieder in Europa zu kommen.
Dahero ich die Gelegenheit/ so ich auff
einer Portugiesischen Galionie fan-

de/ annahm/ und nach erhaltener Erlaubniß vom Vice-Roy und Capitain, mich darauff begab.

Das 23. Capitel.

Meine Abreiſe aus Goa.

DEn 27. Januarii 1676. ſeegelte das Schiff/ San Petro de Ratel genannt/ von mehr als 1500. Tonnen/ darauff der Herr Simon de Souſa Capitain war/ von der Rhede von Goa nach Liſabon.

So bald wir unter Seegel waren/ lieſſe mich der Capitain zu ſich kommen/ und erſuchte mich/ vor ſein Schiff-Volck währender Reiſe Sorge zu tragen/ und verſicherte mich/ daß er keinen Chirurgum von ſeiner Nation, den man ihm zuzugeben gedacht/ annehmen/ und keinen andern/ als einen Barbier/ ihn zu putzen und Ader zu laſſen/ haben wollen/ wie er denn das

Ver-

Vertrauen hätte / daß ich mich nicht
ntschlagen würde / diese Mühe wegen
er Krancken über mich zu nehmen.
Dieser Vortrag war viel zu vorträg-
ch vor mich / daß ich ihn hätte aus-
hlagen sollen / nahm es also mit gros-
en Danck an / ust wurde von nun an als
estallter Medicus vor den General
nd das Schiff-Volck respectiret.
Der Wind war uns sehr günstig biß
unter die Linie / daselbst wir etliche Ta-
ge durch Windstille aufgehalten wur-
den; aber da der Wind wieder günstig
wehete / setzten wir unsern Strich biß
untern 13. Grad Sud-werts fort.
Alsdenn wurde der Wind unbestän-
dig; weil er aber eben nicht zu hefftig
war / so geschahe es doch / daß wir im-
mer fortseegeln kunten. Wir fuhren
Ost-werts gar weit von der Insul
Dauphine vorbey / und zu Ende des
Martii gelangeten wir in das Vorge-

bürge der guten Hoffnung/ allwo un
sere Piloten anfahren wolten/ sich de
Landes zu erkundigen / damit sie in
künfftige daselbst sich desto genaue
nach selbigen richten möchten. De
Wind / welcher Östlich/ und folglich
recht in den Seegeln war / wurde i
der Marter-Woche/ und absonderlich
an der Ascher-Mittwoche so starck/ daß
wir auch aus der Messe gehen / und
die Seegel unverzüglich einnehmen
musten/ und kunten wegen des hefftig
gen Windes keine andere Seegel / als
das Mittel-Seegel/ brauchen. Das
Schiff wurde zwar sehr hin und wie
der geworffen / iedoch kamen wir im
mer weiter / und weil wir weit genug
vom Lande/ hatten wir nichts zu fürch
ten; aber Freytags lieff der Wind der
gestalt und mit solcher Hefftigkeit auß
Westen umb / daß wir fast zweiffeln
wolten / ob es unser Schiff ausstehen

würde

ürde; mnsten also einen andern
Strich nehmen / und dem Winde
achgehen; Und ob wir wohl ein gu-
s Schiff hatten/so wurde es doch leck/
nd trat so viel Wasser hinein / daß
aum zween Pompen gnug waren/sol-
hes auszuschöpffen. Die Geschickte-
en und Beherztesten waren darüber
ehr erschrocken. Als aber diese Furcht
4. Stunden gewähret / wendete sich
er Wind gantz gemächlich wieder
aus Osten / und wir wendeten unser
Schiff wieder nach dem Lande / wel-
hes wir den heiligen Abend vor O-
stern früh um 9. Uhr / und zwar nahe
an den Cap. des eqvilles ins Gesicht
bekamen. Es wolten unsere Offici-
rer daselbst nicht anländen/weil wir
nichts nöthig hatten. Inzwischen mu-
sten wir doch biß den Tag nach den
Feyertagen daselbst stille liegen blei-
ben/ da durch einen Nord-Ost-Wind

wir das Vorgebürge der guten Hoffnung/ohne solches zu sehen/vorbey seegelten / weil wir uns auff das hohe Meer/umb die Wind-Stillen zu vermeiden / begeben hatten. Umb dieser Gegend trafen wir die Trümmer von einem / allem Ansehen nach bey vorigem Sturm gescheiterten Schiffe an/ und gegen die Nacht wurden wir ein Schiff / so seinen Strich gerade dem unsrigen entgegen hielte / gewahr. Weil es nun zur See gefährlich/ etwas auffer Acht zu lassen / so liessen unsere Officirer das Gewehr zurechte machen; aber es war bey anbrechendem Tage so weit von uns / daß unsere Vorsorge vergebens war.

Von dem Monat Aprilis an fieng der Scorbut an unser Schiff-Volck anzufallen / und so sehr/ als man sichs liesse angelegen seyn/ selbigem / daß er nicht weiter einreissen solte/ vorzukommen/

ien/so gienge doch selten ein Tag vor-
ey/daß man nicht ein und andere Lei-
ge in die See warff. Zu dieser Unge-
legenheit kam nun auch die Windstil-
e/ welche/als wir sie überstanden/uns
in günstiger Wind gegen Brasilien
utrieb / und entdeckten wir den 19.
Maji früh Morgens dieses Land umb
ie Gegend den Baye de todos los
Sanctos. Die Fischer / als sie uns ge-
wahr wurden / kamen Vormittags an
den Port / und wir fasten den Ent-
schluß / noch selbigen Tag / durch An-
führung dieser Leute / uns in den Ha-
fen zu begeben. Wir hätten aber bald
an einer Sandbanck Unglück gehabt/
auf welcher wir aber zu gutem Glücke
nur ein wenig zu sitzen kamen. Eini-
ge Jahre zuvor hatte an eben diesem
Orthe so ein groß Schiff/als das Unse-
rige / Schiffbruch gelitten / und war
von tausend Personen / so darauff wa-

ren/ nur wenige mit dem Leben davon kommen. Weil es heller Tag/ gut Wetter/ und wir fleißig arbeiteten/ und vor allen Dingen die Göttliche Güte ſo groß war/ wurde es vor dieſes mahl verhindert/ daß wir nicht zu Grunde giengen. Wir entferneten uns alſo wieder von der Sandbanck/ und nachdem wir die Nacht über vor Ancker geblieben/ fuhren wir den 20. Maji in Hafen ein/ und wurffen vor der Stadt/ die den Nahmen von dieſer Baye führet/ die Ancker ein/ nachdem wir von Goa biß hieher 25. Perſonen eingebüßet/ und waren derer noch biß die 300. ſo hefftig darnieder lagen/ daß/ wenn wir noch ein wenig länger auff der See bleiben müſſen/ ſie unfehlbar auch hingeſtorben wären.

Das

Das 24. Capitel.

Meine Ankunfft in Brasilien/ und dessen Beschreibung.

Während der Zeit/ als ich mich in Brasilien aufgehalten/ machte ich mit einem Kauffmann/ der zwar ein Spanier/ aber sich lange Zeit in dieser Gegend aufgehalten/ gute Freundschafft/ der mir auch gute Bekandschafft zuwege brachte/ und im übrigen treffliche Dienste that. Ob schon ihrer gar viel von Brasilien geschrieben/ so will ich doch nicht unterlassen/ dasjenige/ so ich angemercket/ kürtzlich zu melden. Brasilien ist die Oestliche Seite von America, allwo die Portugiesen/ so selbige gäntzlich entdecket/ unterschiedliche Städte erbauet/ welche sie anitzo/ nachdem sie sich lange Zeit wider die Holländer tapffer gewehret/ in Frieden besitzen. Es ist ein sehr lustig Land/

hat gute und temperirte Lufft/ weil der öfftere Regen die Sonnen-Hitze daselbst ziemlich mäßiget. Es giebt daselbst viel Früchte/ welche auf dem Lande ungebauet auffwachsen/ nehmlich Citronen, Limonen, Pomerantzen/ Ananas, Bananas, Goujaves; vide Francisci Ost- und West-Indischen Lust-Garten / p. m. 667. Und mehr andere. Man findet auch Weintrauben daselbst/ aber nicht so viel / als in Europa.

Das Zucker-Rohr wächset daselbst in solcher Menge / daß die Einwohner sich einen grossen Vortheil mit machen solten/ wenn sie nur solchen zu vertreiben wüsten. Und daher hat man auch den vortreflichen Tabac, welcher der Beste von allen ist/ er mag hergebracht werden / wo er will / und sind auch die Wasser-Melonen oder Poteqvas in Brasilien überaus gut: Zwiebeln und

Knob-

Knoblauch will da nicht wachsen / und ist vergebens / solche zu säen; Wer dergleichen haben will / muß sich aus Portugall bringen lassen.

Es giebt in Brasilien viel Cocos-Nüsse / so aber nicht so groß / als in Ost-Indien / daraus man Büchsen und Taback-Dosen machen kan / weil sie sehr dicke / und sind deren etliche so klein / daß man aus jeder Knöpffe zu den Paternostern davon machen kan. Von denen Cocos-Bäumen nimmt man kein Tary, umb Zucker oder Brandewein daraus zu machen / wie in Ost-Indien / weil das eine von dem Zucker-Rohr gnugsam zu haben / und man den besten Brandewein von Lisabon dahin bringet.

Das 25. Capitel.

Mehrere Nachricht von Braſilien.

UBer das jenige Holtz / ſo den Nahmen von dieſer Landſchafft führet / ſind noch andere ungemeine Bäume daſelbſt zu ſehen / unter welchen auch dieſe / aus welchen der Balſam tringet / ſo man Balſamum de Peru nennet. Man machet daraus Schmuck-Käſtgen vor das Frauen-Zimmer / davon alles / was man hinein leget / einen guten Geruch an ſich nimmt. In dem Südlichen Theil dieſer Küſte kan man zwar Getreide einernden / aber an der Baye de todos los Sanctos, wie auch an andern Orten mehr / iſt Mangel daran. Man giebt davon zweyerley Urſachen vor / die eine / daß das Land darzu nicht geſchickt ſey / die andere / welche beſſer zu ſeyn ſcheinet / weil es da ſo eine groſſe Menge Omeiſen giebt / welche

die

die gesäeten Körner wegfressen / ehe sie auffgehen. Ob man auch gleich überall Reiß und Hirsen säet / so ist doch Mandioc oder das Meel davon die gemeineste Speise bey den Brasilianern. Die Frantzosen heissen es Cassare, und die Portugiesen heissen es Farina de Pao.

Die Wurtzel von der Mandioca wird fortgebauet / wie die Batatas, indem man sie in Stücken schneidet / und solche in die Erde gräbt / da sie denn sehr in die Dicke wächst; an der Farbe ist sie weiß / wenn man sie geneust / ehe sie zubereitet wird / kan sie einen in Lebens-Gefahr bringen; Man benimt ihr aber ihre schädliche Eigenschafft / wenn man sie ins Wasser legt / und so lange drinne liegen lässet / biß sie gantz weich wird / sie wieder heraus nimmt / und wieder trucknet / nochmahls einweichet / und sie wieder auftrucknet / dieses so öfft / biß das Böse alles davon ist /

wiederholet. Und wenn es also zugerichtet/ stösset man es zu Mehl/ so grob als Schieß-Pulver. Es ist aber stets schwer und ungeschmack/ und machet die/ so es nicht gewohnet/ hartleibig. Es werden aus selbigem kleine Kuchen/ so man Bejous nennet/ gebacken/ sie sind was bessern Geschmacks/ aber sie sind nicht von besserer Eigenschafft. Weil man auf diese Cüste viel Getreyde von Rio de Saneiro, und mehr aus Portugall dahin bringet/ ist am Brode daselbst kein Mangel/ nur daß es etwas theuer ist. Man hat daselbst Oele/ Wein/ Leinwand/ Zeuge und andere zum Lebens-Unterhalt nöthige Dinge in grossem Uberfluß. Fleisch/ Wildpreth und Fische/ sind gar gemeine/ und kan man Früchte und eingemachte Sachen gar in einem geringen Preisse haben.

Inzwischen findet sich in dieser Land-

Landschafft auch ein und andere Ungelegenheit. Es giebt daselbst gewisse kleine Würme/ von welchen ich in der Beschreibung der Kranckheiten/ so auff diese Relation folget/ Meldung thun will. Ingleichen mancherley Arth Omeisen/ die/ so roth/ und von mittelmäßiger Grösse/ sind überall ausgebreitet/ und liegen auf den Feldern solche Hauffen/ daß man sie von weiten vor kleine Dörffer ansehen solte. So sind auch die Städte davon nicht befreyet/ wie denn diese Thiere den Ratten und Schlangen grossen Dampff anthun/ welche/ ob sie gleich grösser/ dennoch vor der grossen Menge unterliegen müssen.

Das 26. Capitel.

Von denen Einwohnern in Brasilien.

DAmit ich keine verdrießliche Weitläufftigkeit mache/ will ich mit

mit wenig Worten melden / daß die eingebohrnen Brasilianer annoch Götzen-Diener / und viel Zauberer / oder doch solche unter ihnen sind / welche davor angesehen werden. Sie sind abergläubisch / haben keine Kirche noch besondere Fest-Tage / und beten den Teuffel an. Sie tragen lange Haare / ihre Haut ist bräunlich / gehen nackicht / sind kühn / hurtig / und derer-jenigen / so ihnen etwas zuwider gethan / unversöhnliche Feinde. Ihre Waffen sind Pfeile / welche an statt des Eisen vergiffte Häckgen haben / und da ja eine und andere sich des Eisens bedienen / so ist es doch nur geschehen / seith dem sie mit denen Europäern zu thun gehabt. Sie wissen mit dem Ackerbau wohl umzugehen / und bestehen ihre meiste Verrichtungen in Jagen und Fischen. Sie essen allerley Fleisch-Werck / können grossen Hun-

ger

er ausstehen/und halten nicht viel auf Vorrath. Sie sind kriegerischer Art/ wie sie denn stets Kriege mit einander führen. Wenn sie Gefangene von ihren Feinden bekommen/so mästen sie solche/ schlagen solche öffentlich darnieder/ und fressen sie mit unerhörter Grausamkeit auf. Ihre Todte begraben sie nicht/ sondern haben eine Gewohnheit/ daß sie solche verzehren/ auch noch ehe sie die Seele ausgeblasen. Die Krancken schlagen sie todt/ ehe sie mager werden/ und damit ja nichts umkomme/so trucken sie die Gebeine auf/ und kochen ein Brey daraus/ und essen solchen. Als wir sagten/ wie sie so grausam seyn könten/ gaben sie uns zur Antwort/ wie wir gottlose Leute wären/ daß wir unsere Freunde durch die Würme in der Erde verzehren liessen/ da wir ihnen unsern Leib zur Begräbniß geben könten.

Die

Die Portugiesen in Brasilien leben wie an andern Orten/da sie sich niedergelassen; Sie haben Schantzen und Vestungen angelegt/ bekriegen die/ so ihnen nicht unterthänig seyn wollen/ und haben sich dergestalt feste gesetzet/ daß sie sich weder vor denen Brasilianern noch Europæern, so sie beunruhigen möchten/ viel zu fürchten haben. Gleichwie die wilden Brasilianer die Portugiesen/ wenn sie ihnen durchs Kriegs-Glück in die Hände kommen/ oder sonsten ertappet werden/ wenig zu schonen pflegen/ so verfahren diese ebenfalls gar scharff wider sie/ wenn sie solche in ihre Hände bekommen/ und lassen sie an statt eines Todes wohl einen tausendfachen Tod in der Sclaverey leiden. Welchen sie aber/ entweder wenn sie sich den Uberwindern freywillig unterwerffen/ oder wenn sie/ im Fall sie zu schwach/ in ein ander Land fliehen/

ent-

ntgehen können. Die Portugiesen/ als welche sich angelegen seyn lassen/ immer mehr und mehr Land sich unterwürffig zu machen/ pflegen stets Völcker wider diese Barbaren auszuschicken/ und befestigen die Oerter/ deren sie sich bemächtiget/ mit allem Fleiß. Als ich daselbst war/ wurde gesaget/ daß sie schon in die achzig Meilweges weit vom Meer an/ ins Land kommen wären. Sie tragen grosse Sorge/ die Brasilianer, so unter ihnen leben/ sie mögen frey oder Sclaven seyn/ in dem Christenthum zu unterweisen. Ja etliche haben gar Weiber von diesem Barbarischen Geblüte genommen/ welche/ ob sie gleich gar weiß von Farben/ und von guter Gestalt sind/ dennoch immer was wildes an sich spühren lassen/ daß man sie vor den andern erkennen kan. Die grosse Menge Sclaven so die Portugiesen

in

in diesem Lande haben/ und die grausame Art/damit sie selbigen begegnen/ indem sie ihnen die Nothdurfft nicht reichen/ und sie um einen geringen Fehler auf das härteste züchtigen/ ist Ursache/ daß es manchmahl so wohl in Städten als auff dem Lande wunderliche Händel setzet. Der meiste Theil dieser Gefangenen sind die Schwartzen/ welche man von Angola und von Guinea, umb in den Zucker und Tobac zu arbeiten/dahin bringet. Man verkaufft sie auff dem Marckte/ wie das unvernünfftige Vieh/ und die so grosse Ländereyen haben/ kauffen ihrer viel hundert/ welche durch gewisse Vorsteher regieret werden/ die viel schärffer als die Herren selber sind/ und andere/ die keine Güter zu bestellen haben/ lassen ihre Sclaven frey/ zu arbeiten wo sie wollen/ doch müssen sie alle Monat/oder auch alle Wochen/ ein gewisses Geld geben. Das

Das üble Tractament, damit ihnen eines Theils begegnet/und die Taxe andern Theils auffgeleget wird/ und sie nicht allezeit auffzubringen vermögen/zwinget sie nicht selten/das Land zu durchstreichen/ auch zu rauben und zu stehlen/ was ihnen vorkommt/ umb sich wegen der gethanen Plage zu rächen.

Ist es nun auff dem Lande unsicher/ so ist es nicht weniger in der Stadt/zur Nacht-Zeit auszugehen/und so sehr/als man sich angelegen seyn lässet/ diejenigen/ so man ertappet/ auff das härteste zu bestraffen/ so unterlassen die andern doch nicht/in ihrem Rauben und Stehlen fortzufahren.

§(o)§

Das

Das 27. Capitel.

Von der Stadt und dem Hafen an der Baye de todos los Sanctos.

DJe Bay de todos los Sanctos, liegt unter dem 15. Grad der Linie. Der Hafen / welcher der Stadt den Nahmen giebt/ist einer der gröſten und beqvemſten auff dem gantzen Ocean, an der einen Seite hat es wohl bey der Einfarth einige Sandbäncke / aber man kan ſie/ wenn man bey Annnäherung Piloten aus dem Lande nimmt/ umbfahren. Die Einfarth und Tiefe deſſelben ſind faſt Oſt-und Weſtlich/ und darf man ſich nur ein wenig Nordlich wenden/wenn man vor der Stadt den Ancker werffen will ; und wenn man einmahl vor die beyden Spitzen vorbey / ſo hat man keine Gefahr mehr.

Man

Man kan überall die Ancker sincken
assen / und die Baye oder der Meer-
usen ist so groß / daß viel tausend Schif-
e darinnen Raum haben können. Das
Land herumb ist überall erhöhet / und
auffen gar viel kleine Flüsse hinein.
Vom Junio biß auf den September
st man in dieser Baye sehr mit dem
Wallfisch-Fang beschäfftiget. Es wird
wenigen unbekannt seyn / wie man die-
sen grossen Fisch mit einem kleinen
Wurff-Pfeil oder Harpün / so an eine
starcke Leine fest gemachet / fänget; Die
Fischer fahren auff ihren Schiffen her-
umb / und nehmen in acht / wo sich einer
blicken lässet. Wenn er nun verwun-
det ist / so gehet er durch. So lange nun
als er lebet / lässet man die Leine nach /
wenn er sich aber verblutet / so stirbt er /
alsdenn macht man sich an ihn / und
ziehet ihn bey hoher Fluth ans Land / um
ihn zu zerstücken. Der Thran / so von
die-

diesem Fisch genommen/ wird in gantz Brasilien gebrennet/ die Schwartzen und armen Leute essen von seinem Fleische/ doch werden wohlhabende Leute selten davon speisen.

Wenn man zwey Meilen in diesen Hafen weiter hinein gelanget/ kommt man in die Stadt/ so eben diesen Nahmen führet. Die Stadt lieget beym Einfahren zur rechten Hand. Ist auff einem hohen Gebürge erbauet/ und nimmt so wohl dessen Höhe/ als den untersten Theil ein/ daher die meisten Gassen abhängig. Sie ist unter den Städten/ so die Portugiesen in Brasilien haben/ die grösseste/ und residiret der Gouverneur von dieser Küste darinnen.

Ob gleich dieser über die andern keine Bothmäßigkeit hat/ so gehet er doch den andern allen vor/ und man wolte/ als ich mich daselbst aufhielte/ gar davon

on sagen / wie man einen Vice-Roy
ahin senden würde. Man war auch
ines Bischoffs gewärtig / der den
Stuhl / der so lange leer gestanden / be-
leiden solte; Und hielte auch davor /
daß / da die Stadthalterschafft in ein
Vice-Royschafft solte verwandelt
verden / auch die Kirche zu einer Ca-
thedral-Kirche werden dürffte. Es
ist alda ein Parlament, dessen Ge-
richtsbarkeit sich über die gantze Küste
erstrecket / iedoch ist derer Gewalt nicht
gar unbeschräncket / sondern die Pein-
lichen Sachen / wie nicht weniger die /
so über 1000. Pfund kommen / sind al-
le dem zu Lissabon vorbehalten. Die-
se Stadt ist groß und Volckreich / die
Kirchen prächtig / des Gouverneurs
Pallast / so auf dem höchsten Orte ste-
het / ist herrlich / daselbst versamlet sich
auch das Parlament. Es sind daselbst
wohlgebaute Häuser / und die Handel-

schafft ziehet viel Nationes dahin/ auch sind da allerhand Wahren anzutreffen.

Das 28. Capitel.

Von den Landes Sitten.

OB die Ruchlosigkeit durch gantz Brasilien so groß / als sie um die Gegend der Baye de todos los santos sey/ ist mir unbekant. Denn daselbst auch die Weiber/ die man auff einige Weise vor tugendhafft halten möchte/ sich kein Gewissen machen/ ihre Sclaven auszuputzen/ damit sie ihre schändliche Lust mit desto grösserer Kostbarkeit / mit ihnen büssen möchten. Und kan man von dieser Arth sagen / daß die Laster allda die Ober-Hand im höchsten Grad haben.

Alle Frembden sind da überaus angenehm / und absonderlich die Frantzosen / doch macht sie die Eyfersucht / darzu

darzu sie nicht selten Anlaß geben / gar offte verhast / und stürtzt sie in erschreckliche Ungelegenheiten / wie aus folgendem Exempel abzunehmen: Ein junger Frantzose / welcher in Brasilien seine Medicin abwartete / wurde zu einer Dame beruffen / ihre krancke Tochter zu curiren; Weil diese nun jung / schön und reich war / liese der Medicus es an seinem Fleisse nicht fehlen / sie bald zu voriger Gesundheit zu bringen; Er war so glücklich / daß er seiner Patientin und ihrer Mutter wohl anstunde / also / daß man bey wieder-erlangter Gesundheit ihm dieselbe zur Heyrath antruge / welche also ohne viel Wesens vollzogen wurde. Dieses jungen Menschen Glücke nun machte ihm viel Feinde / welche einen Edelmann / der dessen Frauen älteste Schwester zur Ehe hatte / aufhetzeten / daß er ihn solte lassen nie-

niedermachen/ indem sie ihm vorstelleten/ wie es eine Schande wäre/ einem jungen Barbier / der sich vor einen Medicum ausgäbe/ und wohl ein Käzer seyn könte/ in seiner Familie zu dulden. Dieser Mann/ der vielleicht mehr Geld als Verstand habē mochte/ gab dieser Meinung Beyfall/ beklagte sich erstlich über den Schimpff/ so ihm durch eine solche verächtliche Heyrath zugezogen worden/ und unterliesse nicht/ dergleichen Meinung auch denen andern Anverwanden beyzubringen. Als er sie aber hierunter viel gemäßigter fande/ kam er mit vielen seinen guten Freunden in die Stadt/ überfiel bey Nacht seiner Schwägerin Hauß/ und stieß daselbst einen jungen Menschen übern Hauffen/ den sie/ der Leibes-Gestalt nach/ vor den/ so sie suchten/ hielten / der sich aber bey dem ersten Tumult versteckt hatte.

Dieng

gieng also nach so schöner vollbrachter That wieder seines Weges. Auf der Weiber ihr Geschrey lieff das Volck zu/ und kam dieses vor den Criminal-Richter/ welcher dem Frantzosen eine Wache zuschickte/ damit er nicht noch einmahl angesprenget werden möchte/ welches denn/ weil der Edelmann erfahren/ daß der Entleibte nicht sein Schwager wäre/ indem wieder geschehen solte. Solchen verdrießlichen Händeln nun zu entgehen/ so war dieser Frantzose genöthiget/ sich aus Brasilien weg zubegeben. Also machte er sich nach Lissabon, nachdem man ihn/ bis daß er zu Schiffe gegangen/ sorgfältig in acht nehmen und verwahren müssen. Als ich nach diesem nach Lissabon kommen war/ ist mir gesaget worden/ wie er bey dem König um einen Befehl angehalten/ daß er seine Frau und Vermögen/ so er in Brasi-

lien gehabt/ heraus kommen lassen möchte.

Das 29. Capitel.

Die Abreise aus Brasilien.

DJe grosse Flotte/ so alle Jahr von Lissabon in alle Städte Brasiliens geschickt wird / langete im Monat Junio an. Der General begab sich nach Rio de Janeiro, umb die Schiffe/ so dahin gesendet waren / zu begleiten / und inzwischen machten wir uns fertig / so bald er wieder zurück käme/ mit fortzureisen / welches aber nicht ehe als im Monat Augusto geschahe. Da wir nun befrachtet und seegelfertig waren/ lichteten wir/ so bald als die letzt angekommenen Schiffe ihre Erfrischung eingenommen/ die Ancker/ und giengen früh den 3. Sept. an der Zahl dreyßig Seegel aus der Baye des todos los Santos ; Davon zwey und zwan-

wantzig Schiffe nach Lissabon und
, vor die Stadt Porto gehöreten.
Stracks am ersten Tage waren uns die
Winde wiedrig/und dieses währete fast
einen gantzen Monat/also/daß wir vor
dem Vorgebürge S. Augustin nicht
eher vorbey kunten / als zu Ende des
Septembris. Die Schiffe/so nach
Porto destiniret/ sonderten sich / weil
sie besser beseegelt/ von uns ab / in der
Hoffnung/eher nach Portugall zu kom-
men / aber diese Absonderung kam sie
theuer an zu stehen: Denn die Corsai-
ren von Aligier nahmen ihre Zween
davon / wie wir bey unserer Ankunft
zu Lissabon erfuhren: Auff der Hö-
he des Vorgebürges de S. Augustin
lieff der Wind umb / und wurde uns
günstig/ biß an das Capo Verde, wel-
ches gleich da geschahe/da wir im Vor-
bey-Seegeln die Insul Fernand de
Norogno genannt/sehen kunten/sonst

hätten die/ so Mangel an Wasser litten / daselbst gelandet / umb sich damit zuversehen. Es haben aber etliche reisende Hunde darauff gelassen/welche sich dergestalt vermehret / daß vor sie niemand mehr auf diese Insul kommen darff. Ungefehr vom 10. Grad der Linie/ änderte sich der Wind abermahls/ und war uns die gantze Reise über zuwider / weil er aber nicht allzustarck/ kamen wir doch alle Tage etwas weiter/ biß unter den 36. Grad, da uns ein grausamer Sturm gewaltig zusetzte / in welchem unterschiedene von unsern Schiffen Mast/Seegel-Stange und Seegel einbüsseten.

Endlich / nachdem wir viel ausgestanden/entdeckten wir die denen Portugiesen zuständige Insul Tercera, allwo ihr König eine lange Zeit verwahrlich gehalten worden / und man ihn noch nicht würde heraus genommen

haben

aben/ wenn man sich nicht befürchtet/ aß ihn iemand daraus entführen möchte. Es war der 21. Novembris, als uns dieses Land zu Gesichte am/und wenn das Wetter nicht so gar türmisch gewesen/ hätten wir daselbst einige Erfrischungen eingenommen/ weil es aber daselbst keinen Hafen/auch keine sichere Rhede hat/ giengen wir weiter/ und bekamen die Insul S. Michael ins Gesichte/ dieß seegelten wir gantz langsam und gemählich vorbey.

Des andern Tages schickten alle Schiffe ihre Chalouppen an das Land/einige Erfrischungen zu holen/ ohne daß wir die Ancker sincken liessen/ damit wir desto seegelfertiger seyn möchten/ wenn sich etwa ein Sturm erhübe/ welcher in dieser Jahres-Zeit nichts ungewöhnliches.

Die Insul S. Michael Tercera,

und anliegende/gehören denen Portugiesen/ und wird viel Getreyde darauf gebauet/davon der meiste Theil nach Portugall gebracht wird.

Als nun den 24. gegen Abend unsere Chalouppen wieder ankamen/ verfolgeten wir unsere Reise mit einem Nordwest-Wind/ der aber nicht lange dauerte/ sondern geschwind / erstlich Südlich / und hernach Oestlich umblieff / und zwar mit solcher Hefftigkeit/ daß ich mein Lebe-Tag keinen solchen erschrecklichen Sturm gesehen/er währete gantzer 10. Tage mit einer unbegreiflichen Hefftigkeit. Unser Schiff gieng von einander/und wurde überall leck/ und schiene/ als wenn uns alles zu unsern Untergang befördern wolte.

Und so sehr als wir uns angelegen seyn liessen / bey Tage mit Schiessen/ und des Nachts mit Feuer unsere Noth

zu

zu verstehen zu geben / so blieb es doch
eintmahl wie das andere finster/und der
Sturm zerstreuete alle Schiffe von
uns/daß wir gantz alleine blieben.

Nachdem wir alle unsere Seegel
biß auff das Mittel-Seegel verlohren.
Alles Schiff-Volck that der heiligen
Mutter GOttes Gelübde / deren
Schutz wir auch bey dieser Gelegen-
heit Augenscheinlich spüreten. Des
Tages über schiene uns alles noch in et-
was erträglich zu seyn/aber des Nachts
wurde unsere Angst verdoppelt / und
wir musten alle Augenblick eines grau-
samen Todes gewärtig seyn.

Ein neuer Zufall benahm uns vol-
lends alle Hoffnung/ und machte auch
die allerbeherztesten furchtsam. Wir
hatten einige Mast und Seegelstangen
in Vorrath/ solche/ im Fall wir ihrer
nöthig hätten/ zu gebrauchen / mitten
auf den Uberloff feste angebunden/

welche/so lange wir zur See gewesen/ weder gewancket noch gewichen waren. Unsere zween Chalouppen hatten wir drauff/ eine in die andere gesetzet/ und die kleine voller Ferckel gethan/ welche wir aus Brasilien mit genommen/ um solche in Portugall/ weil sie von einer ungemeinen Grösse/ zu verschencken. Weil aber die Bewegung des Schiffes gar hefftig/ und darzu viel Tage gewähret/ rissen endlich die Stricke/womit sie angebunden/ und da schlug alles hin und her/ nachdem das Schiff auf diese oder jene Seite geworffen wurde/ also/ daß auff den ersten Stoß/den diese Mast-Stangen und Schiff-Gefässe an die Schiffs-Wand thaten/wir meinten/das Schiff gienge in Stücken. Alsdenn schickt ein ieder sein Gebeth gen Himmel/und weil es auf unserm Schiff Leute von allerhand Nationen gab/und ein ieder

des

es Himmels Beystand in seiner Sprache anrieffe/ war ein wunderlich Geschrey untereinander/ welches also unsere Angst/und Schrecken umb ein grosses vermehrete. Endlich wurde/ als es tagete/ alles wieder feste gemachet/ welches man bey Nachtzeit sich nicht unterfangen wollen/aus Furcht/ todt gequetschet zu werden/ wie es denen Ferckeln geschehen war, Zuletzt klärete sich durch die Gnade GOttes das Wetter auf/ die Sonne kam hervor/ die Winde legten sich/ und die Gefahr hatte ein Ende.

Das 30. Capitel.

Fortsetzung unserer Reise/ und die Ankunfft zu Lissabon.

NAchdem wir die durch den Sturm verursachete Unordnung wieder zurecht gebracht/so nahmen wir unterschiedliche Striche vor uns/umb unse-

re andere Schiffe aufzusuchen. Es war alle Mühe vergebens/ und wendeten also unser Schiff nach dem Lande/ in den Hafen vor Lissabon einzulauffen.

Denn 11. Decembr. Abends wurde unsere Schildwache ein groß Schiff gewahr/ welches auff uns zuseegelte. Wir besorgten/ daß es ein Algierischer See-Räuber wäre/ dahero unsere Officirer zur Gegenwehr/ wenn man uns etwan angreiffen wolte/ alle Anstalt machten.

Die einbrechende Nacht war Ursache/ daß wir nicht erkennen kunten/ was es vor ein Schiff seyn möchte; und weil es die gantze Nacht licht in der Laterne hatte/ thaten wir dergleichen/ um sehen zu lassen/ daß wir uns nicht fürchteten/ behielten es also im Gesichte/ bis den andern Tag/ und weil ein ieder an seinem Orte sich bemühete/ an den andern

dern zu kommen/ wurden wir bald inne/ daß es eines von unsern Schiffen wäre. Seegelten also den gantzen Tag vollends mit einander in Gesellschafft fort. Des andern Tages/ als den 13. dieses Monats/ bekamen wir das Land Portugal ins Gesichte/ und gegen Abend kamen wir auff die Rhede vor Lißabon/ kunten aber wegen wiedrigen Windes nicht einlauffen/ kreutzeten also davor/ und wurffen keine Ancker. Der Rest von der Flotte kam den 14. dieses/ ausser zween Schiffe so etliche Tage hernach anlangeten/ auch zu uns/ und den 15. frühe lieffen wir glücklich in den Hafen ein/ darüber denn unsere Freude mehr zu bedencken als auszusprechen war.

Wir liessen unsere Ancker vor des Regenten Pallast sincken/ da inzwischen der gantze Strand mit Volck angefüllet war/ welches unsere Ankunffe

mit

mit einem Freuden-Geschrey bewillkommete.

Das 31. Capitel.

Von dem Hafen zu Lissabon.

Ich hielte mich gantzer 6. Monat in Lissabon auf / damit ich die Vortrefflichkeit dieser Stadt recht betrachten möchte. Ich hatte die Ehre / Mſr. Fabre, der Königin vornehmste Leib-Medicum, zu sprechen / der bey der Printzeßin und allen Grossen im Reiche in guten Ansehen. Er war so gütig / daß er mir seyn Hauß anbote / und ich habe Zeit-währender meines Dableibens so viel Ehre und Gutthat bey ihm genossen / daß ich meine Danckbarkeit mit nichts bessers an Tag legen kan / als wenn ich sage / daß ich darzu gantz unvermögend sey. Ungeachtet alle Tage Frantzosen nach Lissabon reisen / und die / so dahin nicht kommen / dennoch

von einem und andern genaue Nachricht aus unzehlich viel Büchern haben können. So wird man mir es doch nicht vor übel halten / daß ich auch hier etwas / weil es die Gelegenheit giebt / mit anführe.

Der Tagus, den die Portugiesen Tejo nennen / ist wegen seiner Grösse / und des Goldes / so in dessen Sande gefunden wird / sehr berühmt / er durchströmt viele schöne Länder / gehet bey der Stadt Lissabon vorbey / und macht daselbst den schönsten und besten Hafen von der Welt.

Er liegt zwischen dem 39. und 40. Grad Nord-werts / man wird solchen bey weiten an einem Gebürge / welches la Roqva geneñet wird / gewahr. Wenn man die vorliegende Gebürge vorbey gesegelt / hat man sich vor die Sand-Bäncke in acht zu nehmen / welche Sud-werts liegen. Ehe man zur

Stadt

Stadt gelanget / trifft man die Vestung Cascais oder Cascalis an. Dieser Orth lieget 5. Meilen von Lissabon, ist wohl besetzet / und hat einen schönen Hafen / darinnen grosse Schiffe einlauffen / aber wenn Wind aus Westen oder Sud-westen kommt / darinne nicht gar zu sicher seyn können. Cascais ist ein Marggrafftum / davon einer der Vornehmsten im Reiche den Titul führet. Gleich vor diesem Orthe liegen die Klippen / vor welche gefährlich vorbey zu seegeln ist / und geschicht gar offte / daß Schiffe daselbst verunglücken / wenn sie keine Piloten dieser Orte nehmen.

Ein wenig weiter als 2. Meilen von Cascais liegen wieder zwey Festungen / deren eine auff Pfälen mitten in Fluß gebauet / und a torre de Bougio genennet wird / die andere ist das Fort S. Gian oder Julion.

Die-

Diese Plätze werden wohl verwah-
et/ und scharffe Wache darinnen ge-
alten/ zwischen welche alle Schiffe/ so
ach Lissabon wollen/ auff einen Ca-
non-Schuß vorbey müssen.

Auff halben Wege von dar biß in die
Stadt/ lieget der Thurm Belem oder
Bethlehem, so in den Fluß / welcher
daselbst gantz schmal/ gebauet ist. Auff
diesem Ort wird nicht weniger genaue
Wacht gehalten/ und sind gewisse Auf-
seher darinnen / welche alle Schiffe/
so aus dem Hafen gehen, visitiren/ und
nachsehen/ ob sie auch richtige Paß und
Erlaubnüs abzuseegeln haben. Nahe
bey diesem Thurm ist ein Flecken / vor
welchem die Schiffe die Ancker fallen
lassen / und ihre letzte Abfertigung er-
warten. Dieser ist sehr Volckreich/
und kann man daselbst allerhand Erfri-
schungen haben. In diesem Flecken ist
ein Bernhardiner-Kloster / welches
ei-

eines von denen rareſten Sachen i
dieſem Königreich. Es iſt dem neug
bohrnen JEſu gewidmet/und von di
ſem hat ſo wohl der Thurm/als der Fl
cken/ſeinen Nahmen. Er iſt unte
der Regierung des Königes Emanu
elis erbauet/zu der Zeit/ als Oſt-In
dien entdecket worden. In der Kirch
ſind viel koſtbare Begräbniſſe der vo
rigen Könige zu ſehen.

Auff der andern Seite des Strohms
Bethlehem gleich gegen über / iſt ei
groſſes Hauß / daſelbſt die Schiffe/ ſ
verdächtig ſind/ daß ſie von einem Ort/
da eine anſteckende Seuche regieret /
herkommen / Qvarandaine halten
müſſen.

Zwiſchen Bethlehem und der Stad
ſtehen lauter ſchöne Häuſer / welche die
Einfarth in den Strohm ſehr luſtig
und angenehm machen.

Das

Das 32. Capitel.

Von Lissabon.

Lissabon ist die Residenz der Könige von Portugall/ und eine von den schönsten und reichsten Städten in Europa/ darinnen man alle dasjenige antrifft/ was in den auswärtigen Ländern vor kostbar gehalten wird.

In ihren Mauern sind sieben Berge mit begriffen / auff welchen einem das Schloß gebauet ist. Es sind da schöne und mit reichen Einkommen versehene Kirchen. Der Jacobiner Kirche ist wegen der Capelle in grossen Ansehen / da auff deren Altar ein Crucifix von erhabener Arbeit / über welches ein eisernes Gegitter/ in dessen offenen Wunden in der Seite allezeit das heilige Sacrament ausgesetzet stehet / und wird man stets sechs weisse Wachs-Kertzen und sieben Lampen darumb

rumb brennen sehen. Die Capell der Haupt-Kirchen / wo das heilig Sacrament hingesetzet wird / ist von über aus herrlichen Pracht. In dem Closter / so den Nahmen a Matre de Deos hat / ist ein Schweiß-Tuch unsers HErrn JEsu Christi / welche kostbare Reliqvie, alle Char-Freytage Nachmittages öffentlich gewiesen wird.

Die Gassen in Lissabon sind sehr enge / ausser die / so vor weniger Zeit gebauet worden / auff welchen man mit Wagen und Carossen fortkommen kan / und sind vielleicht aus der Ursache die Senfften am meisten im Gebrauch. Der Königliche Pallast ist an dem Ufer des Flusses / und gantz nahe darbey der Printzen Wohnung / welches er noch nicht verlassen / weil er den Pallast nicht eher beziehen darff / er habe denn den Königlichen Titul sich angemasset /

wel-

elchen sein Bruder noch hat / ob er
leich auff dem Schlosse Cnithra / 4.
der 5. Meilen von Lissabon, im Ge-
ängnüs gehalten wird. Vor dem
allast ist der Königliche Schloß-
latz / so Tereiro de Paco genennet
ird / auff welchem insgemein die
ling-Rennen und Stier-Gefechte
ehalten werden.

Es sind in Lissabon noch viel an-
ere grosse Plätze / schöne Häuser / und
hr viel Spring-Brunnen / welche so-
ohl zur Zierde der Stadt / als Be-
oemligkeit der Inwohner / viel bey-
agen. Die Portugiesen meiden so
hr / als sie können / daß sie denen Fran-
esen in ihrer Kleidung nicht gleich
ommen. Ihr Frauenzimmer ist
ein und hübsch. Die vornehmen
Damen gehen mit unbedeckten An-
esicht / die andern aber unter einem
Schleyer / welchen sie doch / wenn sie

ih-

ihren Vortheil ersehen / schon aufzudecken wissen.

Das letzte Capitel.

Von meiner Abreise aus Lissabon und Rückkehr in Franckreich.

NAchdem ich alles Merckwürdige in Lissabon besehen / begab ich mich auff ein Schiff von Bayonne, so nach Franckreich wolte. Wir wurffen also den 22. Julii die Ancker vor dem Thurn Belem, um unsere Abschied vorzuweisen / und des andern Tages begaben wir uns auf das hohe Meer; Aber der Wind wurde uns die folgende Nacht zu wiedrig und zu starck / so gar / daß unsere mitlere Mast spalteten / und wir also genöthiget wurden / wieder umzukehren. Wir anckerten also wieder in dem kleinen Hafen Cascais, da ich / nebenst dem Herrn de Casso, von Bayonne bürtig / mit dem

dem ich gute Freundschafft gemachet/ mich ans Land begab/ allwo wir auch biß den 28. blieben/ da wir wieder zu Schiffe gehē musten/um auf das hohe Meer zu kommen. Der Wind war uns noch immer zuwider/ also/daß wir uns weit von der Küste weg machen musten. Wir seegelten also das Capo finis terræ vorbey/ und fuhren immer an Spanien hin/ bis auff den 15. da wir das Land von Franckreich/ und zugleich ein Schiff/so auf uns zuseegelte/ ins Gesichte bekamen. Weil wir nun nicht mehr als 25. Mann und 6. Stücken Geschütz auf hatten/ nahmen wir einen andern Strich vor uns/ als wir aber vor dem wichen/ sahen wir ein anders: Daher wir den vorigen vor uns nahmen/ und dem Lande zugiengen/ mit dem Vorsatz/ wenn wir zu sehr verfolget würden/ zu stranden. Wir brachten also die Nacht in steter

Furcht zu/ bey anbrechenden Tage aber sahen wir nicht mehr als ein Schiff. Wir näherten nunmehr dem Vorgebürge von Bayonne, welches sonst sehr gefährlich/ iedoch kamen wir glücklich auff den Strom. Hatte ich also/ nach so vielfältiger Gefahr und Mühe/ welche bey dergleichen langwierigen Reisen niemahls aussen bleibet/ endlich das Glücke/ den 16. Junii 1677. meinen Fuß wieder auff Frantzösischen Boden zu setzen.

Tractat

Von denen in die Orientalischen Ländern und unter Weges sich ereignenden Kranckheiten / und denen darzu dienlichen Artzney-Mitteln.

Das 1. Capitel.

Von dem Erbrechen.

DAs Erbrechen ist die erste Ungelegenheit / so denen / so sich auf die See und zu Schiffe begeben / anzukommen pfleget. Selbiges wird durch die Bewegung des Schiffs / und die saltzigte Lufft auff der See / erwecket. Ob nun gleich diese Kranckheit durchgehends gemein ist / so ist sie doch nicht allezeit ausser Gefahr / ich habe manchmahl ein und andere Person vor mir gehabt / welche dadurch so

abgemattet worden/ daß auch Lebens-Gefahr darbey zu besorgen gewesen; Wie denn auch noch andere/welche auf einer Reise / so vierthalb Monat gewähret / solches nicht loß werden können/sondern die gantze Zeit des Bettes hüten müssen.

Solches Erbrechen nun zu verhüten/ ist nicht undienlich / daß / ehe man zu Schiffe geht/den Leib wohl purgire, absonderlich wenn man etwas unordentlich gelebet. Und wenn man schon auff der See/kan dessen Hefftigkeit schon vermindert werden / wenn man die ersten Tage auff der Reise sich stille hält / und zwischen dem Uberloff bleibt/ ohne daß man sich des gewöhnlichen Essens und Trinckens enthalten dörffe/ wenn man es gleich stracks wieder von sich geben muß: Weil es alsdenn bey vollem Magen einem nicht so

sauer

nuer ankommt / als wenn er leer ist / nd sich vergebens zwinget / welches nanchmal eine gefährliche Blutstürzung zuwege bringen kan.

Man soll auch in Anfang / wo es möglich / sich von Speisen / so einē guten Nahrungs Safft geben / und leicht zu verdauen sind / nähren / wenig Wein trincken / den Brandewein aber gantz bey Seite setzen / welcher bey solcher Gelegenheit viel Schaden bringet / anstatt daß er einem zu statten kommen solte.

Das 2. Capitel.

Von dem Scorbut oder Land-Kranckheit.

DEr Scorbut, welchen die See-Leute die Land-Kranckheit heissen / ist eine von den hefftigsten Kranckheiten / damit die Reisende können ange-

gegriffen werden / und dem sie zur See ankömmt/wird selten anders/als auff dem Lande/davon befreyet. Die Ursachen dieser Kranckheit sind gemeiniglich die trucken und heisse Lufft auff dem Meer/ die gesaltzenen Speisen/ als welche einen schlimmen Nahrungs-Safft geben. Der Unmuth und Verdrießligkeit/welcher auff langen Reisen nicht ausssen bleibet / und der Durst / den man gar offt leiden muß / wenn man am meisten trincken soll / und daß die Schiff-Leute so gar wenig auff Reinligkeit halten.

Die Officirer / und die jenigen Personen / so etwas zu sagen haben/ sind dieser Kranckheit nicht so sehr unterworffen/ als die Gemeinen/ weil jene nicht allein bessere Speisen geniessen / sondern auch Mittel haben/ ihr leinen Zeug öffters zu verändern.

Der Scorbut ist gemeiniglich am Zahn-Fleisch am ersten zu spühren/ wel-

welches schwillt/schwartz und übel-rie-
hend wird / also/ daß man nicht allein
sehr tieff hinein schneiden/sondern auch
helten viel von diesem wässerichten und
verderbten Fleische wegnehmen kan/
auch daher die Zähne wackelnd wer-
den / und manchmahl gar ausfallen
müssen. Man kan auch diese Kranck-
heit an den schwärtzlichten Flecken/
welche an Armen/Beinen und Schul-
dern/ja an gantzem Leibe ausschlagen/
erkennen. Worbey noch dieses zu
mercken / daß / je mehr sich diese Fle-
cken ausgebreitet / und je näher sie zu
dem Hertzen gehen / je gefährlicher
auch die Kranckheit ist.

Wenn nun dergestalt die Fäulung
in dem Zahn-Fleisch und andern Glie-
dern sich findet/ so haben sie entweder
zuvor/oder doch zugleich Eckel vor dem
Essen/Müdigkeit in Gliedern/Mat-
tigkeiten/ Ohnmachten/ Schmertzen

im Kopffe / Armen und Beinen/ Bauch-Fluß angemeldet / dabey selten ein Fieber/und am Pulse ist nichts anders/ als nur/ daß er ein wenig geschwinder gehet/abzumercken. Denn da das Blut aus oben angeführten Ursachen schleimicht und dicke geworden / kan es in dem kleinen Geäder / welche in dem Zahn-Fleisch / in den äusserlichen Gliedern und in der Haut sind/ nicht circuliren/ und ist also nicht zu verwundern / wenn eine Fäulung hinein kömmt; Daher denn die Geschwulsten oder schwartze Flecken entstehen/ welche/ wenn die Fäulung immer mehr und mehr grösser und dem Centro (das ist dem Hertzen) näher kömmt/ auch die Circulation in den grossen Adern verhindert wird/ so mehren sich auch die Zufälle/ und entstehen öffters Ohnmachten/ welche denn insgemein die Vorbo-

ten

ten eines herannahenden Endes
seynd.

Diesem Ubel aber / welches das Schiff-Volck trefflich tumm machet / vorzukommen / mögen die Officirer bey Ausrüstung eines Schiffes acht haben / daß ihnen tüchtige Victualien / nicht etwa verschimlichter Zwieback / oder verdorben Fleischwerck mitgegeben werde / und nicht dabey denen Lieferanten ihren Willen lassen / oder wenn sie es selber einkauffen / etwas daran erspahren wollen.

So können sie auch / wenn sie auff der See seyn / Sorge tragen / daß das Schiff alle Tage gekehret / und mit Saltz oder See-Wasser ausgewaschen / alle Wochen 2. biß 3. mahl mit scharffen Eßig ausgeräuchert / und damit die Lufft reine und dünne gemachet werde. Ein ieder aber vor sich kan / wenn er es erschwingen kan / Ci-

tronen-und Weinbeer-Safft/ Rossolis, eingemachte und truckene Früchte/ und vor allen Dingen getreugte Pflaumen anschaffen/ sich/ so viel möglichen / vor anbrüchigen Speisen/ Fleisch und Fischen/ und wenn sie nicht frisch oder gewässert / hüten / öffters Reiß / Gerstne Graupen / Hafer-Grütze/ nebenst Pflaumen und deren Brühe/ zu sich nehmen / Wein/ mit Wasser gemenget/ trincken/ so möglich/ nicht lange Durst leiden/ sich offte weiß anziehen/ und den Mund und Leib offt waschen/ damit der von vielen Schwitzen entstandene Schmutz abgehe/ welcher sonst die Transpiration hindert/ und nicht wenig darzu hilfft/ daß der Scorbut desto eher entstehet. Wenn man aber damit schon befället/ und an dem Zahnfleisch schon schwartze Flecken zu sehen sind/ hat man nicht zu säumen/ denn diese Kranckheit in kur-

tzen

zen sehr überhand nimmt / und wird nicht undienlich seyn / wenn man / zumahl da viel Blut verhanden / ein paar kleine Schüsselgen voll Blut springen / und damit die Circulation befördern lässet: Denn einem die Kräffte / so man alsdenn eben nicht nöthig hat / nicht flugs entgehen. Darauf kan man purgiren / darzwischen aber auch ein paar Tage aussetzen. Die Bäder solten hierbey grosse Hülffe thun / wenn man solches offte thun könte / welches aber auf dem Schiffe nicht wohl möglich / da man mit dem Wasser viel zu sparsam umgehet / als daß man es darzu brauchen solte. Nachdem muß man Citronen-Safft und Wein-Eßig / darinnen Saltz geworffen / nehmen / und das Maul fleißig mit ausspülen / und das Zahnfleisch so lange mit reiben / bis das dicke Geblüte / so sich darinnen verhalten / heraus

gehe. Wenn die Kranckheit sich an den Armen/ Beinen und Schuldern mit schwartz-gelben Flecken äussert/ soll man solches offte mit warmen See-wasser und so scharff reiben/ bis man einige Schmertzē fühlet. Es ist auch dienlich/ solche mit Blute von dem Fische Marsoin, wenn man dergleichen fänget/ zu waschen; Denn die Erfahrung hat gegeben/ daß er sseine sonderliche Eigenschaft habe/ dieser Krankheit zu wiederstehen. Und so weit ist es/ so lange man auf der See ist/ zu bringen. Denn solche aus dem Grunde zu curiren/ daselbst unmöglich ist/ bis man ans Land kömmt; Da denn alle die jenigen/ die das Glücke haben/ dahin zu kommen/ ihre Gesundheit unfehlbar in kurtzer Zeit/ und fast ohne einige gebrauchte Artzney-Mittel/ wieder erlangen/ wenn sie nur so viel Krafft und Stärcke haben/ daß sie die Ohnmach-

ten/

en/ und andere hefftige Zufälle/ wel-
he die Veränderung der Lufft verur-
achet/ ausstehen können. Und da ja/
aller angewendeten Mittel ungeach-
tet/ die Kranckheit zunähme/ und das
Hertze durch die bösen Dünste/ so von
den andern angesteckten Gliedern da-
hin tringen/ angegriffen wäre/ muß
man allerhand Hertzstärckungen brau-
chen/ mit denen man sich auf solchen
Reisen ohne dem wohl zu versehen pfle-
get. Vor allen Dingen aber muß
man/ so bald man einen Anfall vom
Scorbut an sich spüret/ sich von allen
unverdaulichen Hülsen-Früchten ent-
halten/ nichts Gesaltzenes essen/ und
wenn man weder frisches Fleisch noch
Fische haben kan/ sich die übrige Reise
nur mit Reiß/ Gerstenen Graupen
und Hafergrütze behelffen. Da ich
denn versichern will/ daß diese Diæt,
nebst ein wenig wohlgewässerten gu-

ten Wein/ alleine genug ſeyn kan/dem einreiſenden Ubel zu ſteuren. Und werden ſonſt alle die Hertzſtärckungen nichts ausrichten/wenn man nicht von geſaltzenen und unverdaulichen Speiſen abläſſet. Iſt in einer warmen Gegend/ oder zu Sommerzeit/ es denen Patienten gantz verträglich/ ans Land geſetzet zu werden. Wenn aber im Gegentheil das Schiff vor einem Orth/ da es kalt iſt/ Ancker ſincken läſſet/ muß man ſolche wohl verwahren/ und warm halten laſſen/ weil der Schweiß bey dieſer Cur viel thut/welche ohne dem bloſer Dinge in einer guten Diæt, daß man ihm geſunde und verdauliche Speiſen vorſetzet/ beſtehet.

Es iſt auch nützlich/ wenn es beſſer mit ihnen wird/daß man ihnen zur Ader laſſe/ ſie purgiren/ in laulichen Bädern baden/und Clyſtiere geben laſſe/ welche ihnen faſt ſo viel/ als alle das übrige/helffen werden. Das

Das 3. Capitel.

Von der Colica auff der Insul Madagascar.

DJe jenigen unter uns/so gerne Wein trancken/ und auf der Insul Dauphine keinen funden/ soffen hingegen den Brandewein häufig in sich. Da nun die Hitze dieser Gegend/ und die öfftere Reisen/ die Galle erhitzeten/ entstund daraus eine so hefftige Colica, welche sie öffters plagete; Da hingegen die/ so mäßig lebeten/ gar selten/ oder doch nicht so sehr/ starcke Ungelegenheit davon hatten.

Diese Colica war eben so beschaffen/ als wie die/ so den Nahmen von Poiton hat/ dabey man deñ gerne ein Fieber/ einen grossen Durst/ Blehungen/ und offtmals einen beschwerlichen Harn empfindet. Die Hefftigkeit der Schmertzen verursachen gar öffters

Con-

Convulsiones und Lähmung unterschiedlicher Glieder/als vom Schlage/ welche/da öffters auch die Colica schon auffgehöret hat/ noch lange nach währet.

Diese beschwerliche Kranckheit nun zu curiren/ war absonderlich die Aderlasse am Fusse gut/ und brauchte man mit eben so gutem Nutze die Schmertzstillende Clystiere/ Böhungen/laulichte Kräuter-Bäder/pilulas de laudano, welche denn denen Patienten die beste Linderung thaten. Weil aber sich diese böse Feuchtigkeiten in denen Häutlein der Gedärme gar zu feste gesetzet/ so thaten die starcken treibenden Artzneyen nichts mehr/ als daß sie übel ärger machten/und man also diese/ ja die gelindesten Purgationes ausgesetzet lassen seyn muste/indem es die Erfahrung lehrete/ daß man sie so lange/

als

ls sich einiger Schmertzen spühren
ieſſe/ nicht sicher gebrauchen durffte.

Die Schwartzen/ denen die Hitze
icht so viel thut/ als denen Unſrigen/
nd über ihren Reisen nicht so sehr er-
müden/auch keinen Brantewein mehr
rincken/als wir ihnen geben/dieser ih-
nen also seltsamer ist/ und darzu so viel
eben nicht bekommen/waren mit dieſer
Colica nicht so geplaget/als die Fran-
tzoſen / und auch leichter zu curi-
ren.

Das 4 Capitel.

Von der Veneriſchen Kranckheit in der Inſul Dauphine.

DIeſe Kranckheit/samt ihren Zufäl-
len/war unter den Frantzoſen so
gemein/ als unter den Schwartzen/in-
dem die einen sowohl/als die anderen/
in gleiche masse solchem liederlichen Le-
ben nachgehangen hatten. Die Un-
sern

sern liessen sich von den Chirurgis bey der Compagnie durch die gewöhnliche Mittel curiren.

Die Schwartzen achten die Vorboten von dieser Kranckheit / die ich aus gewissen Ursachen nicht nennen will / nicht sonderlich groß / und werden nicht eher daran gedencken / daß sie sich curiren liessen / als wenn sie über und über damit angestecket / und nothwendiger Weise die Cur nicht länger auffzuschieben war.

Der Mercurius, das Seqvinantum und das Gnajacum lignum ist bey ihnen gantz nicht bekannt / sie brauchen nichts / als daß sie purgiren und schwitzen. Ist aber das Ubel zu sehr eingewurtzelt / so nehmen sie ein glüend Eisen / von der Grösse / daß sie sich damit auff die Fuß-Sohlen brennen könten / damit ein dicker Grind davon würde / welcher / wenn er abgefallen /

sie

e vollends 30. biß 40. Tage ausschwä-
en lassen / halten darbey eine scharffe
Diæt, und vermeinen dadurch alle bö-
e Blatter-treibende Feuchtigkeit zu
evacuiren. Weil aber dieselnsulaner
ehr unmäßig / kan ich nicht vor ge-
gewiß ausgeben / ob sie durch den Ge-
brauch eines solchen harten Mittels
aus dem Grunde geheilet werden.

Das 5. Capitel.

Von denen Kranckheiten in Indi-
en / und absonderlich denen Fie-
bern.

DJe ansteckenden Fieber sind in
Indien gar rar / aber die einfachen
und täglichen sind viel gemeiner. Un-
ter denen abwechselnden sind die Ter-
tian-und duppelt-Tertian-Fieber
am allergemeinsten; sie sind schwerer
zu curiren / und selten ohne Gefahr.
Die heydnische Medici, die sie Pandi-
ten

ten nennen/ sind Leute/ die nichts studiret/ auch keine Wissenschafft noch Verstand in der Anatomie haben/ und derer gantze Kunst darinne bestehet/ aus einer ziemlichen Anzahl Recepte, so ihnen ihre Eltern im Erbe hinterlassen/ welcher sie sich/ so offt als ihnen eine Kranckheit unter die Hand kommt/ darzu sie sich halbweg schicken/ bedienen/ ohne daß sie etwas darinne ändern./ oder darinne auff das Alter/ Unterschied des Geschlechtes/ Temperament oder Kräffte des Patienten einige acht haben. Sie sind sehr furchtsam/ und lassen offte einen und andern dahin sterben/ ehe sie ein Mittel/ so ihnen nur ein wenig bedencklich fället/ gebrauchen; auch/ ungeachtet die Kranckheit ohne dem zum Tode/ und ohne solcher nicht zu helffen ist. Indessen macht doch die lange Erfahrung/ so sie in den Landen erlanget/ daß

es

s ihnen offt besser / als denen Fremb-
en / geglücket ; Ja auch diese müssen
ffte ihrer Methode folgen / wenn sie
ch nicht in Augenscheinliche Gefahr
eben wollen / daß es mit ihren
Patienten übel ablauffen möchte.
Man giebt denen Febricitanten we-
der Fleisch noch Eyer / noch fette Sup-
pen / und wer es anders thäte / würde
des Patienten Leben in Gefahr setzen.
Man giebt ihnen auch nur schlechte
Wasser zu trincken / und zur Nahrung
nichts weiter / als Congè, welches auf
folgende Arth zubereitet wird: Man
lässet ein halb Pfund Reiß in 2. bis 3½.
Kanne Wasser so lange kochen / bis der
Reiß zergehet / worzu man noch keine
Stunde brauchet ; Solches drucket
man durch ein Tuch / also / daß die gan-
tze Substanz vom Reiß heraus gepreß-
set / und es als ein dünner Brey wird.
Von diesem Congè giebt man den

Pa-

Patienten 5. bis 6. mahl des Tages allemahl einen kleinen Löffel voll/welches allemahl warm gemacht/ und ein Körnigen Saltz hinein muß gethan werden/ damit es einen bessern Geschmack bekomme. Weiter drunten will ich auch melden/ bey was vor Gelegenheit sie auch Pfeffer darunter mischen. Dieses Congè löscht bey denen Patienten eben auch den Durst/ giebt ihnen auch Nahrung/ und verursachet nicht so viel Corruption, als unsere Suppen und Krafft-Brühen. Es kommt mir auch vor/ daß diese Diæt mit den Alten besser überein komme/ als wie sie bey uns gebräuchlich/ da die Medici mehr geschehen lassen müssen/ als da sie hierinnen viel verordnen können. Die Wahrheit zu sagen/ so ist es eine wunderliche Sache/ daß die Leute mehr Nahrung zu sich nehmen/ wenn sie kranck seyn/ als sie

nicht

nicht thun würden / wenn sie gesund wären / indem sieben oder acht Krafft-Brühen und frische Eyer / so man denen Patienten auch in den hefftigsten Kranckheiten giebt / viel mehr / und auch einen viel bessern Safft / als das wenige Brot und Fleisch-Speisen / so sie zu sich nehmen / wenn sie gesund sind / haben. So hat auch die Congè noch diese Güte an sich / daß sie bey denen Patienten keinen Eckel erwecket / als wie unsere Suppen / welche mit Wiederwillen und Zwang genossen / unmöglich gar zu viel Nutzen schaffen können.

Ist es ein stets anhaltend Fieber / so lassen sie dem Patienten nichts als dieses Congè zu essen geben ; Ist es aber ein Fieber / das ein und andern Tag ausseen bleibet / lassen sie zu / daß er ein wenig Brodt und eingemachtes geniessen darff / aber Eyer und Fleisch durchaus

nicht /

nicht / es wäre denn / daß das Fiebe gäntzlich aussen bliebe / und kein Reci div zu besorgen seyn solte.

Das Aderlassen an Füssen ist ga gemein / und zwar nicht ohne grosse Nutzen / und ich habe angemercket / daß nicht allein in Indien / sondern auch in viel andern Orten / da ich gewesen / ja in Franckreich selber / es bey wenig Kranckheiten nicht davon besser / als an den Armen / Vortheil geschaffet. Wo es aber nicht thunlich / die Ader springen zu lassen / so brauchen die Indianer die Schrepff-Köpffe und Blut-Egeln. Es sind auch die Clystire sehr im Gebrauch / und weil man sie von Senes-Blättern / Cassia und Tamarinden / eben wie die Purgationes, zurichtet / so ist des einen Würckung so gut / als des andern / da man sonst nichts sonderliches / als gemeinen Syrupum Chiconim, Rosen / Limonien und den Capillaram darzu nimmt. Die

Die Chymischen Artzneyen sind de-
nen Panditen eine unbekante Sache/
welche treffliche grosse Augen machen
können/ wenn sie sehen/ daß ein Frem-
der mit einer Artzney/ so ihm so wenig
vorkommt/ so grosses Erbrechen oder
viele Stuhl-Gänge zuwege bringen
kan.

Wenn die Panditen sehen/ daß ein
Febricitante einen weissen Urin von
sich giebt/ sagen sie/ daß die Kranckheit
ihren Uhrsprung von der Kälte hat/ oh-
ne daß sie auff die Phantasie/ und Ver-
wirrung des Haupts / welches doch
durch dergleichen Urin gemeiniglich
angezeiget wird/ ihr Absehen richten
solten; da mischen sie denn dem Patien-
ten Pfeffer unter das Congè, und le-
gen ihm dessen gar viel auf das Haupt/
um ihnen das Gehirn/ von welchem sie
vorgeben/ daß es erkaltet wäre/ zu er-
wärmen. Verordnen auch die Ader-

lasse nicht eher/ als biß sie sehen/ da
sich der Urin gefärbet; also/ daß ic
versichern kan/ daß von denen/ welch
zu phantasiren anfangen/ und der
gleichen Urin haben/ selten einig
davon kommen. Sie wären denn s
glücklich/ daß sie einem Europäischen
Medico in die Hände geriethen/ wel
che denn darinnen besser auf den Zweck
kommen/ als die Heyden/ davon ich
denn ein Exempel anführen will: Ich
war schon etliche Monate zu Damon
gewesen/ als ich/ ungeachtet der
Mißgunst von denen Panditen/ in
die vornehmsten Häuser der Stadt ge-
holet wurde. Ich hatte auch schon die
älteste Tochter einer der vornehmsten
Frau im Lande gar glücklich curiret/
da inzwischen eine von ihren jüngsten
Töchtern sich an einem alltäglichen
Fieber eingeleget/ dabey selbige
phantasirte/ ohne daß ich sie besuchen

dürf-

dürffen / weil diese Frau von einem Panditen / den sie lange gebrauchet / war abwendig gemachet worden. Als es aber immer schlimmer wurde / fassete sie den Entschluß / mich hinter des Heyden Wissen und Willen holen zu lassen. Ich kam dahin / da schon der neundte Tag / und das Fieber und die Phantasie sehr hefftig / auch der Urin gantz weiß war ; Ich machte daraus gar einen andern Schluß / als der Pandite / und nachdem ich die Gefahr / darinnen die Patientin / so nur 7. Jahr alt war / schwebete / vorgestellet / liesse ich ihr zur Ader. Indem kam der Indianer darzu / welcher behauptete / daß das Fieber von einer Erkältung herrührete / und daß die Patientin / wenn man ihr die Ader springen lassen würde / unfehlbar des Todes seyn würde ; Ich aber lachete über die nichtigen Gründe / und es wurde mir gefolget.

folget. Ich ließ alsdenn den Pfeffer aus dem Conge weglassen/ und liesse ihr auch wohl ein halb Pfund klar gestossenen Pfeffer vom Kopffe nehmen; wiederholte auch das Ader-Lassen zu sechs mahlen / da sich denn das Fieber verlohr / und die Patientin wurde / wider des Heydens Meynung / der einen unfehlbaren Todt propheceyet/wieder vollkommen gesund.

Das 6. Capitel.

Von dem Mordechi.

DJe Kranckheit / welche von denen in Orient Mordechi genennet wird/ist eigentlich nichts anders/als ein verderbter Magen / welches in Indien gantz nichts ungemeines /wo die stete Hitze und der viele Schweiß den Magen schwächet; Aber deßwegen ist es doch Gefahr genug darbey/und er-

erfähret man gar offte / wie die Leute in wenig Stunden / wenn man ihnen nicht Rath schaffet / des Todes gewesen.

Diese Kranckheit entstehet insgemein daher / wenn man zu viel gegessen und getruncken / und unverdauliche Speisen / absonderlich des Abends / zu sich genommen. Dessen Anzeigungen sind / grosser Durst / Kopff-Wehtagen / Schlaff-läßigkeit / Fieber / Phantasiren / Durchlauff und Erbrechen / der Puls schlägt starck und ungleich / der Urin ist entweder weiß oder roth; doch sind diese Signa nicht allezeit zusammen bey einem Patienten anzutreffen. Weil aber diese Kranckheit gefährlich / so darff man / so bald man das geringste mercket / nichts daran verabsäumen.

Das erste und vornehmste Mittel /

so man an denen / von denen man gläubet / oder sich besorget / daß sie damit befället / brauchet / ist / daß man ein Eisen / das so dünne als ein Vogel-Spießgen / glüend machet / und damit unten an die Versen / wo die Haut am dicksten ist / so lange brennet / biß der Patiente durch einen Schrey / wie er solches fühle / an Tag giebt / mann nimmt es sodann / und thut etliche Schläge auff den gebrandten Orth / daß keine Blase entstehe / und thut weiter nichts darbey.

Diese Berührung mit dem glüenden Eisen thut nicht sehr weh / und wenn sonst keine Ursache da ist / kan man stracks wieder so gut daran gehen / als zuvor; nichts destoweniger benimts dem Mordechi die Krafft / und verhütet alle Zufälle im Augenblick: Wenn ja auch das Fieber noch ein wenig anhalten solte / kan man solchem

nur

ur mit gewöhnlichen Mittel / ohne
le Gefahr / begegnen.

Bey dergleichen Arth Fieber pfle-
en die Indianer in das Conge derer
atienten gar viel Pfeffer zu mengen /
gen auch dergleichen auf das Haupt /
nd geschicht gemeiniglich / daß durch
iese Diæt und durch den Brand solch
bel geheilet wird / ohne daß man sich
arbey des Aderlassens bedienet / wel-
hes im Anfange unfehlbar den Tod
erursachen würde. Die Purgation
wird dabey nicht gerne gebrauchet /
und so es ja etwa der Gelegenheit nach
geschehen müste / so darff es nicht eher
seyn / als wenn dem Ubel schon ge-
steuert / und das Fieber gehoben wor-
den.

Ich darff nicht zweiffeln / daß ihrer
viel diese Arth zu brennen vor was
wunderliches halten / und darüber
spotten werden / weil es sich zu der

Kranckheit / wider welche es gebrauchet wird / gar nicht reimet. Ich habe / als ich in Indien kommen / erstlich eben diese Gedancken gehabt / aber doch die Erfahrung hierunter annehmen müssen / und es so wohl an mir selber / als an andern gar glücklich versuchet.

Nachdem ich an etlichen Personen / welche mit dieser Kranheit angegriffen worden / ohne dieses Mittel wenig fruchtbarliches ausrichten können.

Das 7. Capitel.

Vom Bauch-Fluß.

DEr Bauch-Fluß ist so wohl in Indien / als auff dem Wege dahin / nach aller seiner Arth sehr gemein / schwer zu curiren und offtmahls tödtlich. Und ob gleich die Indianer damit befället / so sind doch die Europäer nochmehr damit geplaget / und wegen ih-

ihres vielen Wein- und Brandewein-
trinckens / so von denen Orientali-
schen Völckern nicht geschiehet / übel zu
curiren. Wenn bey diesem Bauch-
Fluß ein Fieber / welches denn gemei-
niglich nicht weit ist / geben die Pandi-
tes ihren Patienten nichts / als Con-
ge, und dünn gekochten Reiß / ohne
Saltz / mit etwas sauerer dicken
Milch / von welcher sie vorgeben /
daß es ein bewährtes Mittel wider
diese Kranckheit ist / von welchem ich
doch schlechte Würckung gesehen. Sie
wiederholen das Ader-Lassen zu unter-
schiedenen mahlen / brauchen keine
Purgation, auch keine Schmertz-
stillende Clystire / so hefftig als die
Blehungen und das Schneiden im
Leibe seyn mag / aus Beysorge / daß
sie übel ärger machen möchten; Brau-
chen nichts / als lauter anhaltende Mit-
tel / und wollen den Durchlauff flugs

zopffen/ ohne daß sie der Uhrsache abzuhelffen bedacht wären. Und da nun endlich die Patienten / wegen der hefftigen Schmertzen / gar in eine beschwerliche Schlafflosigkeit gerathen / so geben sie ihnen unterschiedliche mahl un-präparirten Opium ein / also / daß sie auff eine Dosin wohl 10. Gran nehmen. Ob nun gleich die Indianer an das Opium gewohnet/ so erfähret man doch / daß die Pandites durch dieses Mittel ihrer gar wenigen schlechte Hülffe / als wie mit den andern allen/ verschaffen.

Da aber diese Arth zu curiren denen Orientalischen Völckern nachtheilig ist / so ist es bey unserer Nation, so sich unterstanden / sich in der Heydnischen Medicorum ihre Cur zu begeben/ noch viel schädlicher: Und ich kan versichern/ daß ich noch niemals einen Patienten von den Unsrigen ge-

se-

sehen / der an der Dissenteria gelegen/und unter ihre Hände gekommen / der nicht die Erde kauen müssen. Welches diejenige / denen die Würckungen des Opii bekannt / einem gar leichte glauben werden. Deßwegen ich mich allezeit / so viel als ich gekunt/geäusert/daß ich diesen Heyden es mit solchen unmenschlichen Mitteln gleich thun wollen / sondern habe vielmehr geschehen lassen/daß die/ so ich curiret/ sie selbst holen/ und die Artzney mit ihren eigenen Händen geben liessen / als daß ich es thun solte; Wie denn Zeit meines Auffenthalts in Malabar an einem Geistlichen geschahe / den ich curirete / welcher / als er an einem Bauch-Fluß und Fieber kranck wurde/ und sahe/ daß die Mittel/ so er bißher gebrauchet / nicht anschlagen wolten/mich ersuchte / ihm zu vergönnen / daß er einen Panditen holen liesse/wel-

cher/als er kommen/dem Pater 5. oder 6. mahl Opium, mit Oel und Cocos-Zucker oder Sagre vermischet/ eingab/dadurch auch die Kranckheit/iedoch mit dem Tode des Patienten/ ein Ende nahm.

Im übrigen gieng es mir trefflich nahe/wie ich sahe/daß meine gebrauchten Mittel auch so wenig anschlugen/ und liesse mir es sehr angelegen seyn/ hinter die Mittel zu kommen/ die einem Patienten würckliche Hülffe thun könten. Ich sahe/daß die Portugiesen sonst nichts als Cange, Reiß/ Brod und Wasser/ darinnen Stahl gelescheet/ bey dergleichen Durchlauff/ und die anhaltende Artzneyen erst nach einigen gebrauchten gelinden Purganzen zu liessen/ auch die geronnene Milch/ samt dem Opio der Panditen gäntzlich verworffen. Es schiene mir auch diese Methode zu

cu-

euriren etwas sicherer / aber doch noch nicht gar zu länglich zu seyn.

Endlich hatte ich das Glücke / von einer Person / so lange Jahr in Indien gewesen / ein Mittel zu lernen / so leichte zu präpariren / und auch zu nehmen ist / mit welchem / und der gehörigen Diæt, ich eine grosse Anzahl Patienten in Indien / auff der Reise / und nach meiner Rückkunfft / auch in Franckreich / curiret habe.

Es ist gewiß / daß der Durchlauff von unterschiedlichen Ursachen entstehen kan / also ist auch ein Unterscheid sowohl mit den Mitteln / als der Diæt zu halten. Uber dieses ist so gar schwer nicht / und wenn es mit einem Patienten nicht gar zu sehr auff die Neige kommen / so mag diese Kranckheit beschaffen seyn wie sie wolle / so soll ihr durch solche Mittel abgeholffen werden können.

Das 8. Capitel.

Von denen von den Portugiesen so genanten Esfalfador.

IN Indien kommen einem gar offte solche Patienten unter die Hand/ so die Portugiesen Esfalfador nennen. Dieses sind die Leute/ welche bey dem Frauenzimmer die Kräffte allzusehr aufgewendet: Welches in einem solchen Climate, da durch das stetige Schwitzen die Geister ohnedem sehr zerstreuet werden/ leicht geschehen kan. Die Indianer/ so darinnen sich mehr zu mäßigen wissen/ als die Portugiesen/ haben von dieser Kranckheit auch seltener Ungelegenheit.

Woher sie rühre/ habe ich schon gemeldet. Deren Anzeugungen sind grosse Truckenheit / Hitze / Durst / Schlaffloßigkeit/ Eckel/ ein stets-währendes Fieber / der Puls ist ungleich/

bald

bald starck und geschwinde/ bald so schwach/ daß man ihn kaum spüren kan/ der Urin sehr roth/ aber allezeit helle.

Weil die Kranckheit gantz gemein/ und man/ da man widrige Mittel brauchen wolte/ gar leicht einen Fehler/ so nicht leichte wieder gut zu machen/ begehen könte; So kan ein kluger Medicus nicht besser thun/ als wenn er seinen Patienten ins geheim wohl ausfraget/ wie er gelebet/ absonderlich bey einem jungen Menschen/ welcher in Beyseyn seiner Eltern mit der Sprache nicht gerne heraus will/ und kan das Fieber einen Medicum leichte betrügen. Ja ich habe ihrer unterschiedliche drauff gehen gesehen/ welchen man dergestalt nur einmahl zur Ader gelassen.

Die gantze Cur bestehet darinne/ daß man dem Patienten wieder Kräfte

te verschaffet / und ihm gesunde und verdauliche Speisen / als gute Krafft-Brühen / frische Eyer / Brodmüser in Fleisch-Brühe; zum Getränckе aber einen guten Wein / der mehr oder weniger temperiret / nachdem sie es gewohnet sind: und ja kein schlecht oder Gersten-Wasser geben lassen / ohne einige Beysorge / daß das Fieber dadurch gestärcket werden möchte / welches vielmehr dadurch vertrieben wird.

Das 9. Capitel.

Von denen Kindes-Blattern.

MAn weiß in Indien von keiner andern Pest / als denen Kinder-Blattern / sie sind daselbst so anfällig / als in Europa; Und ob sie gleich daselbst nicht so gefährlich seyn sollen / weil die Wärme die Schweiß-Löcher besser öffnet / und also das Gifft leichter

ter ausgetrieben werden kan / so räumen sie doch sehr daselbst auff / weil die Panditen der Natur durch Reinigen niemahls zu Hülffe kommen / daß sie bey so vielen Feuchtigkeiten endlich unten liegen muß.

Die Heyden kunten sich sehr daran ärgern / daß wir das Ader-lassen und Clystiren / noch ehe die Blattern hervor kamen / verordneten; Und ob sie gleich sahen / daß es wohl anschluge / doch nicht darzu gebracht werden / daß sie es uns nachgethan hätten. Die Malabaren gehen mit denen / so damit behafftet / am allerunbarmhertzigsten umb: Denn dieses ist nicht genug / daß sie ihnen keine Hülffe thun / sondern sie legen solche / damit sie von ihnen nicht angestecket werden / heraus / weit von ihren Häusern / und tragen keine andere Sorge vor sie / als daß sie ihnen alle Tage Change brin-

bringen / so sie ihnen hinsetzen / und nicht einmahl eingeben / denn sie solche nicht / als biß sie wieder zu rechte / anrühren; und daher geschicht / daß / wie leicht zu erachten / die meisten daran sterben.

Das 10. Capitel.

Von denen Schlangen-Bissen.

UNter denen Schlangen sind etliche so schädlich / daß die / so von ihren Giffte angestecket / auff der Stelle sterben / ohne daß eine Möglichkeit / ihnen zu helffen. Dergleichen Arth sind die grünen / von welchen ich in der Beschreibung von Malabar Meldung gethan. Da aber der andere Gifft etwas langsamer / so lässet es doch Zeit / darwider etwas zu gebrauchen. In Indien brauchet man einen Stein / so in dem Kopff einer gewissen Schlangen soll gefunden

wer-

werden / und daher von denen Portugiesen Pedra de Cobra genennet wird. Man legt solchen auff den Biß / da er anklebet / ohne daß man ihn darauff halten darff; und wenn solcher so viel Gifft in sich gesogen / als er fassen kan / fällt er von sich selbst ab. Alsdenn leget man ihn in Milch / da er denn den Gifft / so er in sich gesogen / wieder von sich läffet / und leget ihn so lange wieder auff / biß er von sich selbst nicht mehr hafften will / welches denn eine Anzeigung / daß keine Gefahr mehr zu besorgen. So man diesen Stein in Milch legt / läffet er den Gifft von sich / und sie siehet alsdenn voller Unflath und vielfärbig aus. Diese Würckung des Steines habe ich offe selbst gesehen / und findet man selten gute / aber viel nachgemachte / welche dergleichen Krafft nicht haben; Dahero / wenn man keinen

nen guten Stein hat / und von einer Schlangen gebissen worden / darff man nur das angebissene Glied hacken / und mit einem Schrepff-Kopff ausziehen und darnach solche Sachen auffliegen / welche den Gifft stets an sich zu ehen / solche Wunde auch offen halten und in alles / was man isset / Citronen-Safft mischen / einen guten Wein trincken / und wenn man es haben kan / von dem Pulvere viperorum offte einnehmen / dieses halte ich vor die besten Hertz-Stärckungen / so man bey dergleichen Gelegenheit brauchen kan / weil das Gifft von diesem Thiere überaus subtil ist / dringet es öffters zum Hertzen / ehe man etwas davor brauchen kan / und daher sterben viel Leute elendiglich dahin. Es sind Leute / die wohl wissen / was vor Gefahr dabey sey / daher sie denn das angebissene Glied / wie ein

ge-

gewisser bey meinem Auffenthalt in Tilcery that / abschneiden.

Dieser hatte ein wenig zu viel Tary getruncken / und fande eine kleine Schlange/Cobra de Capel genannt/ nahm sie bey dem Schwantze / und spielte lange damit / endlich biß sie ihn in Zeiger-Finger. Der Naher, ohngeachtet / daß er voll war / nahm die Lebens-Gefahr zu Hertzen / machte die Schlange todt / und schnitte sich den Finger auff der Stelle ab.

Das 11. Capitel.

Von der Kranckheit / so die Portugiesen Bicho nennen.

DAs Wort Bicho heisset auff Portugiesische Sprache ein Erd-Wurm/ oder so ein klein Thier. Man brauchet solches auch / wenn man die jenigen Stäupgen / so in Brasilien

en im Schwange gehen / nennen will.

Die erste Arth ist ein sehr langer dünner Wurm / welcher / wenn man nichts davor brauchet / in denen Schenckeln wächset / und grosse Schmertzen / auch faule Geschwüre / ja manchmahl gar den Krebs verursachet. Man ritzt die Haut ein wenig auff / fasset den Wurm / und ziehet ihn / indem man ihn umb eine Nadel oder Gäbelgen herumb windet / sachte / und mit Vorsichtigkeit / daß er nicht zureisse / heraus / weil er alsdenn nicht / man mache denn eine grosse Oeffnung / heraus genommen werden kan. Wenn er nun heraus / wischet man die Wunde ab / und heilet sie gewöhnlicher maßen wieder zu. Der Bicho von der andern Arth ist ein Würmgen / welches so klein / daß es die helleſten Augen nicht erkennen kön-

können. Solches findet sich in grosser Menge in alten Gebäuden / an Orten / wo gebauet wird / und überall / wo Koth und Stqub ist. Diese hängen sich an die Füsse / kriechen unvermercket in die Schweiß-Löcher hinein / und setzen sich zwischen Fell und Fleisch / auch offtmahls zwischen die Nagel. Die Schwartzen und Brasilianer, so barfuß gehen / bekommen sie leicht / und sind die Europäer / ob sie gleich Schuh und Strümpffe haben / dennoch davon nicht befreyet. Dieses kleine Ungeziefer machet im Anfang keine Schmertzen; und wenn man nicht alle Tage mit allem Fleiß seine Schenckel besiehet, wird man sie in langer Zeit nicht gewahr werden. In der Haut wachsen sie nun / und werden in 14. Tagen so groß / als eine Erbse / da man sie denn an ihrer schwartzen Farbe erkennen kan. So

bald

bald als man sie gewahr wird/ muß man sie heraus nehmen/ weil/ ie gröſſer sie sind/ ie schwerer sind sie heraus zu nehmen. Und wenn sie lange drinne sind/ so greiffen sie endlich das Glied/ darinne sie sitzen/ an/ und verursachen solche böse Geschwüre.

Es werden einen offte gnug Schwartzen vorkommen/ denen das Fleisch alle von Beinen weg/ und die Beine bloß zu sehen sind. Man kan sich vor dem kleinen Ungeziefer nicht hüten/ es pfleget solche iederman auffzulesen. Aber die sich wohl in acht nehmen/ dürffen nicht so viel ausstehen/ wenn sie solche nur bald heraus graben. Wenn solche schon ein faul Geschwüre zu wege gebracht/ so curiret man sie/ wie man sonst pfleget; Nachdem man alle solche Würmer heraus genommen/ oder sie mit pulverisirten Toback getödtet hat.

Die

Die Portugiesen / so sich in Brasilien gesetzet / heissen auch die Entzündung des Gefässes Bicho, welche in diesem Lande gar gemein und gefährlich ist. Es ist allezeit Kopff-Schmertzen / Blehungen / grosse Hitze an dem krancken Gliedmasse / und manchmahl auch ein Fieber dabey ; Wenn man solches nicht wohl in acht nimmt / werden in wenig Tagen gifftige Geschwäre daraus / daher denn der Nahme Bicho entsprossen.

Welche dieses Gliedmaß offte waschen / empfinden diese Ungelegenheit seltener / als die / so solches nicht thun. So bald als man meinet / daß man damit befället / muß man alle Tage dieses Glied nur mit einer Decoction von Limonien / darinnen ein wenig Saltz ist / bähen. Man steckt auch mit gutem Nutzen in den Mast-Darm kleine Stückgen von ei-

ner Limonie, welche im Anfange das Ubel in weniger Zeit stillet. Man pflegt auch/ wenn sich schon eine merckliche Fäulnng spüren lässet / Schieß-Pulver in Rosen-Wasser zu thun / welche Salbe man in reine Tüchlein weichet / und auff das Gesässe leget/ nachdem man solches über eine Decoction von Limonien wohl gebähet.

Ferner/ wenn ein Fieber dabey/hat man sich vor das Aderlassen sehr zu hüten / denn man aus der Erfahrung hat / daß dieses Mittel sehr nachtheilig ist. Man kan aber offte Schmertz-stillende oder reinigende Clystire / nachdem die Fäulung viel oder weniger ist darbey / und zuletzt eine gelinde Purgation brauchen.

Das

Das 12. Capitel.

Von der Essenz de Persia & Cephalion.

ZEit meines daseyns zu Bander Abassy, habe ich einen frembden Mann kennen lernen/welcher ein sehr gelehrter Mensch/ und der Medicin in Orientalischen Ländern fleißig von vielen Jahren obgelegen war. Es fügte sich/ daß ich ihm ein- und andern Gefallen erweisen kunte/ deswegen er mir zur Danckbarkeit die Præparation zweyer Artzneyen/ mit welchen er sich in so gutes Ansehen gebracht/ lehrete.

Die erste ist die Essenz de Persia, welcher ich den Nahmen deswegen gebe/weil ich dieses Secret in solchem Königreich bekommen. Es ist ein treflich Præservativ wider die böse Seuche und den Schlag/wenn man deren wöchent-

lich zwey mahl/ absonderlich des Winters/ früh nüchtern einen Löffel entweder allein/ oder unter 2. Löffel Betonien-Wasser/ einnimmt. Wenn man denen/ so mit der bösen Seuche behafftet/ einen oder 2. Löffel/ zu der Zeit/ da sie den Zufall haben/ eingiebt/ so wird es gleich nachlassen. Offters thut es gleiche Würckung bey solchen Personen/ welche der Schlag würcklich gerühret/ und kan man ihn eben so viel/ und wenn es die Noth erfordert/ des Tages öffter/ ohne einige Gefahr eingeben.

Sie dienet in allerley Mutter-Beschwerungen/ wenn man die Patienten zur Zeit der Noth einen Löffel/ entweder alleine/ oder in zwey Löffel Pomerantzen-Wasser einnehmen lässet/ nachdem selbige hefftig ist oder nicht.

Sie befördert die Monats-Zeit/

wenn

wenn man zu gewisser Zeit einige Löffel nüchtern eingiebt.

Sie befördert die Geburth / wenn man zwey oder drey Löffel in den grösten Wehen einnehmen lässet.

Wenn man bey Anfange des kalten Fiebers zween Löffel entweder allein oder in zwey Löffel guten Wein eingiebet / und solches in zwey Symptomatibus nacheinander thut / so wird es nicht selten die abwechselnden Fieber curiren. Aeusserlich ist es gut zu denen Zerqvetschungen / frischen Wunden oder faulen Geschwüren / und wenn man es auf den Brand leget / verhindert es / daß keine Blasen auff-fahren.

Die andere Artzney / so ich von diesem Fremden gelernet / war die Essentia cephalica, oder Haupt-Essenz, hat viel bessere Würckung / als das erste / wieder den Schlag / und ist nur in

der Zeit der Noth / und nicht als zum Præservativ einzunehmen. Man braucht einen kleinen halben Löffel auff einmahl / und kan / wenn es vonnöthen / es etliche mahl wiederholen.

Man kan in gleicher Qvantitæt die / so mit der bösen Seuche befället / und dem Weibs-Volcke bey der Mut-Beschwerung eingeben / welches letztere diese Essenz; wie auch die Colica, geschwinde stillet.

Sie lindert die Zahn-Schmertzen / wenn man es auff den schmertzhafften Ort mit ein wenig Baum-Wolle leget.

Sie stillet auch die Schmertzen vom Zipperlein / wenn man nur das angegriffene Gliedmaß damit streichet: Auff eben diese Arth gebrauchet / resolviret es die Geschwülste / so von Erkältung herkommen. Es vertreibet auch alles Jucken in der Haut / wenn

wenn man es zwey oder drey mahl des Tages damit bestreichet.

Dabey zu mercken/ daß/ ohngeachtet ich von dieser zwey Artzneyen guten Tugenden viel sagen können/ dennoch man/ wenn die Kranckheit innerlich/ diejenigen Artzneyen/ so man sonst zu brauchen pfleget/ eben nicht bey Seite setzen dürffe.

Wer sich dieser Essenzen bedienen will/ wird solche recht zugerichtet bey dem Königlichen Apothecar, Monſ. Ruviere, bey S. Poche, habhafft haben können.

ENDE.

83-120

E700
D358n